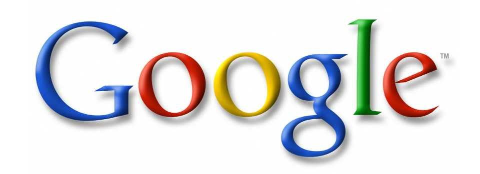




Erinnerungen und Erlebnisse

des königlich Hannoverschen

General-Major

Georg Fried. Ferd. Dammers

letztem

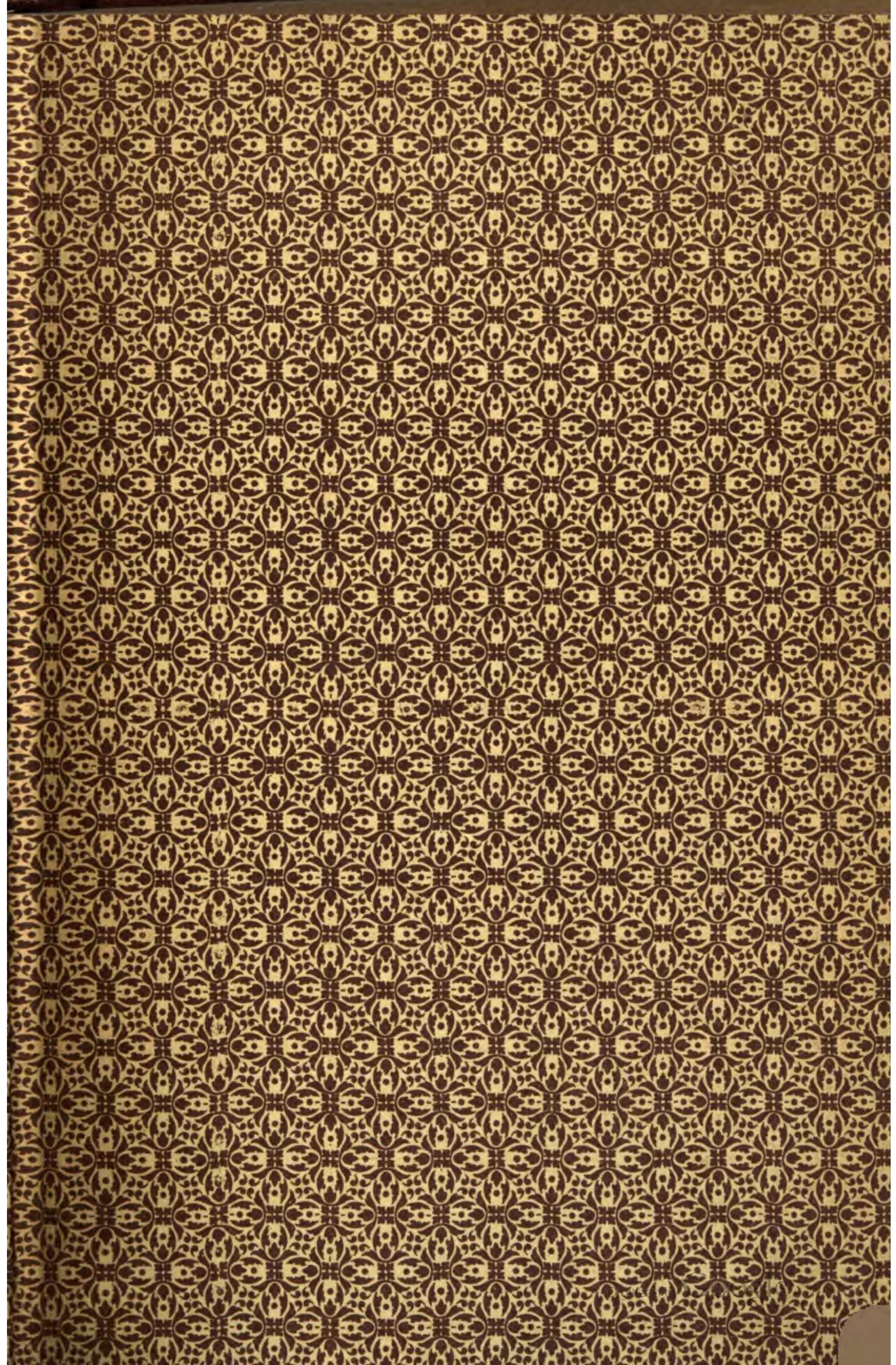
General-Adjutanten

des

Königs Georg V.

von

Hannover



Erinnerungen und Erlebnisse

des königlich hannoverschen

General-Major

Georg Friedrich Ferdinand Dammers

letztem

General-Adjutanten

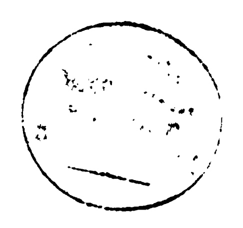
des

Königs Georg V.

von

Hannover.





Hannover

Helwing'sche Verlagsbuchhandlung.

Schlägerstraße 20.

1890.

Audiatur et altera pars.

Mein am 15. Mai 1887 verstorbener Vater ist sowohl in seinem Charakter als in seiner Thätigkeit von verschiedenen Seiten unrichtig beurteilt worden. Aus diesem Grunde sehe ich mich veranlaßt, die nachstehenden, von ihm verfaßten Erinnerungen und Erlebnisse zu veröffentlichen.

Bridport, Dorset, England.

A. W. H. Dammers.

I. Teil.

Wenngleich mir von verschiedenen Seiten oft der Wunsch ausgesprochen wurde, Erinnerungen aus meinem Leben niederzuschreiben, von anderen Seiten gewünscht, ja verlangt wurde, einige historische Ereignisse zu veröffentlichen, bei welchen ich teils Augenzeuge, teils wesentlich selbst beteiligt war, so ist dies bislang doch aus manchen Gründen nicht geschehen.

Was Veröffentlichungen anlangt, so beabsichtige ich diese auch jetzt nicht, denn die Zwecke solcher liegen mir ferne.

Sie pflegen zu geschehen meistens aus Eitelkeit, bisweilen aus Pflichtgefühl oder zur Abwehr, endlich zum Erwerb.

Über erstere bin ich hinweg, Pflichten zwingen mich nicht dazu, die Angriffe meiner Feinde habe ich stets verachtet, und zu erwerben brauche ich nichts.

Dagegen will ich den Wunsch meiner Angehörigen, Erinnerungen aus meinem vielbewegten Leben niederzuschreiben, erfüllen, wenn mir Gott Zeit und Kraft dazu läßt.

Ich bin zu diesem Entschlusse hauptsächlich deswegen gekommen, weil ich selbst stets den großen Wunsch gehabt habe, mehr aus dem Leben meines seligen Vaters zu wissen und weil es nützlich und belehrend für meine Kinder und Nachkommen sein wird, wenn sie die Ereignisse, welche ich erlebte, aus richtigeren und ausführlicheren Darstellungen kennen, als dies möglich ist durch spärliche, oft ganz unrichtige, ja häufig tendenziös falsche Schilderungen der

Presse und von Personen, welche dabei oft nur den Zweck verfolgten, die Wahrheit zu verbergen.

Daß ich letztere stets als meine Hauptrichtschnur im Auge behalten werde, dafür bürgt meinen Nachkommen nicht nur mein den Kindern bekannter Charakter, sondern auch der vorhin angeführte Zweck meiner Niederschrift.

Ich fühlte und fühle noch immer eine große Abneigung, die Geschichte meines Lebens aufzuzeichnen, weil man dabei gezwungen ist, in der Hauptsache von sich selbst zu reden. Nun besteht aber eine der hauptsächlichsten menschlichen Schwächen darin, daß man sich am wenigsten selbst kennt, daß man diejenigen Schwächen, welche man etwa kennt, zu gerne verschweigt, seine Fehler beschönigt und von seinen Leistungen vielfach eine bessere Meinung hat als andere Leute.

Diese Thatsachen sind mir besonders in allen mir bekannten Selbstbiographien aufgefallen und haben mich bedenklich gemacht, ob ich nicht unwillkürlich in denselben Fehler verfallen würde.

Ich will daher vor allen Dingen und gleich als Einleitung bekennen, daß ich mit ebenso fehlerhaften Neigungen und Eigenschaften behaftet bin als die meisten Menschen und daß ich mein ganzes Leben hindurch habe kämpfen müssen, um dieselben zu ändern, zu beherrschen oder zu unterdrücken.

Ich werde mich bestreben über meine kleinen Leistungen und Erfolge, wo ich sie erwähnen muß, nur Thatsächliches anzuführen, und dies mit den Zeugnissen anderer zu belegen, insoweit dies möglich ist.

Es scheint in unserer Natur begründet zu sein, bei Beginn der Lebensgeschichte eines menschlichen Pilgers zunächst nach dessen Abstammung zu forschen.

Die neueren Naturforscher begnügen sich dabei bekanntlich bei weitem nicht mehr mit den uns seit lange bekannten Voreltern Adam und Eva, auch nicht mit der weiter zurück datierenden Abstammung von Affen, sondern steigen in den Urschlamm urdenklicher Vorzeiten zurück, um daraus die ersten organischen Gebilde der Menschheit hervorzusuchen.

So anlockend dies für wissenschaftliche Spekulationen sein mag, so erhebend es noch immer vielen erscheint, ihre Abkunft bis zu einem gewissen Raubritter nachweisen zu können, welcher vor einigen hundert Jahren gelebt hat, so wenig Wert lege ich überhaupt auf die Erforschung einer weit zurück datierten Abstammung.

Was man auch alles über das blaue Blut und die Einwirkung der adeligen Milch der Mutter gefaselt hat, so bleibt es doch eine unumstößliche Thatsache, daß die wahren Heroen und Wohlthäter der Menschheit — mit wenigen Ausnahmen — keine sogenannten Ahnen aufzuweisen hatten und daß die Abkömmlinge der höchsten und edelsten Geschlechter vielfach die größten Übelthäter, Menschenschlächter und Bösewichter waren.

Dagegen ist es eine unbestreitbar wohlthuende und aneifernde Erinnerung, wenn diejenigen unserer Vorfahren, welche wir noch gekannt haben, edle Menschen gewesen sind und wenn wir als Träger eines ehrlichen oder gar hervorragenden Namens darin einen Sporn erblicken, solche Namen in ähnlicher Weise den Nachkommen zu überliefern. Familien, welche nur edle Vorfahren aufzuweisen vermögen, haben nicht nur den Vorteil, dadurch ihren Angehörigen einen gewichtigen Grund zur Nacheiferung darzubieten, sondern je länger edler Sinn und edle Sitte in ihrem Kreise gepflegt wurden, desto leichter wird es auch jedem ihrer Mitglieder, sich dieselben anzueignen.

Daher ist das Streben, sich solchen Kreisen, die man gewöhnlich als die höheren oder aristokratischen bezeichnet, anzuschließen, ein berechtigtes, umsomehr als sich in denselben die falschen Ideen immer mehr geklärt haben und die früheren so allgemein verkehrten Prätensionen und Ansichten nunmehr von ihnen selbst meistens als lächerlich und unhaltbar erkannt sind, denn in der Hauptsache gilt ein jeder jetzt nur dasjenige, was er selbst wiegt und nicht was andere vor ihm gegolten haben.

Nachdem ich diese Ansichten ausgesprochen habe, um nicht mißverstanden zu werden, so will ich nunmehr, um das etwaige Interesse über meine Abkunft zu befriedigen, insoweit ich dies vermag, darüber folgendes anführen:

Über den Ursprung von Familien pflegt man sich an Traditionen, Dokumente, geschichtliche und geographische Daten zu halten, von denen letztere wohl die bleibendsten sind.

Da nun gewisse alte Ortsnamen zusammen mit Familientraditionen die einzigsten mir bekannten Anhaltspunkte für den Ursprung unserer Familie geben, so habe ich in den mir durch die königliche Bibliothek in Dresden zugänglichen Quellen hierüber Nachforschungen angestellt.

Nach diesen steht fest, daß unsere Familie so lange im Rhöngebirge, dem jetzigen bayerischen Untermainkreise seßhaft und begütert gewesen ist, daß noch jetzt unseren Namen tragen: Das Dammersfeld, der Dammersbach und ein Land- oder Erbgericht. Der ganze nordwestliche Zug des Rhöngebirges heißt das Dammersfeld. Es steigt bis zu circa 800 Meter hinan.

Die noch jetzt bestehende umfangreiche Domaine unserer Herrschaft ging schon in alten Zeiten in den Besitz der Äbte von Fulda über. Wahrscheinlich wanderte das Geschlecht mit Heinrich den Löwen gen Norden. Zur Zeit der dänischen Herrschaft soll die Familie das jetzige umfangreiche Gut Dammersdorf bei Rostock in Mecklenburg besessen haben.

Die Familientradition gibt an, daß drei Gebrüder Dammers sich bei Sturmfluten hervorgethan hätten und daß infolgedessen durch Verleihung des Königs von Dänemark diese That in Wappen oder Siegel der Familie ausgedrückt sei. Jedenfalls ist unser Name jetzt ein fast ausgestorbener. Eine Deszendenz existiert meines Wissens nur in meinen beiden Söhnen, von denen nur der älteste Söhne hat und in einem Sohn meines Bruders.

Da ich von meinen Urgroßeltern, deren Bilder großmütterlicherseits noch in meinem Besitze sind, nur weiß, daß sie als Offiziere dienten, so beginne ich mit meinen Großeltern.

Mein Großvater väterlicherseits lebte im Anfange und um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in Nienburg an der Weser von seinem erheblichen Vermögen. Sein ausgedehnter Haus-, Hof- und Gartenbesitz existiert dort noch, nunmehr in mehrere Teile zerlegt,

inmitten bester Stadtlage. Er bekleidete daneben das Ehrenamt eines Bürgermeisters.

Mit seiner Frau hatte er 17 lebende Kinder. Hierdurch sowohl als durch die folgenden schweren und langen Kriegszeiten verschwand das Vermögen.

Mein Vater als eines der jüngsten Kinder 1763 geboren, trat in das kurfürstliche Artilleriekorps in Hannover und wurde alsbald Stückjunker und Fähnrich.

Der Feldmarschall und Chef des 3. Infanterieregimentes „von Reden“ hatte schon früh sein Augenmerk auf den talentvollen, jungen Offizier gerichtet und beredete ihn, das Kommando der Artillerie seines Regimentes, sowie den Unterricht seiner jungen Offiziere zu übernehmen.

So trat mein Vater 1794 in jenes, damals in Hameln garnisonierende Regiment über und focht teils in diesem Regimente, teils als Adjutant des Herzogs von York gegen die Heere der französischen Republik.

Eine Flintenkugel aus diesen Feldzügen trug er bis zu seinem Tode in der linken Wade.

Zwanzig Jahre später (1814) befindet er sich als Major in der, den von Elba zurückgekehrten Franzosenkaiser bekämpfenden, englisch-deutschen Legion und abermals 50 Jahre später dient sein Sohn in drei verschiedenen Rangstufen wieder im dritten hannoverschen Infanterieregimente.

Mein Vater heiratete bereits in jungen Jahren die Tochter des Obersten Hagen, ging nach Besetzung des Landes durch Marschall Mortier mit seiner Familie nach Göttingen und warb dort für die Kings german legion. Die Franzosen suchten diese Werbungen durch die Strafe des Totschießens zu verhindern.

Obgleich mein Vater sehr vorsichtig verfuhr, so war doch dem in Wiebrechtshausen bei Northeim stationierten Militärkommandanten General Maison Anzeige gemacht, worauf dieser ein Detachement Cheveauxlegers beordert hatte, meinen Vater aufzuheben, um ihn zum Erschießen verurteilen zu lassen.

Die Domäne Wiebrechtshausen war auf Lebenszeit einem intimen Freunde meines Vaters, Herrn von Wangenheim verliehen worden, weil dieser in den Niederlanden das Leben des Herzogs von Cambridge gerettet hatte und dabei schwer verwundet worden war. Derselbe hatte Kenntnis von jener Angelegenheit erhalten und verständigte meinen Vater noch in der Nacht durch einen schleunigst abgesandten zuverlässigen Diener von den Befehlen des bei ihm bequartierten französischen Generals und der drohenden Gefahr, indem er zur sofortigen Flucht riet. Diese sogleich zu unternehmen erschien ganz unmöglich; so entschloß sich mein Vater zu einer eigentümlichen sehr kühnen List.

Er ließ seinem Freunde durch jenen Diener sagen, er würde bei ihm am kommenden Tage mit dem General speisen.

Hierauf verkleidete er sich als Student, färbte Haare und Gesicht, packte seine hannoversche Uniform in einen kleinen Mantelsack, welcher auf einen sogenannten Philistergaul geschnallt wurde, und trabte schon vor Tagesanbruch gen Northeim.

Zwischen diesem Orte und Nörten begegnete ihm bereits das zu seiner Gefangennahme abgesandte Detachement, welches unter einigen Scherzreden passiert wurde. In Wiebrechtshausen ließ er sich in voller hannoverscher Uniform ohne Angabe des Namens durch den französischen Kammerdiener als ein hannoverscher Offizier melden, welcher mit einer Bitte komme. Sogleich vorgelassen, machte er zuerst nach dem Eintritte dem General, welcher gleichfalls Freimaurer war, das unter diesen gebräuchliche Erkennungszeichen und trug sodann die Bitte vor, in dem französischen Heere als Offizier angestellt zu werden. Solche Übertritte waren äußerst selten, aber sehr erwünscht; kein Wunder, daß die Bitte sogleich freundlichst genehmigt wurde. Erst dann gab er über Person und Namen Auskunft.

Er ward von dem sehr erstaunten General zu Tische befohlen, das Detachement durch eine Ordonnanz zurückbeordert und mein Vater befand sich nach wenigen Tagen auf hoher See in Sicherheit.

Bis 1815 fochten nun unsere Voreltern in Dänemark, Spanien, Italien, Deutschland, den Niederlanden und Frankreich gegen die napoleonische Zwangsherrschaft.

Von Frau, Kind und Vaterland waren diese echt deutschen Helden so gänzlich getrennt, daß Briefe oft jahrelang auf allerlei Umwegen unterwegs waren, oft gänzlich verloren gingen, Jahre lang bisweilen überhaupt keine Nachricht aus der Heimat eintraf und mein Vater z. B. seiner ersten Frau noch vielfach und längere Zeit hindurch schrieb, bevor er erfuhr, daß dieselbe längst gestorben und begraben sei.

Als die hannoversche Armee wieder errichtet und die Legion aufgelöst wurde, erhielt mein Vater das Kommando eines Bataillons als Oberstleutenant in Eimbeck und verheiratete sich dort im Jahre 1817 mit seiner zweiten Frau, meiner Mutter, der Tochter des Drost Heinichen.

Dieser war im siebenjährigen Kriege Adjutant des Herzogs Ferdinand von Braunschweig gewesen und hatte nach dem Friedensschlusse auf den Rat und durch Vermittlung seines Schwagers, des braunschweigischen Ministers Ribbentrop, die braunschweigischen Domainen „der Mönchehof in Eimbeck und Ehlershausen“ in Pacht genommen.

Dieser war so billig bemessen, daß die zu den Gütern damals gehörenden Zehentgefälle nicht nur den Pacht deckten, sondern auch noch einen jährlichen Überschuß von 300 Thalern einbrachten. Kein Wunder, daß mein Großvater, obgleich er nicht Landwirt gewesen war, stets mit Vieren und Vorreiter fahren und doch ein reicher Mann werden konnte.

Bei zehn Kindern kam auf meine Mutter zwar kein allzu großer Teil, welcher noch durch verschiedene Umstände allmählig bis auf ein Minimum reduziert wurde, aber durch ihre ausgezeichneten Wirtschaftskenntnisse und ihre sonstigen vorzüglichen Geistes- und Herzenseigenschaften, trug sie doch weit mehr zum Gedeihen ihrer vier Kinder bei, als wenn sie denselben ein großes Vermögen hinterlassen hätte.

Sie starb 85 Jahre alt im Jahre 1870.

Meine drei jüngeren Geschwister sind: Louise, verheiratet mit dem Obergerichtsrat Fischer; Heinrich, jetzt Supperintendent, ver-

heiratet mit einem Freifräulein von Oldershausen und Carl, gefallen als Major in der Schlacht bei le Mans am 6. Januar 1871.

Aus erster Ehe meines Vaters lebten bei meiner Geburt noch zwei seitdem verstorbene Töchter: Auguste, verheiratet mit dem Pastor Firnhaber und Dorette, verheiratet mit dem Amtmann Heinichen, einem Bruder meiner Mutter.

Ich wurde am 8. September 1818 geboren. Mein Großvater hielt mich über die Taufe und gab mir die Namen eines alten Trinkspruches aus dem siebenjährigen Kriege „Lebt Georg, Friedrich, Ferdinand, so schmeckt's auch noch im Sauerland."

Dieses (ein Teil von Westphalen) war durch die Krieg führenden Heere völlig ausgesogen.

Georg von England und Hannover, Friedrich von Preußen und Ferdinand von Braunschweig waren die alliirten Fürsten.

Bald nachher fand eine Reduktion der Armee statt, bei welcher mein Vater ein Bataillon in Emden erhielt. Obwohl Emden circa 400 Kilometer, also damals 3—4 Tagereisen von Eimbeck entfernt liegt, so verließen wir diesen Ort doch keineswegs, denn mein Vater erhielt die Erlaubnis, die Kommandantur daselbst (ein großes Gebäude) weiter zu bewohnen, bei seinem Bataillon in Emden aber nur während der dreimonatlichen Exerzierzeit anwesend zu sein. Als Grund für diese Abnormität wurde angegeben, daß mein Vater das Fieberklima in Ost-Friesland nicht vertragen könne, da er in den niederländischen Feldzügen, schwer an seeländischem Fieber gelitten hatte. Ich lasse es dahin gestellt sein, ob nicht ein anderer Grund mitsprach.

Mein Vater hatte nämlich als leidenschaftlicher Jäger eine der größten Jagden zwischen dem königlichen Reviere des Jagdschlosses Rothenkirchen und einem herzoglich braunschweigischen Grenz-Reviere gepachtet.

Der Vize-König von Hannover, Herzog von Cambridge, ein äußerst humaner und jovialer Herr, war gleichfalls großer Jagdliebhaber und brachte mit Familie alljährlich längere Zeit in Rothenkirchen zu, um unter anderen dem Jagdvergnügen obzuliegen.

Seine schon aus den niederländischen, noch mehr aus den

Legions-Zeiten herstammende gnädige Gesinnung für meinen Vater bethätigte sich unter anderem dadurch, daß fast täglich während des Aufenthalts des Herzogs in Rothenkirchen gemeinschaftlich gejagt und abends eine Whistparthie gemacht wurde, während ich als Spielkamerad für den fast gleichalterigen jetzigen Herzog von Cambridge diente, und auch die Schläge für ihn miterhielt, wenn wir dumme Jungensstreiche ausgeführt hatten, was bisweilen vorkam. Als indessen nach einigen Jahren mein Vater dennoch einst vom seeländischen Fieber schwer befallen aus Emden heimkehrte, die Ärzte erklärten, er dürfe dorthin nicht zurück und zugleich ein Bataillon in Nienburg vakant wurde, erhielt dies mein Vater und wir mußten nun dorthin umziehen.

Ich will aus damaliger Zeit noch einiges über die Lebensverhältnisse anführen, da dieselben sich seit fünfzig Jahren so außerordentlich verändert haben, wie vorher wohl kaum in der dreifachen Zeitperiode. Betrachten wir zunächst unsere eigene Lage.

Meiner Mutter Vermögen, insoweit sie dasselbe mitbekommen hatte, war teils für ihre Aussteuer, teils für die Schulden aufgewandt worden, welche meines Vaters erste Familie, während dessen langjährigen Kriegszügen hatten machen müssen. Diese waren deswegen unvermeidlich gewesen, da die Geldsendungen meines Vaters aus seiner Kapitäns-Gage schon an sich nicht erheblich sein konnten und noch dadurch bedeutend geschmälert wurden, daß manche ganz verloren gingen, für die ankommenden Wechsel aber bei dem schlechten Stande der Pfunde nur Zweidrittel des wahren Wertes gelöst wurden. So hatten sich denn allmählich bedeutende Schulden angehäuft, für welche meine Mutter alles dasjenige hergab, was ihr nach Beschaffung ihrer eigenen Aussteuer von ihrer Mitgift übrig geblieben war.

So standen denn also meinen Eltern zur Bestreitung sämtlicher Ausgaben jährlich zur Disposition: meines Vaters englischer Halfpay circa 1000 Thaler und die damalige Oberstleutenants-Gage ungefähr 1200 Thaler.

Diese Mittel genügten zu jener Zeit, um ein sehr gastfreies Haus zu führen, eine Menge Gesellschaften zu geben, einen Jäger,

zwei Diener, einen Kutscher, drei weibliche Dienstboten und drei Pferde zu halten. Jetzt könnte man einen solchen Hausstand und eine solche Haushaltsführung und Lebensweise wohl kaum mit einer fünffach größeren Geldsumme begleichen. Schon hieraus kann man entnehmen, wie außerordentlich viel beschränkter die Mittel der höheren Klassen in diesem kurzen Zeitraume von fünfzig Jahren geworden sind, und wie viel weniger Ansprüche als früher, sie jetzt an das Leben machen können.

Dagegen waren die unteren Klassen in Kleidung, Wohnung und Nahrung in jener Zeit ganz unglaublich viel schlechter situiert, als jetzt. Dabei hatten sie ein weit arbeitsvolleres Leben zu führen und hatten ihre Vergnügungen und Erholungen in Gottes freier Natur und in einem ruhigen Familienleben zu suchen, während sie jetzt fast täglich in den zahlreichen Wirtschaften und Tanzlokalen, in Dampfschiff- und Eisenbahn-Ausflügen mit ganzen Familien, das mit leichter Mühe erworbene Geld verthun.

Bedenkt man nun, wie die stets wachsenden Steuern für den Staat, die Kommune, die Schulen, die Kirchen, die Hospitäler, die Armen, progressiv auf die höheren Klassen, dagegen bis zur gänzlichen Befreiung auf die unteren Klassen gelegt sind, daneben aber alle ganz gleiche Rechte, sowohl vor den Gerichten als im Staatswesen überhaupt haben, so kann man sich der Überzeugung nicht verschließen, daß wir uns stark dem Kommunismus nähern, und daß wir in einem kurzen Zeitraume eine sehr bemerkbare Revolution der sozialen Verhältnisse durchgemacht haben, welche freilich noch keineswegs beendet scheint.

Von dem alten soliden Vermögen ist nur noch wenig vorhanden, der Ertrag der Güter hat sich bei weitem nicht im Verhältnisse der Geldentwertung gehoben. Der Besitz des Adels ist teils durch die Verschwendungssucht des vorigen Jahrhunderts, teils durch die schweren Kriegszeiten, teils durch fortgesetzte Teilungen ungemein geschwunden, während die großindustriellen Unternehmer, Armeelieferanten, Wucherer &c. sich aus der sonst nur leicht gekräuselten Fläche der allgemeinen Vermögens-Ebbe erheben.

Ein Hauptfundament der Standesunterschiede (die materiellen

Mittel) ist also in den letzten 50 Jahren mehr geschwunden als früher in Jahrhunderten.

Dies allgemeine Fallen einerseits und Steigen andererseits nähert offenbar mit starken Schritten die ganze menschliche Gesellschaft dem allgemeinen Niveau, auch ohne die gewaltsame Revolution der Sozialdemokratie, welche ja freilich noch mehr verlangt. Nicht sie wird die menschliche Gesellschaft gefährden, sondern die Überproduktion an menschlichen Geschöpfen in zu engen und für die Anzahl der Bewohner nicht ausreichend produktionsfähigen, daher nicht genügenden Erwerb bietenden Ländern, die Verkehrtheit der Gesetze für die immer anspruchsvollere und trägere Menschheit und das Untergraben der Religiosität.

Während mein Vater in seiner neuen Garnison Nienburg war, entstand nicht weit von unserem Hause in Eimbeck ein Brand, welcher zwar durch einen Sturm von unserem Domizil abgetrieben, aber auch zu einem sehr bedeutenden angefacht wurde.

Der Ort ist ein Ackerbau treibender und war also mit großen Heu- und Strohvorräten gefüllt. So griff das Feuer mit rasender Schnelligkeit um sich und legte 300 Wohnhäuser nebst deren Hintergebäuden in Asche.

Unter diesen befand sich das schöne Hausgrundstück meines Großvaters, des Drost Heinichen, welcher kurz vorher gestorben war, mit allen darin enthaltenen wertvollen Sachen. Desgleichen brannte der Mönchehof nieder, welchen damals mein Onkel Heinichen inne hatte. Dieser, welcher mit meiner Stiefschwester Dorette verheiratet war, bevölkerte nun mit seiner Familie und mehreren andern Abgebrannten unser Haus.

Infolge seiner zu großen Anstrengungen bei den Rettungsversuchen und bei den Feuerlöschungsarbeiten, verfiel er einem tötlichen Nervenfieber in seinen besten Jahren. Er hatte indessen schon zu seinem ererbten Vermögen erheblich mehr erworben, so daß er als ein sehr wohlhabender Mann starb.

Nachdem wir nach Nienburg übersiedelt waren, wurde der Haushalt und die Zahl der Dienerschaft sehr beschränkt, da meine Eltern in treuer Fürsorge ihre Mittel nunmehr in immer größerer

Ausdehnung auf die Erziehung ihrer Kinder verwandten. Dennoch konnte eine sehr geräumige Wohnung bewohnt, Wagen und Pferde, sowie vier Domestiken gehalten, zwei Gärten bewirtschaftet und ein sogenanntes „Haus" gemacht werden.

Zur Leitung meines ersten Unterrichtes wurde ein seminaristisch gebildeter Hauslehrer angenommen und daneben später das im Orte befindliche Progymnasium besucht. Schon in meinem 10. Jahre mußte ein studierter Lehrer (Theologe) engagiert werden, ein tüchtiger und eifriger Lehrer.

Da derselbe aber ein sehr leidenschaftlicher, ja jähzorniger Mann war, so wurde mir doch meine Jugend unter solcher Zucht recht verkümmert.

Mein Vater, dessen Dienst ihn verhinderte sich viel um den Unterricht und die Erziehungsweise seines Hauslehrers zu bekümmern und vor dessen Strenge ich noch mehr Scheu hatte, als vor derjenigen meines Lehrers, merkte von dessen Verkehrtheiten wenig, da er bei Prüfungen mit den Lernergebnissen recht zufrieden war. So blieb jener denn drei Jahre bei uns, bis ich endlich älter und energischer geworden, einst bei einer Mißhandlung meines Bruders Heinrich für diesen drohend gegen den Lehrer auftrat.

Beim Vater sofort verklagt und vor diesen zitiert, ließ ich mich dreist über die ganze Behandlungsweise des Lehrers aus, indem ich vorschlug, Heinrichs Haare zu kämen, an welchen derselbe hin- und hergerissen und durch das Zimmer geschleift worden war.

Es zeigte sich, daß dieselben zum großen Teile ausgerissen waren, der Mutter wurden klagend die Herzen der Kinder geöffnet, wodurch denn ein Lehrerwechsel erlangt wurde.

Von dem nunmehr engagierten Kandidaten Bode (nachher Hospes in Loccum und später bedeutender Prediger) lernte ich viel und mit Lust.

Da ich mich für die militärische Laufbahn entschieden hatte, und mein Vater mir in richtiger Einsicht noch gründlichen mathematischen Unterricht geben lassen wollte, so wurde ich auf die neu errichtete polytechnische Schule in Hannover gesandt.

Meine verwitwete Schwester Dorette lebte damals in jenem Orte und bei ihr wurde ich untergebracht.

Im November 1833 erhielt ich bereits meine Anstellung als Kadet im 6. Linien-Bataillon in Stade.

So gern ich nun sogleich in Dienst getreten wäre, so wollte mein Vater doch nicht, daß ich meine Studien bis zum abgelegten Offiziersexamen unterbrechen sollte. So blieb ich denn auf dem Polytechnikum bis Ende September 1834. Hierauf kam ich zu dem im Generalstabe angestellten Hauptmann von Wissell, um dort noch einen Kursus expreß für das abzulegende Offiziersexamen durchzumachen. Derselbe war ein hochgebildeter Offizier (im Jahre 1850 übernahm er als General das Kommando der holsteinschen Artillerie), sein Haus hauptsächlich durch seine liebenswürdige, feine Frau ein höchst angenehmes und durch musikalische Genüsse ein viel Abwechslung gewährendes.

Ich hatte während meiner Studienzeit im Polytechnikum schon Reitunterricht im königlichen Marstalle bei dem berühmten späteren General Meier gehabt, welcher während meines Aufenthaltes im Wissell'schen Hause fortgesetzt wurde.

Meier gab sich die Mühe, mich ganz gleich einem Marstallseleven auszubilden, da er Anlage in mir zu entdecken meinte und mich für die Stallkarrière zu gewinnen beabsichtigte. Dies ist mir später von großem Nutzen gewesen, da es mich befähigte, ungeschulte Pferde zu kaufen und dieselben selbst zuzureiten. Der Kursus bei Wissell dauerte ein bis zwei Jahre; da dieser aber fand, daß ich hinreichend instruiert war, so gestattete er bereits nach einem halben Jahre, daß ich meine Offiziersprüfung ablegte, welche leicht genug bestanden wurde.

Er entließ mich mit der Aufforderung, mich so fort zu bilden, daß ich 1840 in den Generalstab treten könne.

Mein Vater, welcher 1833 als Oberst abgegangen und nunmehr Kommandant in Nienburg war, wünschte, daß ich den Dienst unter seinen Augen erlerne und hatte mir die Erlaubnis erwirkt, denselben im dortigen 9. Linien-Bataillon zu beginnen. So blieb

ich bis zu meiner Ernennung zum Offizier im elterlichen Hause und wurde von meinem Vater selbst streng militärisch erzogen.

Ich durfte — wie es sonst Kadetten erlaubt war — keinen Diener haben, mußte, obwohl ich erst 16 Jahre alt, rasch gewachsen und körperlich noch recht schwach war, den Dienst ganz gleich einem 21jährigen Rekruten durchmachen. Ich mußte, wie mir das schon als Schüler des Polytechnikums auferlegt wurde, mein Bett selbst machen, mein Zeug reinigen, sowie meine Stiefel und Waffen putzen, kurz für mich alles selbst leisten, wie der geringste Soldat.

Die damit verbundenen körperlichen Anstrengungen erschöpften meine Kräfte häufig derartig, daß ich, von den Übungen zum Hause zurückkehrend, es oft unmöglich fand, die zu unserer Wohnung führende Treppe zu ersteigen, bevor ich mich einige Zeit auf den unteren Stufen niedergelassen hatte.

Die Erlernung der Dienstzweige wurde mir, wie wohl jedem gebildeten und mit Interesse daran gehenden Menschen so leicht, daß ich sehr rasch die verschiedenen Unteroffiziersgrade durchlief, nachdem ich die praktischen Übungen der Soldaten erlernt hatte.

Zu jener Zeit kam einige Bewegung in die unglaublich lange Stagnation des Offiziersavancements.

Ich war unter den drei etatsmäßigen Kadetts des 6. Linien-Bataillons allmälig der Älteste geworden. Eine Offiziersvakanz stellte sich gerade zur rechten Zeit ein und durch die liebenswürdige Gnade des Herzogs von Cambridge, erhielt ich mein Offizierspatent an dem Tage eingehändigt und von demselben Datum, an welchem ich 17 Jahre alt geworden war. Meine Equipierung als Offizier war noch nicht beendet, als ich bereits nach Stade abreiste, voll Eifer die am 15. September beginnende Exerzierzeit noch mitzumachen. Ich trat dort sogleich in so eigentümliche Verhältnisse ein, daß ich dieselben kurz schildern will.

Zunächst will ich aber aus dem ersten Briefe meines Vaters dasjenige anführen, was ich mir zur Richtschnur meines Lebens genommen habe, wenn es auch leider nicht immer genügend befolgt wurde. Mögen meine Nachkommen sich seine vortrefflichen Worte

und Lebensregeln zur Nachachtung dienen lassen und als ein Vermächtnis ihrer Vorfahren betrachten. Er sagt:

„Mein lieber Fritz!"

„Tritt nun in den von Dir selbst gewählten Ehrenstand mit Dank gegen die Vorsehung und gegen diejenigen, welche Dich bis dahin geleiteten.

Können die Gebete eines im Kriegerstande ergrauten Vaters, sowie die Segenswünsche einer sorgsamen und liebreichen Mutter für das Wohl ihres Kindes Gehör finden, so wird es Dir, mein lieber Sohn, auch gut im Strudel des Menschenlebens gehen.

Nun aber, mein guter Fritz, baue Dein Glück selbst weiter aus, sei doppelt aufmerksam auf Deine ganze Lebensweise, denn aller Augen warten auf Dich.

Wo Du gehst und stehst, denke, Du seiest in Begleitung oder in der Nähe höherer Dir vorgesetzter Personen, so wird Dein Anstand doch nicht darunter leiden, wenn Deine Gefährten auch aus gemeinen Leuten bestehen.

In Deinen Dienstpflichten sei ja stets gewissenhaft und führe alle von Oberen erhaltenen Befehle oder vorgeschriebenen Ordres, wenn sie auch oft mit Mühe oder Resignation verbunden sind, ohne Murren aus. Der Lohn für geleistete schwere Dienste folgt von selbst und sollte er auch nur in dem beruhigenden Bewußtsein der Pflichterfüllung bestehen.

So wie es Deine Vorgesetzten gewiß gegen Dich sein werden, so sei es auch Du gegen Deine Untergeordneten, das heißt: halte strenge auf Erfüllung aller Pflichten, sei aber übrigens stets freundlich und liebevoll gegen Deine Untergebenen und bedenke, daß es meist nicht ihre Schuld ist, wenn sie subordiniert sind.

Bei jedem im gesellschaftlichen Leben etwa vorfallenden Urteile über andere, nicht Gegenwärtige (besonders nachteilige Urteile) glaube, daß der Fragliche gegenwärtig ist, so wirst Du nie beleidigen, fehlen oder wohl gar einen Menschen unglücklich machen, was leider so oft der Fall ist. Laß Dich nie im Spiel um Geld ein, denn das hat schon manchen jungen Mann unglücklich gemacht

und hüte Dich mit Leuten umzugehen, welche von der richtigen und sicheren Lebensbahn abzulenken suchen.

So schnalle denn Deinen Degen mit meinem Wunsche um, daß Du ihn gleich mir 57 Jahre und 2 Monate mit Ehren tragen mögest!"

Stade, ein Ort von damals circa 5500 Einwohnern, in der Nähe der Elbe an der Schwinge gelegen, war nach den Freiheitskriegen befestigt, weil man noch zu sehr von dem Gedanken befangen war, daß eine ähnliche Katastrophe, wie diejenige von 1803 und unter gleichen Verhältnissen sich leicht wieder ereignen könnte.

Man hielt die Verbindung mit England durch denselben Herrscher für permanent, und wollte der hannoverschen Armee bei einem überlegenen feindlichen Einfalle einen festen Rückzugspunkt schaffen, bis englische Schiffe dieselbe aufnehmen könnten.

Diese Befestigungen waren indessen nicht vollendet und haben teils wegen der Lage des Ortes und der Vervollkommnung der Geschütze, teils wegen der veränderten politischen Verhältnisse allen Wert verloren.

In meiner ersten Dienstzeit waren zwar die Thorwachen noch sämtlich besetzt und es fand eine Art Kontrole der Ankommenden statt; aber als Festung wurde der Ort schon damals nicht mehr betrachtet.

Von dem Weltverkehr war Stade völlig abgelegen, im Winter fast abgeschnitten. Nach Hannover führte die Postkutsche dreimal in der Woche Reisende in 24 Stunden. Nach Hamburg verkehrten sogenannte Ever, unbeholfene Segelschiffe, welche in glücklichem Falle von dem eine Stunde entfernten Brunshausen aus, also bei Flutzeit und günstigem Winde etwa 4—6 Stunden bedurften, um jenen Ort zu erreichen.

So war man denn fast allein auf die Geselligkeit der Ortsbewohner selbst angewiesen und obwohl die Abgeschiedenheit von der Welt bei vielen Alteingesessenen sehr eigentümliche Anschauungen hervorgebracht hatte, so war doch auch dadurch die sogenannte Gesellschaft untereinander mehr befreundet und in gemütvollerem Ver-

kehre als dies an irgend einem andern Orte der Fall war, und jetzt überhaupt wohl auch nur annähernd stattfinden könnte.

Die Garnison war nächst Hannover die größte des Königreiches und bestand aus einem Linien-Bataillon à 5 Kompagnien, einer Division Dragoner à 3 Schwadronen, einem Bataillon Artillerie, einer Ingenieur-Abteilung, Zeughaus und Festungs-Verwaltung.

Als Hauptstadt der Herzogtümer Bremen und Verden war Stade außerdem der Sitz vieler Ober-Behörden.

Infolge dieser Umstände bestand die sogenannte Gesellschaft aus ungefähr 300 Personen, welche in dem obenerwähnten Verkehre mit einander Ersatz für ihre Abgeschiedenheit von der Außenwelt suchte und fand.

Am sonderbarsten waren die Zustände in meinem Offiziers-Korps.

Die frühere hannoversche Armee hatte bekanntlich zum großen Teile unter dem Namen „Kings german Legion“ in englischem Solde während der ganzen Dauer der Napoleonischen Herrschaft gegen diesen gefochten.

Sobald es nach dessen Niederlage in Rußland möglich war, hatte man wieder eine eigene hannoversche Armee errichtet und diese auf einen so ansehnlichen Stand gebracht, daß bei Waterloo die Truppen der Legion eingeschlossen, circa 30000 Hannoveraner unter Wellington kämpften.

Als nun alle diese Truppen ins Land zurückgekehrt waren und tiefer Frieden herrschte, fanden successive mehrere Reduktionen statt. Man pensionierte aber nur eine geringe Anzahl von Offizieren und setzte die große Mehrzahl der überzähligen auf Wartegeld mit dem Versprechen, bei entstehenden Vakanzen allmählich wieder eingeschoben zu werden.

Hiedurch wurde den unteren Graden fast alles Avancement für lange Zeiten genommen, es entstanden folgerichtig die wunderbarsten Zustände, die originellsten Gestalten und Charaktere.

Da gab es noch 1835 Sekonde-Lieutenants, welche vor 20 Jahren in gleicher Charge die Schlacht bei Waterloo mit ge-

fochten hatten. Sie waren zum großen Teile ehrwürdige Familienväter mit erwachsenen Kindern geworden und lebten oft dennoch von der damals so geringen Gage.

Darunter gab es beleibte Gestalten, welche wie Oberste aussahen; alte Westphälinger aus König Jeromes Garden, denen in Rußland die Füße erfroren waren; tapfere Verwundete, welche zwar geheilt aber durch ihre Wunden krumm und schief geworden waren, oder auch einzelne Glieder ganz verloren hatten.

Der Kommandeur Oberstlieutenant von Kronenfeldt, war ein sehr tüchtiger und tapferer Legions-Offizier gewesen, war aber völlig gelähmt.

Der Major Horn hatte in der englischen Kavallerie gedient und war eines der größten Originale, welche ich unter so vielen anderen dergleichen jemals kennen gelernt habe. Sie sowohl wie die Hauptleute und älteren Lieutenants standen ziemlich in demselben Lebensalter, waren die tapfersten, tüchtigsten Soldaten gewesen und hatten unserem, nach damaliger Taktik vorzüglich ausgebildeten Bataillone seinen hervorragenden Namen erhalten.

Sie waren aber in den langen Friedensjahren und so engen persönlichen Verhältnissen ergraute und originelle Ruinen geworden, welche teilweise wegen mangelhafter Schulbildung mit der deutschen Sprache in Konflikt lagen.

Die wenigen jüngeren Offiziere (5) waren höchst ehrenhafte, solide Männer, aber sämtlich bremische Junker mit einem ziemlich beschränkten Gesichtskreise, welche die nun nach und nach zu Offizieren ernannten „Buitenkeerls“ als fremde Eindringlinge mißtrauisch betrachteten und nur allmählig mich als den ersten weißen Raben ganz in ihren Kreis aufnahmen.

Noch bei der Umformung der Bataillone in Regimenter, welche der König Ernst August gleich nach seinem Regierungsantritt im Jahre 1837 vorgenommen hatte, ereignete sich der Fall, daß zwei Offiziere im Regimente nunmehr das 5. Mal wieder zusammentrafen, welche fast gleichalterig die Schlacht von Waterloo in derselben Kompagnie mitgemacht hatten, der eine als Hauptmann, der andere als sein Leutenant.

Ersterer war mittlerweile Oberstleutenant geworden, während Letzterer noch als Sekonde-Leutenant rangierte. Erst unter dem hochseligen Könige Georg V. gelang es, diese abnormalen Zustände zu beseitigen.

Ich zog gleich bei meiner Ankunft den Unwillen meines Hauptmanns auf mich, weil ich mich wegen einer Wohnung nicht an ihn gewandt hatte, und weil er einen so jungen Menschen für völlig unfähig hielt, die so hohe Stellung eines Sekonde-Leutenants auszufüllen.

Ich will hier eine Anekdote aus der Jugendzeit meines Vaters einfügen, welche mir derselbe als völlig wahr verbürgt hat, um zu zeigen, daß die Ansicht meines Hauptmanns nicht auffällig sein konnte.

In Nienburg stand damals ein alter über 70 Jahre zählender, fast ganz lahmer Hauptmann, welcher die Grenadier-Kompagnie des dortigen Regiments kommandierte. Sein völlig ergrauter, sehr bejahrter Fähnrich war Leutenannt geworden und machte beim Exerzieren einen Fehler.

Der anwesende, stets von zwei Grenadieren auf deren Gewehren getragene Hauptmann rief darüber erbost aus: „So geht es, wenn Kinder zu Leutenants ernannt werden.“ Kein Wunder, wenn unter nur wenig anderen Verhältnissen ein solcher Gelbschnabel als ich, von vornherein als ganz unfähig betrachtet wurde.

Infolge dessen und der anderen oben angeführten Verhältnisse hatte ich eine recht schwere Schule sowohl in dienstlicher als außerdienstlicher Hinsicht durchzumachen. Dazu meinte und verlangte mein Vater, ich solle ohne irgend welchen Zuschuß von der damals so unbedeutenden Gage leben, was ich auch ein volles Jahr durchführte, worauf mir 5 Thaler monatliche Zulage bewilligt wurde.

Nach Verlauf eines Jahres erhielt der Oberstleutenant von Ludwig das Kommando des Bataillons, ein tüchtiger und wohlwollender, sowie vielseitig gebildeter Offizier. Dennoch erhielt er durch das Lästermaul eines Leutenants wegen seiner kleinen und dicken Statur und seines bartlosen Gesichtes den Spottnamen „der dicke Junge“ während er vom Zivile „die hohe Position“ genannt

wurde, weil er diese für sich in komisch eitler Weise verschiedentlich in Anspruch genommen hatte.

Zu dieser Zeit kam ich zur Kompagnie des militärwissenschaftlich gebildeten Hauptmanns Roester und meine Stellung hatte sich in allen Beziehungen zu einer recht angenehmen gestaltet.

Trotzdem ich noch immer durch die Erlernung aller Dienstzweige und die gewöhnlichen Dienstleistungen in Anspruch genommen war, mich auch so sehr dem geselligen Vergnügen widmete, daß ich dieses nach wenigen Jahren teilweise leitete, so befolgte ich doch den Rat meines lieben Vaters und meines vortrefflichen Lehrers Wissell, mich stets in wissenschaftlicher Hinsicht fortzubilden.

So benützte ich eifrig die Gelegenheit fertig englisch zu lernen, welche mir die sehr bejahrte Witwe des englischen Kapitäns Dubardieu bot, obwohl ich manche Neckerei meiner Kameraden darüber zu erdulden hatte.

Bereits im Jahre 1839 wurde mir gestattet, nach Hannover zur Militär-Akademie zu gehen, um mich auf das Premierleutenantsexamen vorzubereiten. Ich absolvierte den zweijährigen Kursus in einem Winter, bestand mein Examen leicht und meldete mich zum weiteren Examen, um Aufnahme in den Generalstab als Generalstabsoffizier II. Klasse zu erlangen. Man erklärte meine kurz zuvor abgelegte Prüfung zum Premierleutenant als bereits genügend und ich erhielt meine Anstellung im Generalstabe im Sommer 1840.

Mein Vater, welcher im Jahre vorher General geworden war, freute sich so sehr über meinen Erfolg, daß er meine Zulage verdoppelte und mir 40 Louisdor zur Anschaffung eines Pferdes bewilligte.

Unsere Lehrer, welche uns innerhalb 6 Jahren Alles vortragen und lehren sollten, was für die höchste Ausbildung eines Offiziers wünschenswert ist, waren wahrhaft ausgezeichnete Männer. Ich hatte das Glück bei allen stattfindenden Truppenkonzentrierungen als Generalstabsoffizier aktive Verwendung zu finden. Ein weiterer glücklicher Umstand für mich war der, daß ich durch meine Lernzeit im Polytechnikum weitere Fortschritte in der Mathematik ge-

macht hatte, als meine Kameraden und daher die Artilleriewissenschaft leichter erlernte, sowie alsbald zum Dienste in dieser Waffe zugelassen wurde. Aus demselben Grunde wurde mir bereits 1842 die Beendigung der Triangulierung von Lüneburgs Umgebung von dem dazu kommandierten Hauptmann von Sichart übertragen, als derselbe wegen anderer Verwendung abberufen wurde.

Mit der topographischen Aufnahme der Umgegend jenes Ortes, wurden die Generalstabsoffiziere II. Klasse im Sommer 1842 aus dem Grunde beschäftigt, weil diese Gegend für das Jahr 1843 zur Konzentrierung des X. deutschen Bundesarmeekorps bestimmt war.

Die Zeit vom Anfange 1841 bis zum Sommer 1842 hatte ich in tiefster Trauer und Zurückgezogenheit in Hannover verlebt, nur meinen Studien obliegend. Am 3. März 1841 hatte ich nämlich meinen vortrefflichen Vater im Alter von nahezu 78 Jahren am Schlagflusse verloren.

Da ich mich nunmehr aufs Äußerste beschränkte und mir durch topographische Vermessungen einige Mittel erwarb, so gelang es mir sogar, das Kapital zur Anschaffung eines zweiten Pferdes zu sammeln, welches ich wegen der bevorstehenden Bundeskonzentrierung benötigte

Im Winter 1842 auf 1843 machte ich wieder einige gesellige Vergnügungen mit. Während derselben erreichte mich mein hauptsächlichstes Lebensschicksal in Gestalt einer jungen Engländerin Miß Emily Hounsell, welche sich mit ihrer Schwester Harriet bei Verwandten in Hannover zu Besuch aufhielt. Sie war die Tochter des Mister Hounsell in Bridport, Friedensrichter, daneben Guts- und Fabriksbesitzer, sowie Schiffseigner, ein echt englischer Gentleman, welcher anfangs gar nicht und sodann nur sehr schwer seine Einwilligung zu unserer Verlobung gab, wie dies ja auch unter den obwaltenden Umständen sehr begreiflich war. Als ich endlich so weit war, dieselbe erlangt zu haben und meinen Vorgesetzten die nötige offizielle Anzeige machte, drückten mir diese ihre, sowie die Mißbilligung Sr. Majestät über diesen Schritt in recht schroffen Worten aus; ja sie erteilten mir den Rat, entweder abzugehen oder die Verlobung wieder aufzuheben, denn dahin hätten Aller-

höchst derselbe sich bereits ausgesprochen. Der König Ernst August war nämlich allen Verheiratungen seiner Offiziere abgeneigt, erschwerte dieselben daher durch allerlei Bestimmungen und suchte sie in seinem höheren Alter sogar ganz zu verhindern.

Bei seinem Tode fand man eine Menge Heirats-Consensgesuche nebst den zu ihrer Begründung erforderlichen Nachweisen und Papieren wohlverschlossen und noch nicht bewilligt in einem Schränkchen aufbewahrt, zu welchem er den Schlüssel stets bei sich führte, damit ihm nicht einmal unversehens ein solches beanstandetes Dokument vorgelegt werden könnte.

Aber selbst lange vor dieser letzteren Zeit seines Lebens war ihm nur sehr schwer und nach vielen vergeblichen Versuchen ein Consens abzuringen, womit denn aber fast jedesmal eine erschwerende oder benachteiligende Bestimmung verknüpft war.

Da er selbst in sehr glücklicher Ehe mit der Königin Friederike, Schwester der Königin Louise von Preußen, also rechter Tante des jetzigen Kaiser Wilhelm von Deutschland lebte, so würde ein solches Verfahren unerklärlich sein, wenn beim Regierungsantritte des Königs nicht die oben geschilderten Zustände in den Offizierskorps seiner Armee geherrscht hätten.

Er erkannte nicht blos die Nachteile derselben, sondern fand es sicher für seine Pflicht, dieselben zu beseitigen, wo und soweit es in seiner Macht stand.

Einem Sekondeleutenant wurde nach seinen Bestimmungen überhaupt kein Consens erteilt. Auch hierin lag für mich eine große Schwierigkeit, denn es konnten noch Jahre darüber hingehen, bevor ich Premierlieutenant wurde.

In England hatte man von solchen Verhältnissen gar keinen Begriff.

Lange Verlobungen kannte man dort überhaupt nicht und hielt selbst kurze bis zur nahen Hochzeit meist geheim.

Dazu kam noch die große Entfernung bei damals fehlenden Eisenbahnen und die Schwierigkeit der Korrespondenz.

Dampfschiffe mit der Briefpost gingen zu der Zeit zweimal der Woche von Hamburg nach London und jeder Brief kostete 2 Mark 50 Pfennige.

Nach einiger Zeit erlangten wir nun zwar die elterliche Genehmigung unserer Verlobung; allein der Bruder meiner Braut ward sogleich gesandt, dieselbe nach England zurückzuholen. Es war natürlich der Wunsch ihrer Eltern, mich nun wenigstens kennen zu lernen und noch mehr verlangte ich darnach, meine Braut wieder zu sehen, mich bei ihren nächsten Verwandten einzuführen.

Als ich nun zu diesem Zweck um Urlaub nach England bat, wurde mir derselbe vom Könige abgeschlagen.

Da mein Nichterscheinen in England nun offenbar leicht meine Verlobung hätte rückgängig machen können, so erbat ich mir einen zweimonatlichen Urlaub nach einem Orte des Inlandes, welchen meine Vorgesetzten ohne Genehmigung des Königs erteilen konnten und ging dennoch dahin, wohin mein Herz mich zog.

Die herrliche Lage Bridports an der Südküste des lieblichen Dorsetshire, die Neuheit des englischen Lebens, der Komfort eines reichen und glücklichen englischen Hauses, die Großartigkeit Londons und einer Seereise von Hamburg dahin und zurück machten auf mich natürlich um so lebhaftere Eindrücke, als auch das Herz an denselben stark beteiligt war und erweiterten meinen Gesichtskreis in damals ungewöhnlicher Weise. Sie erweckten in mir aber auch die lebhafteste Sorge, wie ich es möglich machen könne, meine in solchen Verhältnissen und solcher Umgebung aufgewachsene Frau in der so himmelweit verschiedenen Lage, welche uns bevorstand, glücklich machen zu können.

Nachdem im Sommer 1843 die Konzentrierung des 10. Bundesarmeekorps bei Lüneburg unter dem Befehle des General Halkett und auf dem Stabe des Generals von der Decken mitgemacht und im Sommer eine zweimonatliche Beurlaubung nach England erlangt und genossen war, wurde ich endlich im November Premierleutenant.

Nun galt es, den ersehnten Heiratskonsens zu erlangen.

Zu den schon eben geschilderten Schwierigkeiten kamen bei mir noch zwei ganz ungewöhnliche hinzu. Erstens befand ich mich im Generalstabe, also in einer Ausnahmsstellung, in welcher der König bislang noch niemandem eine Verheiratung gestattet hatte.

Zweitens konnte ich das zur Erlangung des Konsenses vorschrifts=mäßige Vermögensdepositum aus eigenen Mitteln nicht machen, noch weniger Mr. Hounsell darum bitten, weil nach dessen festen Bestimmungen das seinen Töchtern mitgegebene Vermögen unter settlement gestellt, das heißt, in England von zwei Kuratoren verwaltet wurde, während nur die Zinsen zur Auszahlung kamen.

Es galt also, einen ganz ungewöhnlichen Weg zu meinem Ziele aufzufinden und dabei kräftige Unterstützung zu erlangen.

Mein rascher Erfolg erregte damals nicht nur bei meinen, die Verhältnisse so wohl kennenden Vorgesetzten das größte Erstaunen, sondern wurde auch in den weitesten Kreisen als völlig unerklärlich besprochen.

Mein Verfahren war das folgende:

Ich veranlaßte meine Mutter, direkt bei Sr. Majestät um den Konsens für mich anzuhalten. Sie wandte sich zu diesem Zwecke in einem von mir entworfenen Briefe an den König nicht als solchen, sondern als geborenen Engländer und bekannt ritterlichen Gentleman, welcher ohne die zwingendsten Gründe einer Dame, Witwe eines so braven, langjährigen und treuen Dieners, wie es mein seeliger Vater gewesen wäre, gewiß eine unterthänigste Bitte nicht abschlagen würde, da von deren gnädiger Gewährung das Glück ihres Sohnes beziehungsweise eines seiner ergebensten Offiziere abhängig sei.

Nach offener Darlegung unserer und der englischen Verhältnisse erbat sie sogleich im Falle der Gewährung ihres Gesuches um Nachlaß der Deponierung einer Vermögenskaution.

Man sieht, es wurde viel auf einmal verlangt. Dieser Brief mußte durch die Hände des Privatsekretärs des Königs, des mir sehr gewogenen Generals von Düring gehen. Dieser wohnte zwar mit im Palais des Königs, allein seine Familie hatte eine Wohnung in demselben Hause an der Georgsstraße inne, in welchem auch ich wohnte, wodurch dem General mein Leben und meine Verhältnisse ziemlich genau bekannt geworden waren. Derselbe hatte denn eine günstige Stunde abgewartet, meiner Mutter Schreiben vorzutragen, welches dem Könige so gefallen hatte, daß er ohne weiteres alle

ausgesprochenen Wünsche, jedoch unter der Bedingung genehmigte, daß ich den Generalstab verlassen und in mein Regiment zurücktreten solle. Sofort ließ er den Chef des Generalstabes, Generalleutenant von Prott holen, setzte ihn von seinem Willen in Kenntnis und befahl ihm, mir denselben mitzuteilen.

Diesen sonst stets gleichmütigen Herrn fand ich noch ganz aufgeregt in seinem Zimmer auf und ab schreitend, als ich durch die Ordonnanz sogleich geholt bei ihm eintrat. Er versicherte mir, daß er Se. Majestät noch niemals so gnädig gesehen habe und mein Vorgänger, der General-Adjutant, Generalleutenant von Linsingen erklärte mir, daß er die Genehmigung dieses Konsenses in solcher Weise für geradezu unbegreiflich halte. Ich reiste baldmöglichst zu meinem Regimente nach Stade ab.

Mit vieler Mühe gelang es mir für viel Geld eine notdürftig genügende Wohnung aufzufinden und zu ermieten, sowie dieselbe noch vor dem Zufrieren der Elbe aus den Hamburger Magazinen zu möblieren und einzurichten.

Nach 14 Tagen war alles besorgt, jedoch die Schiffahrt nach England bereits durch Eis unterbrochen, so daß ich nur zu Wagen bis Köln und dann per Bahn nach Bridport und von dort ebenso wieder zurück gelangen konnte.

In England wartet man nicht auf das Anfertigen der letzten Ausstattungsgegenstände, um sich zu verheiraten. Der Verlauf einer Hochzeit ist überhaupt weit einfacher als bei uns in Deutschland. Man fährt mit wenigen Zeugen zur Kirche, der Pastor liest die vorgeschriebene Trauungsformel und empfängt die Gelübde des Brautpaares, der Bräutigam steckt der Braut einen Ring an den Finger und die Zeremonie ist beendet, ohne daß eine rührende Rede vom Geistlichen gehalten worden wäre. Man nimmt nach der Rückkehr aus der Kirche das wedding-breakfast (Frühstück) im Familienkreise ein, worauf das junge Ehepaar im Wagen mit Vieren und zwei Postillons unter dem Nachwerfen von alten Schuhen, welche Glück bringen sollen, von dannen fährt. Mein Glück habe ich damals gefunden, ob die alten Schuhe dazu beigetragen haben, lasse ich dahingestellt sein.

Meine kleine Frau, welcher man in Stade von allen Seiten äußerst liebenswürdig entgegenkam, erkannte alsbald, daß es in Deutschland notwendig war, mehr vom Detail des Haushaltes zu wissen, als in England; sie fand daher vom Anfange an ausreichende Beschäftigung.

Mir dagegen ließ der wenige Dienst recht viel Muße. Da es mir nicht nur erwünscht schien, meine freie Zeit nützlich zu verwerten, sondern auch unsere disponiblen Mittel zu vermehren, so setzte ich im Sommer die topographischen Landesvermessungen fort, welche der Generalstab leitete und wobei mich meine Frau begleitete. Außerdem nahm ich auf Bitten englischer Freunde nach einander je einen jungen Britten behufs Ausbildung zum Offizier ins Haus.

Nur auf diese Weise wurde es uns pekuniär ermöglicht, ohne unliebsame Beschränkungen trotz meiner sich alsbald vermehrenden Familie bisweilen zu den Eltern in England eine Reise unternehmen zu können, welche damals sehr viel mehr Geld kostete, als dies jetzt der Fall sein würde. Mit meinen Zöglingen, welche auch an den Vermessungen teilnahmen, hatte ich Glück, da sie alle gute Karrièren gemacht haben. Der zweite (Chippindale) jetzt englischer General, welcher uns noch kürzlich besuchte, ist mehrfach in bevorzugten Ausnahmestellungen gewesen.

Mit meiner Frau und meiner 1845 geborenen Tochter Marie reiste ich zuerst im Jahre 1846 zu den englischen Schwiegereltern; in den folgenden beiden Jahren wurden meine Söhne Alfred und Charles geboren. Das sogenannte tolle Jahr 1848 verlief in Folge des Wohlbefindens der Hannoveraner, ihres ruhigen Volkscharakters und des klugen, festen Verhaltens des Königs Ernst August ohne solche Stürme, wie sie in anderen deutschen Staaten sowohl in diesem, wie auch im folgenden Jahre tobten.

Der König hatte bekanntlich bei seinem Regierungsantritte das von ihm niemals anerkannte, vor wenigen Jahren geschaffene Staatsgrundgesetz in einigen Punkten beanstandet.

Er hatte sich infolgedessen viel Feindschaft, ja Haß zugezogen und wurde längere Zeit von der liberalen Presse heftig angegriffen

und als verbrecherischer Tyrann geschildert. Aber als man sich überzeugt hatte, welch heilsame Reformen er eingeführt, wie sehr er den allgemeinen Wohlstand befördert und wie klug er 1848 berechtigte Forderungen freiwillig gewährt, wie fest er unberechtigte abgewiesen hatte, änderte sich die öffentliche Meinung gewaltig zu seinen Gunsten. Er trug allerdings nicht die Maske des Wohlwollens, hinter welcher so mancher Fürst oft mit großer Heuchelei die schlimmsten Leidenschaften verbirgt, aber er übte im Stillen manche Wohlthat und war ein einsichtiger charaktervoller Regent und Menschenkenner.

Nach seinem Tode gab es nur wenig Unversöhnliche, während ihm alle Hannoveraner ein hochehrendes und dankbares Andenken bewahren.

Das Revolutionsjahr 1848 brachte auch die schleswig-holsteinische Frage in Fluß. Die Herzöge dieser herrlichen Lande, welche nur in dem nördlichen Teile Schleswigs auf der Insel Alsen und in dem gegenüber liegenden Teile des sogenannten Sundewitt von einer dänischen, übrigens aber von einer kerndeutschen Bevölkerung bewohnt werden, waren seit mehreren Jahrhunderten zugleich Könige von Dänemark gewesen.

Für die Herrscher der Herzogtümer galt die männliche Erbfolge, während in Dänemark auch die weibliche Linie erbberechtigt war.

Von Kopenhagen aus wollte man Schleswig für immer in Dänemark inkorporieren und so von Holstein trennen, welches zum Deutschen Bunde gehörte. Dies hatte einen Aufstand und die von der eingesetzten provisorischen Regierung nachgesuchte Einmischung des deutschen Bundes zur Folge. Die angrenzenden deutschen Fürsten sandten zunächst Hilfe und alsbald betraute der deutsche Bund Preußen mit der Leitung der militärischen und diplomatischen Einmischung in diese Angelegenheit. Truppen des 10. Armeekorps konzentrierten sich bei Harburg unter Kommando des hannoverschen Generals Halkett, während Preußen zuerst sein Hilfskorps bei Havelberg zusammenzog.

Am 21. April wurde der Oberbefehl über alle für die Herzog-

tümer bestimmten deutschen Truppen, dem preußischen General von Wrangel übertragen.

Am 8. April marschierte das 1. Bataillon des 5. Infanterie-Regimentes, in welchem ich stand, nach Harburg ab. Am 14. ging dasselbe in Kähnen über die Elbe und marschierte bis zum 18. in kleinen Tagemärschen zur Konzentration der ganzen mobilen Division des 10. Armeekorps zwischen Kellinghusen und Itzehoe.

Die preußischen Truppen hatten bereits Rendsburg besetzt, der General von Wrangel hatte einen allgemeinen Angriff der starken dänischen Stellung bei Schleswig für den 24. befohlen und eine Disposition dazu ausgegeben.

Unsere Division brach schon um 4 Uhr morgens am 23. aus ihren Quartieren auf und ging über die Eider, um im Sinne der Disposition am 24. auf dem linken Flügel an der bevorstehenden Schlacht teilzunehmen.

Hiernach hätten bereits am 23. die preußischen Vortruppen die dänischen auf ihre Hauptstellung zurückwerfen sollen. Allein es hatte sich daraus ein ernstes Gefecht entsponnen, die feindlichen Stellungen wurden fast im ersten Anlaufe genommen und die Dänen traten schleunigst den Rückzug an. Die Verfolgung wurde wegen Erschöpfung der Preußen, unserer noch 1 ½ Meilen vom Schlachtfelde rückwärts stehenden Division, welche seit dem frühesten Morgen im Marsche gewesen war, übertragen. Trotz der größten Anstrengungen (das 1. Husarenregiment hatte über 7 Meilen zurückgelegt, bevor es ins Gefecht kam) vermochten aus obigem Grunde nur einige Kavallerie- und auf Wagen beförderte Infanterie-Abteilungen die Dänen noch zu erreichen und ihnen nach einem leichten Gefechte Gefangene, Pferde, Wagen und Geschütze abzunehmen.

Wir setzten an den nächsten Tagen diese höchst anstrengenden Verfolgungsmärsche fort und erreichten bereits am 25. früh Flensburg, von wo unsere Brigade am 27. zur Wegnahme der verschanzten Düppler Höhen vorgeschoben wurde. Die dortigen Schanzen waren nicht vollendet, und da die dänischen Truppen nach der Insel Alsen zurückgezogen wurden, so besetzten wir jene Höhen ohne Gefecht. Bis zum 17. Mai nahmen wir an dem Vorpostendienste im

Sunde-Witt und den fast täglichen Scharmützeln mit den von Alsen herüberkommenden Dänen teil.

Am 17. marschierte das Bataillon nach Apenrade, wo ich in dem Hause der Professorin Schow ein höchst angenehmes Erholungsquartier und einen liebenswürdigen Familienkreis fand.

Da die Dänen am Nachmittage des 28. von Alsen aus mit überlegenen Kräften einen Vorstoß auf unsere rückwärtigen Truppen gemacht hatten, so wurden wir plötzlich in der Nacht vom 28. auf den 29. allarmiert und marschierten nach Gravenstein, denn am Morgen dieses Tages sollte der Feind zurückgeworfen und die frühere Position wieder besetzt werden.

Beim Vormarsche zum Angriffe stellte es sich indessen heraus, daß der Feind bereits wieder zurückgegangen war. Die Aufstellung der Bundestruppen wurde nun weiter rückwärts genommen. Damit den Dänen aber die Meinung benommen würde, daß diese Anordnung infolge ihres Vorstoßes am 28. Mai getroffen worden sei, so sollten sie am 5. Juni, dem Geburtstage des Königs von Hannover, wieder in ihren Brückenkopf bei Alsen zurückgeschlagen werden. Unsere Brigade war dabei zum Hauptangriffe bestimmt. Dieser sollte auf Befehl des Obergenerals möglichst ungestüm — hauptsächlich durch Bajonettangriffe — ausgeführt werden, also keine ganz leichte Aufgabe in so durchaus von Hecken und Wällen durchschnittenem, mit Dörfern und Gebäuden bedecktem Terrain.

Eine preußische Brigade (Bonin) sollte auf unserem linken Flügel zugleich mit uns zu der von Oben bestimmten Stunde, 10 Uhr Morgens angreifen. Sie hatte einen bedeutend weiteren Weg von ihrem zu weit zurückliegenden Sammelplatze bis zum Angriffspunkte zu marschieren als unsere Kolonne von ihrem Rendezvous bei Gravenstein aus, welcher Ort von allen zum Teile schon 3 Uhr Morgens aufgebrochenen Abteilungen rechtzeitig erreicht worden war. Dennoch fanden wir die Preußen beim Passieren ihres Kantonnements noch in ihren Quartieren. Infolgedessen wurde unser Angriff um eine Stunde verschoben, aber die preußische Kolonne konnte erst Nachmittags ins Gefecht eingreifen.

So dauerte dasselbe bis 9 Uhr Abends, zu welcher Zeit es

auf Befehl des General von Wrangel vor den Düppler Höhen abgebrochen wurde.

Wir bivouakierten auf dem Schlachtfelde. Ich hatte das Glück in diesem Gefechte statt meines Hauptmannes Deppen die 3. Kompagnie zu kommandieren.

Dieser Offizier war schon längere Zeit durch einen partiellen Schlagfluß an einer Seite so gelähmt, daß ihn stets einige Soldaten auf seinen kleinen Pony hinauf und wieder herunter heben mußten. Dennoch aber hatte er die ersten Märsche und Anstrengungen mit äußerster Energie bis zu völliger Erschöpfung mitgemacht und hatte bei den ersten Gefechten seine alte Waterloo-„Bravour“ nicht verleugnet.

Als der Kampf am 5. Juni beim Dorfe Nübel in dem sehr schwierigen Terrain und bei tapferer Gegenwehr des Feindes zum Stehen gekommen, und fast die ganze Brigade in Tirailleurketten aufgelöst war, erbat ich mir die Erlaubnis geschlossen vorgehen zu dürfen. Der Angriff mußte in ansteigendem Terrain auf einem engen Dorfwege ausgeführt werden.

Es gelang mir, die beiden Hauptpositionen des Feindes im Dorfe Nübel durch Bajonettangriffe zu erstürmen.

Man kann das Nähere darüber in dem vom Generalstabschef des 10. Armeekorps Major von Sichart herausgegebenen Tagebuche Seiten 196 und 197 nachlesen. Ich erhielt auf Antrag des Augenzeugen Major Kuckuk des 4. Regimentes für das tapfere Verhalten meiner Kompagnie bei diesen Angriffen später den Guelfen-Orden.

Als sich beim Vorgehen gegen die Düppler Höhen die Gelegenheit bot, sprach ich mit meinem Lieutenant Friesland über die Details dieses Gefechtes. Dabei hatte ich meinen rechten Arm in seinen linken geschoben, zog ihn aber wegen Enge des Weges heraus. In demselben Augenblicke schlug eine Kanonenkugel zwischen uns durch, welche auch mehrere Soldaten hinter uns verwundete. Sie schleuderte meinen rechten Arm durch den bloßen Luftdruck so gewaltsam nach rückwärts, daß ich rund herum gedreht wurde und auf Friesland stürzte, welcher ebenfalls am Boden lag. Da ich zugleich mit Blut überströmt war und meinen Arm abgeschossen

glaubte, so befühlte ich denselben, indem ich Friesland fragte, ob er verwundet sei. Er antwortete: „Mein linker Arm ist ab“, und mich wendend, sah ich denn auch einen abgeschossenen Knochen hervorragen. Mein Arm wurde für einige Tage steif, der seine hing noch an einigen Fleischteilen, da er nur halb von der Kugel gefaßt worden war, jedoch war der Knochen so weit hinauf zersplittert, daß der ganze Arm aus dem Gelenke geschnitten werden mußte.

Nach noch verschiedenen Hin- und Herzügen bis zur Koldingsaue und zurück, hatte man einen siebenmonatlichen Waffenstillstand geschlossen, infolgedessen wir am 10. September wieder über die Elbe. zurück ins Land gingen und dort bis zur Erneuerung der Feindseligkeiten im Frühjahre 1849 in mobiler Verfassung kantonnierten. Man kann sich denken, mit welcher Freude ich meine Familie wieder begrüßte, deren Vermehrung durch ein drittes Kind im Oktober entgegengesehen wurde.

Was den eben beendeten Feldzug anbelangt, so will ich darüber noch einige Bemerkungen machen, welche sich uns damals aufdrängten.

Allgemein fühlte man den Mangel einer deutschen Flotte, welcher die Niederwerfung eines relativ so unbedeutenden Feindes wie Dänemark verhinderte. Dennoch mißlangen die zur Gründung einer solchen gemachten Anstrengungen aus bekannten Gründen.

Über die militärische Oberleitung sage ich nur soviel, daß selbst der Soldat dazu alles Vertrauen verloren hatte.

Die Tapferkeit der Truppen, die Kameradschaftlichkeit unter den verschiedenen Kontingenten und Rangstufen, sowie die Disziplin waren über jedes Lob erhaben. Die Dänen haben sich dahin geäußert, daß die Hannoveraner den Krieg wie ein Duell betrachtet und behandelt hätten; dies hat insofern eine gewisse Berechtigung, als Gefangene und Verwundete mit ritterlicher Rücksichtnahme, ebenso die dänischen Einwohner höchst human von uns behandelt wurden.

Leuchtende Vorbilder hierin waren unser hochverehrter General Halkett und unsere deutsch-englischen Legionärs.

Der preußische General von Wrangel behandelte die Truppen des 10. Armeekorps stets mit liebenswürdiger Freundlichkeit, vor allem unseren General Halkett.

Diesem geborenen Engländer war indessen, wie freilich uns allen, eine Lieblingsgewohnheit des Generals von Wrangel äußerst zuwider, nämlich sein häufiges Küssen. In der hannöverschen Armee unter Männern ganz ungebräuchlich, erscheint es dem Engländer als Beleidigung.

Als ich meinem Schwiegervater einst jene Wrangelsche Eigentümlichkeit erzählte, rief er ganz aufgebracht: „I should have knocked the fellow down.“

Nun belohnte der Obergeneral nicht nur jeden Dekorierten mit einem Kusse als Extrazugabe, sondern er hatte anfangs den General Halkett stets mit Umarmung und Kuß bei Begegnungen zu dessen wahrem Abscheu begrüßt. Da sich die Herren fast nur im Freien trafen und Halkett fand, daß ihn seine weit vorgestreckte Hand nicht vor jener Liebkosung schützte, so stieg er stets schleunigst zu Pferde, sobald Wrangel sich näherte und behauptete seinen erhabenen Sitz auch dann, wenn der Obergeneral zu Fuß war.

Den Winter von 1848 auf 1849 brachten wir an der Elbe in wechselnden, aber immer angenehmen Quartieren zu, so daß ich sogar meine Familie bisweilen bei mir haben konnte.

Vom Könige war ein allgemeiner Garnisonswechsel fast der gesamten Infanterie befohlen werden, infolgedessen unser Regiment künftig in Lüneburg garnisonieren sollte.

Ich war nach Stade geschickt, um diesen Wechsel rücksichtlich unseres Depôts an Mannschaft und Vorräten zu leiten, da der dort 1848 als Kommandant zurückgelassene Offizier sich seiner Aufgabe nicht gewachsen erwiesen hatte.

Als nun im Frühjahre 1849 das Bataillon wieder ins Feld rücken sollte, hatte mein Kommandeur mir das Kommando einer Kompanie versprochen, deren Hauptmann das Depotkommando und die Ausbildung der Ersatzmannschaften und Rekruten übernehmen sollte. Dies war zwar von Oben genehmigt, jedoch hatte man zugleich Zweifel in die Befähigung des fraglichen Haupt-

manns ausgesprochen. Infolgedessen wurde ich nun als ältester Leutnant zu jenem mühseligen und verdrießlichen Depotkommando beordert und mußte in Lüneburg bleiben.

Ich ließ sogleich meine Familie von Stade dahin kommen, um mich über die Nichterlangung der erwarteten Lorbeeren zu trösten, welche indes bekanntlich in diesem neuen Feldzuge nicht zu holen waren.

Ein umfangreiches Material ist publiziert worden über die schleswig-holsteinschen Feldzüge in den Jahren 1848, 1849 und 1850. Ich habe mich daher in bezug auf den ersten Feldzug darauf beschränkt nur einiges selbst Erlebte zu erzählen.

Der Vollständigkeit wegen erinnere ich daran, daß der Bund unter Preußens Führung im Jahre 1849 einen ebenso unentscheidenden Feldzug machte als im Jahre 1848. Der preußische Obergeneral, General von Prittwitz ließ am 6. Juli die schleswig-holsteinschen Truppen ohne Unterstützung, so daß sie von dänischer Übermacht fast vernichtet wurden.

Der Bund schloß durch Preußen am 10. Juli einen Waffenstillstand auf Grund von Friedenspräliminarien ab. Diese führten zu einem Frieden, welcher jedem Deutschen die Schamröte ins Gesicht treiben sollte, denn man überließ es den Herzogtümern, sich im Jahre 1850 nach schweren Kämpfen von Dänemark unterwerfen zu lassen.

Der Sommer des Jahres 1849 war mir in der angestrengtesten Thätigkeit verstrichen, da ich neben den sonstigen Geschäften für das Bataillon viel Ersatzmannschaften und das gewöhnliche Rekruten-Kontingent auszubilden hatte.

Am 5. November erhielt ich meine Ernennung zum Hauptmann zweiter Klasse und zugleich wurde mir für diesen und den folgenden Winter der Unterricht der Leutnants des Regiments übertragen. In der Zwischenzeit, Sommer 1850, während am andern Ufer der Elbe das schleswig-holsteinsche Drama vorläufig zu Ende ging, mußte ich mit einem Detachement Harburg besetzen.

Im Herbste 1851 wurde ich zum Kompagnie-Chef im 2. Ba-

taillon des 3. Infanterie-Regiments befördert, welches in Northeim garnisonierte und dort Bürger-Quartiere inne hatte.

Kurz vorher war mir ein Töchterchen, das vierte Kind geboren, welches wir indes schon bald nach dem Umzuge in meine neue Garnison wieder verloren. Bei meinem tüchtigen Kommandeur, dem Major Richers, fand ich in meinen dienstlichen Bestrebungen fortwährend die beste Unterstützung, wie es mir denn auch unter den drei nachfolgenden Kommandeurs gelungen ist, mir deren Zufriedenheit zu erhalten.

Die Kameradschaftlichkeit im Offizierskorps unseres Bataillons war die beste, ebenso die mit den Kameraden des 1. Bataillons 3. Infanterieregiments unterhaltene, welches in dem benachbarten Eimbeck garnisonierte.

Wir rekrutierten in der Umgegend von Hildesheim und Hannover, hatten daher ein intelligentes, bildungsfähiges Material. Die geselligen Verhältnisse in Northeim waren die denkbar angenehmsten, da wir sowohl mit dem dort kasernierten Garde-Kürassier-Regimente, wie den Gutsbesitzern der Umgegend und der Bürgerschaft in so herzlichem Einvernehmen lebten, daß in den langen Jahren meines Dortseins nicht ein Mißton dieses Verhältnis störte.

Die gesellig kameradschaftlichen Beziehungen zu dem Offizierskorps des Kavallerieregiments gestalteten sich zuletzt sogar so, als ob das ihrige und das unsrige nur ein einziges Korps gewesen wäre.

Im Jahre 1853 ging ich mit meiner Familie auf Urlaub nach England, wo im glücklichsten Beisammensein mit meinen noch lebenden Schwiegereltern und den noch anwesenden Brüdern und Schwestern einige Monate verlebt wurden.

Es fand damals die erste größere Konzentrierung englischer Truppen bei Chobham statt. Zu gleicher Zeit war der König von Hannover, Georg V., mit Familie zum Besuche bei der englischen Königsfamilie in London anwesend.

Um mich bei Sr. Majestät zu melden und bei den Manövern der englischen Truppen anwesend zu sein, reiste ich dorthin und wurde vom Könige beordert, an einer großen Parade jener Truppen in seinem Gefolge teilzunehmen. Durch die Güte meines früheren

Jugendgespielen, des jetzigen Herzogs von Cambridge, welcher damals die im Lager befindliche Kavalleriebrigade befehligte, ward ich nicht nur mit vielen hervorragenden Persönlichkeiten bekannt, sondern der Herzog zeigte mir auch die Lagereinrichtungen selbst und ließ mir ein Dienstpferd nebst einer Ordonnanz stellen. Viele Artigkeiten wurden mir nunmehr von Offizieren angeboten und erwiesen, — so stellte mir der Marquis of Worcester eines seiner besten Pferde zur Disposition. Die große Parade, welche Königin Viktoria in der Amazonenuniform eines englischen Generals abnahm, war die erste Gelegenheit, bei welcher ich die englischen Truppen sah. Deren ausgezeichnete Beschaffenheit und Ausbildung sowohl, wie die Vortrefflichkeit des Armee- und Pferdematerials traten dabei klar hervor.

Später an verschiedenen Manövertagen hatte ich Gelegenheit, auch die vorzügliche Disziplin und Leistungsfähigkeit, namentlich der schottischen Regimenter, aufs Höchste zu bewundern.

Dem schottischen 92. Regimente folgte ich während eines Manövertages fortwährend. Dasselbe ist stets mein Ideal und Vorbild für gutgeschulte Infanterie geblieben und nie, weder vorher noch nachher, habe ich eine besser ausgebildete Truppe gesehen.

Die Leitung und Ausführung der Manöver konnte man nur vom Gesichtspunkte eines Erstlingsversuches beurteilen. Man erkannte unschwer, daß die Generalität noch gänzlich in den veralteten Ideen der Linear-Taktik steckte und daß die obere Leitung der Manöver ebensowohl als das Zusammenwirken verschiedener Waffen völlig ungeübt war.

Als sich nun an einem Manövertage gar der Gemahl der Königin, Prinz Albert, im Kommandieren übte, schienen die Diskussionen auf dem Generalshügel und die vorerwähnten Übelstände bei Ausführung der gegebenen Befehle ohne Ende zu sein.

Vor meiner Rückreise nach Hannover machte ich noch eine Kour im St. Jamespalaste, einen sogenannten drawing-room, mit. Die hohe Verehrung der Königin und der ganzen königlichen Familie ist in England weit größer und im Volke viel verbreiteter, als im Auslande allgemein bekannt ist. Ich werde darauf bei

der Erzählung des letzten Aufenthaltes meines königlichen Herrn in England noch ausführlicher zurückkommen. Ich erwähnte das nur hier, weil dadurch auch zum Teile der staunenswerte Zudrang zu solchen drawing-rooms zu erklären ist.

Freilich hat man es dort weiteren Gesellschaftsklassen leichter gemacht, bei Hofe vorgestellt zu werden, als an andern Höfen, weil der englische Adel meistens auf festen Landbesitz gegründet, verhältnismäßig nur wenig zahlreich ist, während der hoffähige Adel auf dem Kontinente vielfach bis ins Proletariertum hinabsteigt und sich ohne Grenzen vermehrt.

So währt denn jede Kour im St. Jamespalaste, wo dieselben stets abgehalten zu werden pflegen, immer mehrere Stunden.

Da ich durch den hannöverschen Gesandten Grafen Kielmansegge vorgestellt wurde, also gleich anfangs meinen Vorbeimarsch beendet hatte und mir sodann gestattet wurde, mich im Audienzzimmer unter nur wenigen Personen der Königin gerade gegenüber aufzustellen, so hatte ich Gelegenheit den ganzen Vorgang in nächster Nähe anzusehen.

Derselbe hatte im Vergleiche zu andern derartigen Kouren nur wenige Eigentümlichkeiten.

Die Königin hatte eine Art Stuhl als Stütze, welchen man nur schwer bemerken konnte, und auf welchem sie in fast stehender Stellung so ruhte, als ob sie immer eine Art Verbeugung mache, während sie die Vorbeidefilierenden nur mit geringer Neigung des Kopfes begrüßte.

Eine weitere Eigentümlichkeit war, daß die kourenden Personen mehr en famille kamen, indem den Gatten ihre Frauen, den Müttern ihre Töchter folgten und von jenen zum Teile vorgestellt wurden.

Endlich waren die sehr wechselvollen Kostüme höchst interessant, wie man das zwar auch wohl an andern europäischen Höfen, — vor allem am kaiserlichen Hofe in Wien — aber doch in ganz anderer Weise sieht.

So kam ich denn abermals mit vielen neuen und manchen belehrenden Eindrücken in meine kleine Garnisonsstadt zurück, welche ich nun nach Möglichkeit zu verwerten suchte.

Im Jahre 1856 bot sich mir Gelegenheit dicht vor Northeim ein schön gelegenes größeres Grundstück, eine Art Landsitz mit großem, obstreichen Garten zu ermieten, in welchem sich meine Kinder vortrefflich körperlich entwickeln konnten und welches wir bis zu der abermaligen Besetzung Holsteins im Jahre 1864 bewohnten.

Ich wurde 1858 Major in demselben Bataillone, in welchem ich eine Kompanie gehabt hatte. Als zweiter Stabsoffizier hatte ich sehr wenig zu thun und da auch meine Kinder fast nur des abends meiner Aufsicht und Anleitung bei ihren Schularbeiten bedurften, so nahm ich wieder einen jungen Engländer, Mr. Legge ins Haus, welcher für das immerhin schwere Offiziersexamen zum Eintritt ins englische Ingenieur- oder Artilleriekorps ausgebildet zu werden wünschte.

Er that sich durch Fleiß und Fähigkeit so hervor, daß er später zu meiner Freude unter 75 Mitexaminanden der zweitbeste wurde und eine gute Karriere machte.

Nach einer abermaligen Reise mit Familie nach England wurde ich im Mai des Jahres 1861 Oberstleutnant und Kommandeur desselben selbständigen Bataillons, in welchem ich nunmehr schon fast 10 Jahre gedient hatte. Da nun neun ältere Kameraden, von denen sogar einer im Regimente diente, nicht Kommandeure solcher Bataillone waren, so erblickte ich in dieser glücklichen Fügung eine umso größere Aufforderung das meinen Kräften Möglichste in dem mir so unerwartet anvertrautem Wirkungskreise zu leisten. Daß die Mannschaften sehr bildungsfähige Leute waren, habe ich bereits früher erwähnt, wie ich denn auch dasselbe von meinen Leutnants sagen kann, sie sind später meine Hauptstützen geworden. Bei Antritt meines Kommandos hatten sie fast sämtlich nur erst kurze Zeit gedient und befanden sich zum größten Teile in pekuniären Schwierigkeiten. Trotzdem ist mir Gottlob keiner verloren gegangen. Fast alle traten 1867 in die sächsische Armee, sind dort sämtlich hoch geschätzt und seither bereits Stabsoffiziere.

Die Anforderungen, welche ich an meine Untergebenen stellte, waren recht große und manchen sehr unbequeme und unwillkommene.

Infolge dieser Umstände hatte ich manche Opposition zu bekämpfen und manche Abneigung zu überwinden.

Es ist eine meiner liebsten Erinnerungen, daß mir auch schließlich die unzweideutigsten Beweise allseitiger freudiger Unterstützung und Anerkennung meiner Untergebenen zu teil wurden; diejenige meiner Vorgesetzten hat mir überhaupt nie gefehlt.

Noch im Jahre 1876 sagte mir mein gnädiger König bei einem Spaziergange im Hydepark (London) zu meiner größten Freude, daß mein Bataillon das beste seiner Armee gewesen sei.

Da ich sehr wohl weiß, daß ich dieses königliche Lob nur in sehr geringem Grade für meine Thätigkeit in Anspruch nehmen kann, so zeichne ich es hauptsächlich deswegen auf, damit es meine mich überlebenden Kameraden erfreuen möge, falls diese Blätter nach meinem Tode jemals ihnen zu Gesicht kommen sollten.

Mitte November 1863 war der König Friedrich VII. von Dänemark gestorben und der König Christian IX. bestieg den erledigten Thron. Nach dem Grundgesetze der Herzogtümer Schleswig und Holstein hätte nunmehr der Herzog von Augustenburg Regent derselben werden und so die Trennung der Herzogtümer von Dänemark stattnehmen müssen. Die Beratungen des deutschen Bundes über diese Angelegenheit führten zu höchst unpraktischen und unheilvollen Beschlüssen.

Der Bund entschied bekanntlich den Stimmen Österreichs und Preußens entgegen, nur das zum Bunde gehörende Herzogtum Holstein in Pfand nehmen zu wollen und es den deutschen Groß- und Vormächten zu überlassen, das Herzogtum Schleswig den Dänen zu entreißen und so das Recht der Herzogtümer zu schirmen.

Man kann die Kurzsichtigkeit eines solchen Beschlusses nur dann begreifen, wenn man die fehlsame Organisation des deutschen Bundes und die verkehrten Anschauungen berücksichtigt, in welchen viele Regenten der Mittel- und Kleinstaaten samt ihren Ministern befangen waren, indem sie „Recht“ mit „Macht“ verwechselten.

Verfolgten die beiden deutschen Großmächte entgegengesetzte Ziele, oder waren sie über die Mittel zur Erreichung derselben

uneins, so hatten die Meinungsäußerungen der kleineren Staaten gewiß einen praktischen und einflußreichen Wert.

Waren aber jene Großstaaten, wie dies bei dieser Gelegenheit anfangs der Fall war, einerlei Willens, so konnten meiner Ansicht nach die kleineren Staaten um einer großen Gefahr zu entgehen, nur zwischen zwei Wegen wählen. Sie mußten entweder den Großmächten überlassen, ihre Beschlüsse lediglich allein zur Ausführung zu bringen, indem man ihnen allenfalls ein Mandat dazu erteilte und sich übrigens der Sache völlig fern hielt, oder man mußte sich an dem von den beiden Großmächten beschlossenen Kriege voll und ganz beteiligen, wie man dies 1848 und 1849 gethan hatte und mußte bedenken, daß „wer nicht mit thatet, der nicht mit ratet."

Anfangs Dezember 1863 erhielt ich den Befehl, mein Bataillon solle zu einer mobilen Armeebrigade stoßen, welche unter dem Befehle des Generalleutnants Gebser an der Elbe formiert werden sollte. Dieselbe war bestimmt mit einer gleich starken sächsischen Armeebrigade unter dem Kommando des zum Obergeneral ernannten sächsischen Generalleutnant von Hake die Dänen aus Holstein zu vertreiben und dasselbe für den Bund in Pfand zu nehmen. Die Mobilisierung meines Bataillons nach den bestehenden Vorschriften ging rasch von statten.

Auch einige notwendige Maßregeln rücksichtlich meiner Familie fanden sogleich ihre Erledigung. Von meinen beiden Söhnen hatte der älteste (Alfred) sich entschlossen Kaufmann zu werden, während der jüngere (Charles) in die Fußtapfen seiner Vorväter zu treten beabsichtigte.

Beide saßen in der Prima des Northeimer Progymnasiums und hatten daneben Unterricht in verschiedenen Sprachen. Beide strebten danach, möglichst früh in ihre eigentlichen Fächer einzutreten.

Es war mir gelungen, Alfred in einem Bremer Großhandlungshause zu plazieren, während Charles seiner Jugend wegen noch bis Ostern zu warten hatte, bevor er nach abgelegtem Examen in die Kadettenanstalt in Hannover aufgenommen werden konnte. Bis dahin übergab ich ihn der Leitung meines in Hildesheim als Pastor

angestellten Bruders, wo er den noch erforderlichen Privatunterricht erhielt. Frau und Tochter ließ ich unter der Obhut meines Vetters, des nachher bei Langensalza gefallenen Hauptmannes II. Klasse Heinichen, welchen ich zum Depotkommandanten meines Bataillons ernannt hatte.

Ich wußte, wie sehr ich mich auf dieses verlassen konnte, so marschierte ich leichten Herzens und voller Kampf- und Ruhmbegier schon am 2. Dezember 1863 aus Northeim ab, um daselbst am 11. Dezember 1864 nach den bittersten Enttäuschungen und traurigen Erfahrungen wieder einzuziehen.

Am 15. Dezember stieß ich zur mobilen Brigade, am 23. gingen wir über die Elbe und wurden auf Hamburger Gebiet einquartiert.

Nach einigen Tagen, während welchen noch verhandelt worden war, rückte die Bundesdivision in Holstein ein. Sächsische Kavallerie und mein Bataillon hatten die Tête.

Der erwartete Kampf fand nicht statt, da die dänischen Truppen sich zurückzogen und Holstein völlig räumten. Die Inpfandnahme dieses Landes wurde nicht nur von ihnen, sondern auch von Österreich und Preußen dem Bunde anscheinend überlassen. Ich sage anscheinend, wie es denn nicht nur von dem deutschen Michel in seiner unbegreiflichen Blindheit, sondern sogar von den deutschen Staatsmännern und den Bundesgenerälen noch lange nachher geglaubt wurde, trotz aller alsbald beginnenden Ein- und Übergriffe. Der mißbrauchte Soldat aber bis zu den untersten Rängen hinab, fühlte, trotzdem er durch zwecklose Hin- und Hermärsche im Herzogtume Holstein beschäftigt wurde, bald die nutzlose und demütigende Rolle, welche er zu spielen gezwungen war, während die Österreicher und Preußen vor ihm im Kampfe Ehre und Ruhm ernteten.

Jeder wahre Soldat wird mir beipflichten, wenn ich sage, daß es eine seiner schwersten Pflichten sein würde, wenn er sie unter solchen Umständen erfüllen müßte, wie dies von den Bundestruppen in vollstem Maße geschehen ist. Es ist dies freilich nun ziemlich bekannt; indes sind doch manche Details der damaligen Vorgänge entweder gar nicht oder weniger bekannt geworden, als

es die geschichtliche Wahrheit verdient, zumal viele Personen ein Interesse dabei hatten, Thatsachen zu verschweigen, ja sogar gänzlich zu verdrehen und zu erfinden.

Aus meinen damaligen genauen Aufzeichnungen, welche also nunmehr vor fast 16 Jahren gemacht wurden, wird man einen Einblick in die Verhältnisse gewinnen, welche mich zu den vorstehenden Äußerungen veranlaßten.

Man wird aber auch daraus erkennen, daß ich mich schon damals durchaus nicht über die wahre Sachlage getäuscht und daß ich demgemäß gehandelt habe.

Ich bin noch immer der Meinung, daß ich durch mein Verhalten und meine Maßregeln in der Nacht vom 18. auf den 19. Juli 1864 den damaligen Ausbruch des von Preußen gegen den deutschen Bund beabsichtigten Krieges verhindert habe.

Um dies näher nachzuweisen, halte ich es für das Richtigste, meine damaligen Aufzeichnungen ungeändert hier einzufügen, bevor ich den Schlußakt dieses schleswig-holsteinschen Dramas erzähle, aus welchem sich die Kriege von 1866 und 1870 entwickelt haben.

Da ich nicht Geschichte schreibe, so erwähne ich nur dasjenige, was auf mich Bezug hat, oder was zu dessen Verständnis wünschenswert erscheint.

NB. Niedergeschrieben bis anfangs des Jahres 1880.

Darstellung

der sogenannten Rendsburger Vorfälle in ihrem Zusammenhange, aufgezeichnet in Holstein, unmittelbar nach ihrem Eintritte.

Die Rendsburger Vorfälle bilden nur ein Glied in der Kette preußischer Politik, welche darauf ausgeht: „die schleswig-holsteinische Bewegung lediglich für spezifisch preußische Zwecke auszubeuten.“

Die ferneren Ereignisse werden die Richtigkeit dieser Ansicht bewahrheiten und zugleich nachweisen, daß jene Bewegung vorzugsweise nur benutzt werden sollte, um Preußen einen bedeutenden Machtzuwachs zu verschaffen. —

Es muß ebenfalls späteren Zeiten vorbehalten bleiben, die Mittel oder Erwägungen an den Tag zu bringen, durch welche Österreich veranlaßt wurde, Preußen bis zu einem gewissen Punkte freie Hand zu lassen. Zweifelhaft erscheint es noch, ob es Preußen nicht gelingen wird, jenen Punkt bei weitem zu überschreiten und alle gehegten Absichten zu erreichen.

Klar ist aber jetzt schon, daß Preußen beabsichtigte, vorläufig unter österreichischem Beistande den andern Teil des deutschen Bundes, die sogenannten Mittel- und Kleinstaaten mindestens vollständig in den Hintergrund zu drängen.

Zu diesem Zwecke wurden diejenigen Maßregeln, welche von Preußen genommen waren, um die Aktion des deutschen Bundes zu verhindern oder lahm zu legen, durch die preußische Presse und in diplomatischen Aktenstücken den kleinen Staaten zur Last gelegt; aus demselben Grunde sollten Zustände herbeigeführt werden, durch deren Benutzung ein Haupthindernis der preußischen Pläne: „die Besetzung der Herzogtümer Holstein und Lauenburg durch den deutschen Bund“ auf irgend welche Weise zu beseitigen war.

Es ist nicht schwer zu erkennen, daß zu jenem Zwecke zunächst durch verschiedene preußisch gesinnte Preßorgane und Parteien versucht wurde, einzelne Bundesglieder und den Bund im Ganzen anzugreifen, sowie die in den Herzogtümern stehenden Sachsen und Hannoveraner unter sich und mit der Bevölkerung zu verfeinden, indem verschiedene Thatsachen verdreht, vergrößert und in gehässigster Weise ausgebeutet, andere Dinge rein erfunden wurden. Einzelne Personen und Truppenteile, die Bundesregierung und deren Maßregeln wurden der Reihe nach angegriffen und verleumdet, um Glauben zu machen, daß Preußen in Holstein die größten Hindernisse in den Weg gelegt würden.

Die Bundeskommissäre sahen sich endlich veranlaßt, gegen diese heftigen Angriffe einzuschreiten, indem sie dieselben durch eine öffentliche Widerlegung der einzelnen Verdächtigungen unter Anführung von Thatsachen entkräfteten.

Die Bevölkerung im Vorgefühle dessen, was ihr bevorzustehen

schien und im Bewußtsein ihres guten Rechtes, war allerdings in der großen Mehrzahl sehr feindlich gegen Preußen gesinnt.

Ja, sie hatte bekanntlich die größte Neigung, dem Einmarsche der Österreicher und Preußen in Holstein gewaltsam entgegen zu treten, was in Erinnerung an die Vorgänge in den Jahren 1848, 1849 und 1850 nicht zu verwundern war.

Die Bundeskommissäre verhinderten dieses nicht nur, sondern unterstützten auch ebensowohl wie die Bundesexekutionstruppen die beiden Alliierten auf jede bundesfreundliche Weise.

Alle jene oben angeführten Verdächtigungen und Intriguen waren indessen nur die kleinen Mittel, welche zur Benachteiligung des Bundes angewandt wurden.

Andere bedeutendere Ereignisse sollten hervorgerufen und sodann benutzt werden, um die oben angedeuteten Zwecke zu erreichen. Wir werden alsbald sehen, daß das Bedeutendste davon die sogenannten Rendsburger Vorfälle waren, weil Preußen eine Zeit lang glaubte, dadurch eine hinreichend begründete Veranlassung gefunden zu haben, mit kräftigstem Schlage gegen den Bund vorgehen zu können.

Wir werden aber auch sehen, wie diese Absicht in der Hauptsache scheiterte, weil das Verhalten der Bundestruppen in Rendsburg trotz aller Verleumdungen und Anreizungen, und trotz der so schwierigen Verhältnisse sich als ein höchst lobenswertes erwies; und weil Österreich durch die Rendsburger Vorfälle zuerst über die preußischen Absichten einigermaßen aufgeklärt wurde. Rendsburg war gleich nach dem Rückzuge der Dänen aus Holstein von sächsischen Bundestruppen besetzt worden, denen einige schwache hannöversche Abteilungen beigegeben waren.

Die an der Nordseite des Ortes gewesenen Befestigungen waren durch die Dänen abgetragen und vollständig geschleift, gegen Süden hatte man die alten Festungswerke einem allmählichen Verfalle überlassen.

Der Ort zerfällt in drei Stadtteile, Neuwerk und Altstadt diesseits und Kronwerk jenseits der Eider, welcher Fluß übrigens durch einen Arm auch die beiden ersteren Stadtteile von einander trennt.

Das Kronwerk besteht nur aus wenigen Häusern, denen sich die Dörfer Alt- und Neu-Büdelsdorf alsbald anreihen.

Die Altstadt hatte man gen Norden neuerdings durch Erbauung einiger Feldschanzen gegen einen feindlichen Überfall zu sichern gesucht. Indes war die Festung nur anfangs als solche militärisch besetzt, um im Notfalle den Ort nachhaltiger verteidigen zu können. Später, als nach dem Vorgehen der Österreicher und Preußen an einen feindlichen Angriff überhaupt nicht mehr gedacht werden konnte, hörte dies auf.

Die Bundestruppen besetzten nur einige Wachen, stellten Posten an den Thoren und bei den einzelnen Gebäuden und Anstalten auf; die Besatzungsmannschaft wurde erheblich verringert und verhielt sich mit unwesentlichen Modifikationen, wie in jeder gewöhnlichen Friedensgarnison. Als die alliierten Truppen vorrückten, um die Dänen aus Schleswig zu vertreiben und dieses in Pfand zu nehmen, wie man sich auszudrücken beliebte, wurden denselben nicht nur fast sämtliche Festungsbaulichkeiten zur Disposition gestellt, sondern es wurde ihnen auch jede andere bundesfreundliche Unterstützung angeboten und bereitwillig geleistet, insofern dieselbe gewünscht wurde.

Dennoch rief Preußen alsbald durch die versuchte gewaltsame Wegnahme der holsteinschen Telegraphenstation in Rendsburg und sämtlicher Drähte und Apparate den ersten Konflikt hervor. Der kommandierende sächsische Offizier drohte der Gewalt ebenfalls Gewalt entgegen zu setzen, worauf der Streit durch ein Übereinkommen geschlichtet wurde, wonach Preußen nicht nur die meisten Telegraphendrähte zu alleiniger Benutzung erhielt, sondern ihm außerdem gestattet wurde, eine besondere Linie für sich über Segeberg und Lübeck anzulegen.

Am 22. Januar hatte der deutsche Bund nach den von den deutschen Großmächten gegebenen Zusicherungen den Bundeskommissären die Instruktion erteilt: „Holstein solle eine bleibende Besatzung *nur* von Bundestruppen erhalten."

Kaum war indes die dänische Position am Dannewerk genommen, so rückten ohne weitere Vereinbarung oder selbst nur

Anfrage preußische Truppen zur bleibenden Besetzung Altonas, Neumünsters und Kiels in das Herzogtum Holstein ein.

Es war ganz klar, daß dies nicht etwa geschah, weil man irgend welche Besorgnis hegen konnte, daß die kleine geschlagene dänische Armee in Holstein einfallen und den Alliierten gefährlich werden möchte.

Der Bundesobergeneral, Generalleutnant von Hake zog denn auch bei Altona die hannöversche Armeebrigade zusammen, um Preußen von seinen Eingriffen abzuschrecken.

Die Zeitungen posaunten die Energie des Herrn Generals lobend in alle Winde und es wurde die Meinung verbreitet: „Preußen habe nachgegeben!“

Betrachten wir jetzt die Thatsachen.

Am 13. Februar machten die Bundeskommissäre einen feierlichen Protest bekannt, in welchem sie erklärten, daß, da der Feldmarschall von Wrangel (welcher anfangs die preußischen Truppen kommandierte) sich an ihren Widerspruch nicht kehren wolle und Holstein besetze, so behielten sie die weiteren Entschließungen lediglich der hohen deutschen Bundesversammlung vor.

Die Preußen besetzten Altona, den ganzen Osten Holsteins, umgaben Rendsburg von allen Seiten mit Truppen und legten sogar ohne alle Anfrage dort eine Artilleriekompagnie in Garnison.

Die dortigen preußischen Lazarette und Heeresanstalten wurden mit preußischen Wachen und Posten militärisch besetzt, deren Ablösung von den rund um Rendsburg, also auch auf holsteinischer Seite kantonnierenden preußischen Truppen geschah.

Die zu gleichem Zwecke den Österreichern übergebenen Gebäude wurden dagegen fortwährend von den sächsisch-hannöverschen Truppen bewacht.

Dies alles wurde geduldet und der Bundes-General, wie es scheint, von dem preußischen Feldmarschall überhaupt nicht gefragt, wenn derselbe eine militärische Maßregel in Holstein traf.

Die bei Altona zusammengezogene hannöversche Brigade blieb dort bis im April. Die nun einmal in Holstein verbleibenden preußischen Truppen wurden aber, so lange sie in jenem Lande

standen, nicht nur nicht unter den Befehl des Bundes-Obergenerals gestellt, sondern der General von Hake hatte sogar schon unter dem 1. Februar einen Generalbefehl erlassen, daß die Bundes-Exekutionstruppen künftighin die Österreicher und Preußen nicht mehr als Verbündete zu betrachten hätten und ein Subordinationsverhältnis zwischen ihnen nicht ferner existieren sollte!!

Dieser Befehl ist bei jedem darauf bezüglichen Vorkommnisse vom übelsten Einflusse gewesen, ja es wurden bei den Ereignissen in Rendsburg die Anordnungen und Befehle des Bundes-Kommandanten nicht einmal von den alleruntersten Rangklassen der Preußen befolgt. Bei allen Differenzen konnte dieser beklagenswerte Zustand leicht zur Anwendung der Waffen führen; er mußte dies sogar, wenn die auf beiden Seiten kommandierenden Offiziere entgegengesetzte Befehle gaben und diesen mit Rücksicht auf den andern Teil Geltung verschaffen wollten.

Sodann muß hier noch eines Umstandes gedacht werden, welcher von dem wesentlichsten Einflusse auf die Vorgänge in Rendsburg gewesen ist.

Dieser Ort war der Herd des politischen Treibens und der Tummelplatz der Parteien. Es war daher leicht, Personen zu finden, welche gegen diejenigen feindlich agitierten, die ihre Ansichten nicht teilten.

Durch diese entstand allmählich eine Hetzerei der verschiedenen Truppenteile gegen einander.

Dazu kam, daß die Ortspolizeibehörde sich bei verschiedenen Gelegenheiten anmaßen wollte, das Militär zu beaufsichtigen, ja demselben sogar ganz unangemessene Befehle zu erteilen. Konflikte mit der Polizei wurden zwar von Seiten der Bundestruppen teils durch das vorzügliche Betragen und die feste Disziplin der Mannschaft, welche der Polizeikommissär verschiedentlich lobend anerkannte, teils durch das maßvolle, jedoch bestimmte Auftreten des jeweiligen Kommandanten und der sonstigen Vorgesetzten vermieden.

Als indes die Polizei-Behörde bei Gelegenheit eines Konfliktes mit preußischen Offizieren ganz übertriebene Anforderungen

an die Bundesbesatzung machte, sah sich der General von Hake veranlaßt, diese Anmaßung durch einen besonderen Erlaß zurückzuweisen.

Jene Offiziere hatten einige Rendsburger Polizei-Offizianten mit blanker Waffe mißhandelt und obgleich sie ihre Namen abgegeben hatten, verlangte der Polizeimeister Petens von einem mit einer kleinen Patrouille in der Nähe befindlichen hannöverschen Korporal, er solle die Offiziere für die Polizei arretieren.

Diese wenigen Andeutungen werden schon genügen, um zu zeigen, wie manche Schwierigkeiten die obwaltenden Verhältnisse darboten.

Es scheint, daß Preußen beabsichtigte sich noch vor Eröffnung, der auf den 25. Juli anberaumten Delegierten-Versammlung aus ganz Schleswig-Holstein, von welcher man wünschte, daß sie den Anschluß an Preußen votieren möchte, in den alleinigen Besitz von Rendsburg zu setzen. Zugleich wollte es sich der beträchtlichen Geldsummen bemächtigen, welche in der Zentralkasse zu Rendsburg aufbewahrt und von den Bundestruppen bewacht wurden.

Mindestens brachten die unter preußischem Einflusse stehenden Zeitungen in jener Periode mehrere Artikel, welche behaupteten, daß holsteinsche Gelder für die Bundestruppen verausgabt würden; ja es wurde die ebenso unwahre Nachricht verbreitet, die Bundes-Kommissäre hätten holsteinsche Gelder in sächsische und hannöversche Kassen abführen lassen, was keinesfalls geduldet werden könne. Es wird sich später sehr deutlich herausstellen, daß Preußen diese Gelder für sich behalten wollte. Um den nächsten oben erwähnten Endzweck zu erreichen, also in alleinigen Besitz von Rendsburg zu gelangen, wollte man anfangs einen an sich völlig unbedeutenden Vorgang benutzen, weil es wegen des tadellosen und kameradschaftlichen Betragens der Bundestruppen und meiner später aktenmäßig nachgewiesenen Vorsicht und Zuvorkommenheit unthunlich erschien, einen ernsteren Konflikt zu veranlassen.

In Rendsburg domiziliert ein gewisser Kaufmann Petersen, der Hauptflaggentuchhändler dieses Ortes. Teils um sich Absatz zu verschaffen, teils um seinen politischen Neigungen und Ab-

neigungen öffentlichen Ausdruck zu geben, hatte er sich stets bestrebt, Flaggen-Demonstrationen hervorzurufen. Er war darin so weit gegangen, von dem für die Pflege der Verwundeten bestehenden Damenkomitee die Bewilligung von einigen hundert Mark aus der Verpflegskasse zur Anschaffung von Flaggen zu verlangen, damit zur Geburtstagsfeier des Erbprinzen von Augustenburg die erwünschten Gefühlsdemonstrationen gemacht werden könnten.

Bereits vor meinem Antritte des Kommandos in Rendsburg hatte sich dieser Mann mehrfache Zurechtweisungen des dortigen Amtmanns von Harbon und der früheren Kommandanten zugezogen und man nannte ihn wegen aller dieser Dinge den „Flaggen-Petersen."

Kein Wunder, wenn die Handlungen eines solchen Menschen oder auch er selbst benutzt werden konnten, falls man dementsprechende Absichten hegte.

Als nun die Einnahme von Alsen durch preußische Truppen in Rendsburg bekannt wurde und daher viele Einwohner ihre Flaggen aushingen, waren auf den offiziellen Flaggenpfosten der Garnison, welche auf dem Paradeplatze meiner Hauptwache unmittelbar gegenüber und zwischen dieser und dem holsteinschen Gouvernements-Gebäude standen, Flaggen aufgezogen. Dieselben waren aus einfachen Flaggentüchern zusammengesetzt und zeigten die österreichischen und preußischen Landesfarben.

Da ich die dienstliche Instruktion hatte: „Das Besatzungsrecht von Rendsburg zu wahren" und keine Erlaubnis zum Aufziehen dieser Flaggen gegeben hatte, auch überhaupt nicht darum ersucht war, so erkundigte ich mich nach dem Sachverhalte ohne indes irgend einen Schritt zur Entfernung jener Flaggen zu thun.

In Rendsburg befand sich der frühere schleswig-holsteinsche Oberst von Dau, welchem das gesamte holsteinische Militär-Eigentum unter der Bedingung zur Verwaltung anvertraut war, daß er sich dem jeweiligen Bundes-Kommandanten der Festung untergestellt zu betrachten und also dessen Anordnungen und Befehlen nachzukommen habe.

Dieser Oberst meldete mir nun auf Befragen, daß er dem p. p. Petersen auf dessen Ansuchen zwar die beiden Flaggenstöcke der Garnison verabfolgt, jedoch ihm dabei expreß gesagt habe, daß er ihm die Erlaubnis, Flaggen auf den Garnisons-Flaggenpfosten aufzuziehen nicht erteilen könne.

Die Erlaubnis habe er jedenfalls vorher von dem hannöverschen Festungskommandanten zu erbitten.

Der p. p. Petersen habe darauf im wegwerfenden Tone die Äußerung gemacht: „Ach was, der Bund ist hier überhaupt nur noch geduldet!" und sodann die Flaggen dennoch ohne weiteres aufgezogen.

Der Oberst sagte mir dann noch, er habe selbst als früherer Ingenieur-Offizier der Festung die beiden am Eingange des Paradeplatzes stehenden Postamente setzen lassen.

Dieselben seien zwar ursprünglich für Laternen bestimmt gewesen, da man aber mehrere Laternen daneben aufgestellt habe, so seien dann jene Pfosten von ihm als Garnisons-Flaggenpfosten eingerichtet, die erforderlichen Stangen angeschafft und im Zeughause aufbewahrt worden. So war ich also über den Sachverhalt genau unterrichtet.

Ich hatte an jenem Tage selbst viele mir begegnende preußische Offiziere wegen der Einnahme von Alsen beglückwünscht und ließ sowohl aus Rücksicht auf den erfreulichen Sieg als auch wegen der gezeigten Farben die Flaggen ungestört wehen.

Dagegen sandte ich nachmittags 2½ Uhr einen Unteroffizier vom Büreau zu dem Kaufmann Petersen mit der Aufforderung, sofort auf der Kommandantur-Offize zu erscheinen, um sich die Erlaubnis zum Aufziehen der fraglichen Flaggen zu erwirken. Derselbe versprach auch sofort zu kommen, nachdem er noch besonders darauf aufmerksam gemacht war, daß späterhin das Büreau geschlossen werden würde.

Dennoch ist Petersen nicht nur nicht erschienen, sondern als ich später nochmals mit dem Befehle nach ihm sandte, er solle nun sogleich mitgebracht werden, war er nirgends aufzufinden.

Dem Amtmann von Harbon, welcher ihn einige Tage nachher

über sein Benehmen und die von ihm verfaßten verhetzenden Zeitungsartikel zur Rede stellte, hat er erwidert, er sei damals durch Kaffeebesuch am Kommen verhindert worden, er wolle indes seine in der Presse gethanen Schritte gerne rückgängig machen. Daß dies nicht nur nicht geschehen ist, sondern daß Petersen seine Angriffe fortsetzte, läßt auf manche andere Dinge schließen.

Da der Eigentümer der beregten Flaggen weder erschienen, noch aufzufinden war, so sandte ich vor Schluß des Büreaus zwischen 5 und 6 Uhr abends meinen Adjutanten nach der Hauptwache, um nunmehr die Konfiskation derselben vorzunehmen. Dieselben wurden nicht einmal dabei eingezogen, sondern sie wurden mit den Flaggenstöcken aus den Postamenten entfernt und so durch die sächsischen Dienstmannschaften in die Wache getragen, woselbst sie aufgezogen, wie sie waren, unter Verschluß geblieben sind. Zugleich sandte ich ein Schreiben an den Magistrat, in welchem ich die Bestrafung des p. p. Petersen verlangte.

Dieselbe wurde auch durch einen förmlichen Verweis vor dem Magistrate und durch ernstere Bedrohung im Wiederbetretungsfalle gewährt. Die hierauf bezüglichen Schreiben, bei denen noch besonders hervorgehoben war, daß gegen das Aufziehen der Flaggen an den von den Bundestruppen besetzten Posten mit Erlaubnis des Kommandanten, selbst von ganz unberechtigten Personen, gar nichts einzuwenden gewesen sein würde, wurden dem österreichischen und dem preußischen Etappenkommandanten in Rendsburg mitgeteilt.

Der österreichische Etappenkommandant, welcher am Morgen nach dem oben geschilderten Flaggenvorgange eine Konferenz mit mir über eine durchaus nach dessen Wünschen erledigte Dienstangelegenheit hatte, erzählte mir, daß Petersen am Abend zuvor in mehreren Wirtshäusern laut erklärt habe, er wolle den Flaggenvorgang in den Zeitungen als einen den Großmächten angethanen Schimpf darstellen, diese dahinter kriegen und einen großen Skandal daraus machen. Der preußische Etappenkommandant erschien bei mir am zweitfolgenden Tage, sprach seine Freude darüber aus, daß Petersen gehörig auf die Finger geklopft sei und meinte, er wolle sich vielleicht auch noch beim Magistrate über den Mann beschweren,

weil er ohne seine Erlaubnis eine preußische Flagge an einer solchen Stelle aufgezogen habe.

Es erscheint hier zunächst zweckmäßig, sich zu erinnern, was das Aufziehen einer Flagge bedeutet.

Als allgemeiner Grundsatz gilt, daß die Flagge das Besitzrecht, das Eigentum deckt. Eine Nation, eine Armee ergreift durch Aufziehen ihrer Flagge an einem öffentlichen Orte, in einer Festung, einer Schanze, auf einem Schiffe und dergleichen Besitz von dem fraglichen Lande, Terrain oder sonstigem Gegenstande; sie deutet damit das Besatzungsrecht an.

Die Flagge der Nation deckt zugleich auch den Privatbesitz ihrer Angehörigen. Es darf daher kein Privatmann die Flagge einer fremden Nation auf seinem Eigentume oder sonstwo ohne Erlaubnis der zuständigen Behörde aufziehen. Geschieht dies indes neben seiner eigenen in der Weise, daß nicht etwa durch absichtlich verkehrtes, halbes oder sonst unangemessenes Aufziehen ein Mißbrauch oder gar eine Beleidigung vorliegt, so soll damit der betreffenden fremden Nation eine Ehrenbezeugung erwiesen werden.

Es ist hiernach klar, daß diese allgemeinen, unbestritten völkerrechtlichen Grundsätze am sorgsamsten von Soldaten und Personen in verantwortlichen öffentlichen Stellungen beobachtet werden müssen. Kein ehrliebender und pflichtgetreuer Soldat wird es dulden, daß auf den von ihm besetzten Posten Flaggen anderer Nationen, selbst nicht diejenigen seiner besten Bundesgenossen aufgezogen werden, ohne seine eigene daneben zu zeigen. Derjenige Kommandant aber, welchem sogar expreß befohlen worden ist: „das Besatzungsrecht eines ihm anvertrauten Postens, zumal einer Festung, zu wahren", welcher aber dennoch die Verletzung dieses Rechtes auf eine schimpfliche Weise duldete, würde gewiß vor jedem Kriegsrechte zur Kassation oder zur Kugel verurteilt werden.

Wird nun eine derartige Verletzung, wie in diesem Falle, durch eine Privatperson vorgenommen, weigert sich dieselbe, die erforderliche Erlaubnis einzuholen, verweigert sogar jede Auskunft, so würde sich der betreffende Kommandant gewiß der schwersten Verantwortung und der schimpflichsten Verachtung aussetzen, wenn er seine un-

zweifelhaften Rechte nicht ausübte. Geschieht dies außerdem mit großer Rücksicht, d. h. läßt man, wie hier geschehen, die unberechtigten Flaggen fast einen ganzen Tag lang wehen und entfernt sie dann in allen Ehren, ja ohne dieselben herunter zu ziehen, so scheint die rücksichtsvolle Artigkeit in der That sehr weit getrieben zu sein.

Wie lange möchte wohl eine von Privatpersonen aufgezogene sächsische oder hannöversche Flagge auf den Höhen von Düppel geweht haben, wo jene beiden Armeen 1848 und 1849 ihr Blut bei Eroberung und Behauptung derselben vergossen hatten, nachdem in diesem Jahre die Preußen die dortigen Feldschanzen nach monatelanger Belagerung genommen hatten?

Wie lange würden dies die Österreicher in Friedericia geduldet haben, als sie diese Festung nach Einschiffung der Dänen besetzt hatten?

Niemand wird über die Beantwortung dieser Fragen auch nur einen Augenblick in Zweifel sein. Der Soldat aber, welcher die Waffenehre seiner Armee, also auch seines Kriegsherrn nicht mehr zu vertreten wagt, ist ein Feigling. Dies fühlte das ganze Bundes-Armeekorps, denn von verschiedensten Seiten wurde mir wegen meines Verhaltens in der Flaggenangelegenheit die herzlichste Sympathie ausgedrückt.

Es fehlte natürlich, wie immer, auch nicht an einzelnen Tadlern, welche z. B. wollten, daß ich die Flaggen erst im Dunkeln oder in der Nacht konfisziert, oder dies und jenes nicht gethan hätte. Wie würden aber diese Weisen erst kritisiert haben, wenn ich solche Feigheit oder irgend welche Unterlassungssünde begangen hätte und ich sodann deswegen zur Verantwortung gezogen worden wäre! Auch die österreichische und preußische Armee fühlten, daß ich recht gehandelt habe, und eine Menge Offiziere der alliierten Truppen sprachen diese Ansicht offen aus, sobald die Wahrheit bekannt geworden war. —

Herrn Petersen wurde unter anderm in einem öffentlichen Lokale und in Gegenwart einiger meiner Offiziere von dem preußischen Hauptmann v. L. bedeutet, der hannöversche Kommandant sei

in der ganzen Sache höchst glimpflich verfahren, ein Preuße würde, namentlich ihn ganz anders behandelt haben.

Ein österreichischer Generalstabsoffizier bedrohte Petersen in einem andern öffentlichen Lokale mit augenblicklicher Züchtigung, wenn er über die Angelegenheit nicht so spreche, wie es sein mitanwesender hannöverscher Kamerad (einer meiner Hauptleute) verlangen müsse. Ja noch mehr! Als die Bundestruppen nicht mehr in Rendsburg waren, hatte Petersen am Geburtstage des Kronprinzen von Preußen zur Feier des Tages an demselben Garnisons-Flaggenpfosten eine preußische und eine holsteinsche Flagge aufgezogen. Sogleich wurde er vor den preußischen Kommandanten Oberstleutnant von Schmidt zitiert. Da er sofort erschien, wurde ihm sein Benehmen in den allerstärksten Ausdrücken verwiesen und ihm nur auf dringendes Bitten für diesmal verstattet, die holsteinsche Flagge (Rendsburg war damals eine holsteinsche Festung) neben der preußischen wehen zu lassen. Verfolgen wir den weiteren Verlauf der Wahrung des Bundesbesatzungsrechtes.

Vorderhand wurde mit Flaggen weiter demonstriert, und zwar an einem der Hauptwache zunächst gelegenen Wirtshause, von welchem Petersen eine österreichische und eine preußische Flagge wehen ließ. Sodann entfalteten sich plötzlich preußische Flaggen auf allen von den Preußen zu irgend einem Zwecke benutzten Kommandanturgebäuden; selbst auf solchen, vor denen Schildwachen der Bundes-Exekutionstruppen aufgestellt waren. Man sagte, es sei Befehl dazu aus Berlin gekommen.

Von allen diesen Demonstrationen nahm ich nicht die geringste Notiz.

Die Zeitungen brachten nun eine Menge unwahrer und verleumderischer Artikel, worin man zugleich die einfache und rücksichtsvolle Wahrung eines Rechtes als ein Verbrechen und eine Beleidigung der beiden Großmächte darstellte.

Ich hatte gleich anfangs Meldung über den Vorgang gemacht, der hannöversche General jedoch hatte die Sache als eine unbedeutende und selbstverständliche dem Oberkommando nicht weiter gemeldet. Obwohl die Skandalartikel des Herrn Petersen in der

Flensburger Zeitung erschienen und der Prinz Friedrich Karl in Flensburg sein Hauptquartier hatte, so ließ er doch anfangs nichts von sich hören.

Dagegen hatte er den österreichischen Obergeneral, Feldmarschalleutnant von Gablenz, welcher sich in Friedericia befand, veranlaßt, sich an den General von Hake zu wenden, und Aufklärung über die vermeintliche Beleidigung zu erlangen.

Dieser erhielt auf Nachfrage bei dem ebenfalls in Altona befindlichen hannöverschen General meine erste Meldung mitgeteilt. Ohne irgendwelche nähere Auskunft von mir zu verlangen, beeilte sich der Herr Obergeneral folgenden Entscheid zu fällen: „Der Kommandant habe nur innerhalb seiner Befugnisse gehandelt; er könne sich aber mit dem Verfahren desselben dennoch keineswegs einverstanden erklären, weil die Flaggen die österreichischen und preußischen Farben gezeigt hätten und diese nicht danach angethan seien ohne Weiters entfernt zu werden"!!

Ob das „ohne Weiters" ein lapsus linguae war, lasse ich dahin gestellt sein. Legt man nur den Maßstab der Macht an und läßt alles Recht und Gefühl unberücksichtigt, so hatte der Herr General vielleicht nicht so unrichtig geurteilt; aber dann müssen wir fragen, gegen wen und auf welche Weise wollte das Oberkommando denn das Besatzungsrecht der Festung aufrecht erhalten wissen? Es kamen hier offenbar nur die Alliierten, die Dänen und allenfalls die Holsteiner in Frage. Jedenfalls haben die beiden letzteren den deutschen Bund am 21. Juli nicht aus Rendsburg fortgewiesen.

Mir war es bis dahin völlig unbekannt, daß man ein Recht wahrt, indem man es nicht ausübt, oder vielmehr, indem man es durch diejenigen ausüben läßt, welche dasselbe ganz entschieden nicht haben, und dann vielleicht noch einen völlig unbeachteten Protest erläßt, oder wie man zu sagen pflegt: „Eine Faust in der Tasche macht."

Der österreichische Obergeneral, welcher mittlerweile die volle Wahrheit durch seinen Rendsburger Etappenkommandanten, Haupt-

mann Nagy erfahren hatte, war völlig befriedigt, nicht so der preußische Prinz Friedrich Karl.

Diesem war der Entscheid des Bundesgeneral nebst Aufklärung unaufgefordert zugesandt. Derselbe hatte aber mittlerweile nunmehr das Ansinnen gestellt: „Der Kommandant von Rendsburg solle zur Strafe seines Verhaltens abgesetzt werden."

Diesem Verlangen konnte nicht entsprochen werden, weil überhaupt ja kein Vergehen vorlag; dagegen beeilte sich der General von Hake eine Ablösung des hannöverschen Bataillons und damit die selbstverständliche seines Kommandeurs, also auch des Kommandanten von Rendsburg zu befehlen. Dieses konnte dem Prinzen Friedrich Karl als eine Abberufung zur Strafe und dadurch geleistete Satisfaktion erscheinen und ist ihm sogar wahrscheinlich in dieser Weise dargestellt worden.

Ich hatte den General Gebser wissen lassen, daß ich die bestimmte Absicht habe, sofort meinen Abschied einzureichen, wenn man mich abberufen, absetzen oder desavouieren würde. Zugleich mit der Ablösungsordre erhielt ich ein vertrauliches Dienstschreiben, welches mich versicherte, die Ablösung meines Bataillons geschehe nur aus politischen Rücksichten und um die Truppen in Übung zu erhalten; dieselbe solle keineswegs eine Strafe für mich sein, könne auch nicht einmal auffallen, da auch die Sachsen eben abgelöst seien.

Mittlerweile habe ich noch die Erzählung einiger Ereignisse in Rendsburg bis zu diesem Punkte nachzuholen.

Da ich von den Flaggendemonstrationen nicht die geringste Notiz genommen hatte, so erschien der preußische Etappenkommandant Major Hacke wieder bei mir und schlug unter vielen Danksagungen für die mannigfach ihm und den preußischen Offizieren erwiesene Gefälligkeit und Kameradschaftlichkeit vor, diese durch einen gemeinschaftlichen Zeitungsartikel zu dokumentieren. In diesem Artikel sei zum Ausdrucke zu bringen, daß nach wie vor das beste Einvernehmen herrsche und daß man diese so gehässig ausgebeutete Flaggenangelegenheit, welche vollkommen in der Ordnung sei, beendet zu sehen wünsche: ob ich das nicht besorgen wolle!

Es ist klar, daß ein solcher Artikel, wenn nur von einem

Teile verfaßt und veröffentlicht, schon wegen der im Zuge begriffenen Verhandlungen unthunlich war. Ich nahm deshalb gleich Papier zur Hand, um den Artikel in Übereinstimmung mit dem gemachten Vorschlage abzufassen, verlangte aber, daß schon der Entwurf vor der Veröffentlichung von uns beiden unterzeichnet würde. Der preußische Major proponierte nun etwas zögernd, doch lieber den österreichischen Etappenkommandanten ebenfalls zur Teilnahme an diesem Schritte aufzufordern; er wolle mit demselben Nachmittag 6 Uhr zu jenem Zwecke wieder zu mir kommen. Ich wandte mich nun sogleich selbst an den Österreicher und setzte ihn von dem Vorschlage des Major Hacke in Kenntnis.

Der Hauptmann Nagy war offenbar höchst erstaunt darüber, erklärte, er dürfe überhaupt nichts veröffentlichen und äußerte seine Ansicht dahin: „daß der preußische Major offenbar Instruktionen erhalten haben müsse, da er jetzt einen solchen Vorschlag mache."

Er habe demselben nämlich nach der Konfiskation der Flaggen und nachdem ihm von mir Aufklärung darüber geworden sei proponiert, den ganzen Vorgang der Wahrheit gemäß sogleich an die Oberkommandos zu berichten, da die ausgesprochene Absicht des Kaufmanns Petersen, durch Zeitungsartikel einen großen Skandal zu Wege zu bringen, sonst wohl erreicht werden könne.

Der preußische Major habe aber gewünscht, daß dies unterbleiben möge, „damit die Sache ihren Gang gehe!"

Ich beauftragte nun meinen im Nebenzimmer beschäftigten Adjutanten, die nachmittags mit dem preußischen Major etwa stattfindende Unterredung sogleich niederzuschreiben.

Dieser stellte sich denn auch zu der anberaumten Zeit ein und schlug abermals vor, jeder von uns solle für sich einen Zeitungsartikel in dem vorhin erwähnten Sinne veröffentlichen, weil der Österreicher verweigert habe, sich an der Sache zu beteiligen. Da ich wiederum erklärte, hierauf nicht eingehen zu können, so meinte er, dann möchte doch jeder bei seinem Oberkommando über die irrigen Ansichten vorstellig werden, welche in dieser Sache vorzuherrschen schienen und verlangen, daß die Angelegenheit damit er-

ledigt sein solle; er sprach sich dabei abermals höchst dankbar und kameradschaftlich aus.

Diese sofort niedergeschriebene Unterredung wurde höherenorts einberichtet. Gleich darauf kam mir ein in der Stadt verbreitetes Gerücht zu Ohren, ich hätte den Kommandantengarten, welchen die preußischen Rekonvaleszenten benutzen durften und welcher an ein preußisches Hospital stieß, den preußischen Kranken und Verwundeten vor der Nase zunageln lassen und die früher vom Magistrate, als der damaligen zuständigen Behörde erteilte Erlaubnis zu jener Benützung ohne Veranlassung zurückgezogen.

Eine sofortige Nachforschung ergab, daß der städtische Senator Junglöf, welcher einen angrenzenden Garten gepachtet hatte und die Nachbarschaft los zu sein wünschte, die Vernagelung bei der holsteinschen Administrationsbehörde erwirkt hatte. Ich schritt sogleich ein, indem ich dem preußischen Etappenkommandanten unter Anschluß der Schlüssel und Mitteilung des Obigen den Garten zur vollkommen unbeschränkten Benutzung überwies.

Bei mehreren ähnlichen Vorkommnissen wurde alles stets zur vollkommenen Befriedigung der alliierten Truppen auf das Zuvorkommenste angeordnet.

So blieben denn auch alle Truppenabteilungen und die verschiedenen Grade in ungestörter Eintracht miteinander.

Dies war auch dann der Fall, als das mit den sächsischen und hannöverschen Truppen sehr befreundet gewordene Bataillon des preußischen Leibregimentes Nr. 8 verlegt und von einem Bataillon des 15. Regimentes abgelöst wurde.

Am 16. Juli waren auch die mir bislang beigegebenen sächsischen Jägerkompanien durch zwei Kompanien des 2. sächsischen Linienbataillons abgelöst worden. Am Abend dieses Tages waren die Mannschaften der Bundestruppen mit denen der Alliierten in den zahlreichen Wirtshäusern einträchtig und vergnügt zusammen gewesen.

Am 17., einem Sonntage, an welchem in mehreren Wirtshäusern getanzt wurde, war in dem nahe vor dem neuen Thore gelegenen und stets stark frequentierten Schützenhause eine Schlägerei zwischen preußischen und Bundessoldaten entstanden, welche durch das

energische Eingreifen des hannöverschen Stabsfeldwebel Thies rasch beendet und an sich nur höchst unbedeutend gewesen war.

Sachsen und Hannoveraner hatten einander hoch leben lassen. Ein preußischer Unteroffizier hatte dies den Mannschaften direkt untersagt, statt sich mit seinen Wünschen an den dort kommandierten Unteroffizier zu wenden.

Die Soldaten beschwerten sich hierüber bei dem beaufsichtigenden Unteroffizier, wurden aber von diesem ebenfalls zur Ruhe verwiesen, da sonst leicht Unfrieden entstehen könne. Diesem Befehle wurde pünktlich gehorcht.

Dennoch war einige Zeit nachher in der Mitte des Saales ein Zank dadurch entstanden, daß ein Soldat der einen Truppe von einem Angehörigen eines andern Kontingents getreten oder gestoßen war. Die Preußen hatten ihre Seitengewehre gezogen und sich sogar zum Teil mit Gewehren bewaffnet. Es lagen nämlich mehrere derselben in diesem Wirtshause und den angrenzenden Häusern im Quartier. Der zufällig anwesende Stabsfeldwebel Thies trat sogleich zwischen die Streitenden und beorderte mit lauter Stimme sämtliche Sachsen und Hannoveraner zum augenblicklichen Nachhausegehen.

Die 2—300 Mann zählenden Bundessoldaten gehorchten sofort, alle drängen hinaus. Der Stabsfeldwebel fordert nun den preußischen Unteroffizier auf, seine Leute, 50 an der Zahl, im Saale zu behalten, damit alles vorbei sei. Anfangs geschieht dies auch.

Plötzlich ruft aber einer der Preußen aus: „Nein, wir müssen hinaus, denn es sind noch welche von uns draußen, die sonst Schläge bekommen werden."

Alle springen nun samt dem preußischen Unteroffizier aus den Fenstern, da die Thüre durch die Hinausdrängenden noch verstopft ist. Nun beginnt draußen im Halbdunkel eine Schlägerei, anscheinend unter Leitung, jedenfalls aber Mitbeteiligung des preußischen Unteroffiziers. Sobald der vorerwähnte hannöversche Stabsfeldwebel hinausgelangen konnte, springt er wieder zwischen die Streitenden, entreißt einem Preußen eine lange Latte, welche

er zwischen jene hält und gebietet lautes „Halt". Er beorderte die Bundessoldaten zum augenblicklichen Abmarsche nach ihren Quartieren, welchem Befehle abermals sofortige Folge geleistet wird, stellt sich den nachdrängenden Preußen entgegen, indem er den preußischen Unteroffizier energisch auffordert, seine Leute zurückzuhalten, was dann auch geschieht.

Auf diese Weise war die Schlägerei in ihrem Anfange durch den so tüchtigen, riesengroßen und starken Stabsfeldwebel erstickt und zwar so rasch, daß die sofort an der Hauptwache requirierte und von dem Offizier selbst herbeigeführte Patrouille nicht nur das Tanzlokal und dessen Umgebung, sondern auch die dahin führende Straße völlig leer fand.

Als mir am folgenden Morgen Anzeige gemacht wurde, leitete ich sofort eine Untersuchung ein und befahl den anwesend gewesenen Vorgesetzten species facti über den Vorfall aufzustellen.

Sämtliche Sachsen und Hannoveraner wurden nachgesehen und es fand sich, daß von ersteren niemand verwundet war, während von letzteren ein Mann einen unbedeutenden Säbelschnitt in der Hand, ein anderer eine ebenso geringe Säbelwunde auf der Hand hatte.

Obgleich der Vorgang nach dem Obigen völlig bedeutungslos erscheinen mußte, so ordnete ich doch folgende Vorsichtsmaßregeln an: „Der Besuch des Wirtshauses, in welchem der Streit stattgefunden hatte, wurde den Bundestruppen ganz untersagt; für den Abend des 18. wurde der Mannschaft der Aufenthalt in Wirtshäusern und Schanklokalen, deren es in Rendsberg 89 gab, überhaupt verboten. Sämtliche Soldaten sollten beim Schlagen des Zapfenstreiches sofort in ihre Quartiere eilen, während bis dahin in Rendsburg allgemein eine Stunde länger Urlaub bewilligt gewesen war. Der Mannschaft wurden genaue Vorschriften und strenge Befehle, über Verträglichkeit und über ihr Verhalten bei etwaigen Beleidigungen gegeben. Die Unteroffiziere wurden angewiesen, ein besonderes Augenmerk auf ihre Untergebenen zu richten und deren **Quartiere gleich nach dem Zapfenstreiche zu visitieren**, um sich von der Anwesenheit ihrer Leute zu überzeugen.

Im Laufe desselben Morgens traf auch der schon vorhin erwähnte Befehl des Oberkommandos zur Ablösung meines Bataillons durch ein anderes ein, erläutert — man kann fast sagen entschuldigt — durch das zugleich erhaltene vertrauliche Dienstschreiben, dessen Inhalt ich ebenfalls bereits mitteilte. Ich sollte die Kommandantur meinem vorläufig zurückbleibenden Major übertragen und am 19. morgens mit zwei Kompanien abmarschieren, um an der gegen die Dänen besetzten Ostküste Holsteins ein von dort abkommandiertes Bataillon abzulösen.

Während ich die Befehle diktierte, um den Abmarsch vorzubereiten und die Kommandantur zu übergeben, erschien der preußische Etappenkommandant bei mir, um sich nach dem gestrigen Vorgange zu erkundigen. Er bezeichnete denselben als höchst unbedeutend, obwohl ein Preuße eine schwere Verletzung habe, da demselben ein Armknochen abgeschlagen sei. Meine Frage: „Ob auch Bajonettstiche vorgekommen wären?“ verneinte er ganz entschieden, worauf ich ihm bemerklich machte, daß Säbelhiebe wohl nicht von den Hannoveranern ausgeteilt sein würden, weil die hannöverschen Soldaten nicht wie die Preußen und Sachsen mit Säbeln, sondern nur mit Bajonett bewaffnet wären.

Eine gemeinschaftliche Untersuchung des Vorganges wurde für den nächsten Morgen 9 Uhr verabredet, wozu preußischerseits der Hauptmann von Haffmüller kommandiert wurde.

Dagegen lehnte der preußische Major meinen Vorschlag: „Für den Abend gemeinschaftliche Patrouillen anzuordnen“, als ganz überflüssig ab, da die von mir getroffenen und ihm mitgeteilten Vorsichtsmaßregeln schon so umfangreich seien und völlig ausreichend erscheinen.

Daß von preußischer Seite irgend welche derartige Anordnungen getroffen wären, ist mir weder mitgeteilt, noch sind dieselben bekannt geworden.

Nachher hat man freilich die Thatsachen umgekehrt und behauptet, daß ich keine oder nur sehr ungenügende Vorbeugungsmaßregeln getroffen hätte.

Wir werden alsbald sehen, wie sehr wirksam sich meine Anordnungen erwiesen.

Nachmittags 6 Uhr erschien der preußische Etappenkommandant abermals bei mir, um von mir Abschied zu nehmen.

Er sprach sein schmerzliches Bedauern über die befohlene Ablösung aus, indem er das stets geherrschte kameradschaftliche Einvernehmen besonders hervorhob.

Er äußerte sogar, daß auch der gestrige unbedeutende Streit nicht stattgefunden haben würde, wenn das 8. preußische Regiment hiergeblieben wäre.

Er dankte mir besonders warm für meine ihm und allen preußischen Offizieren stets erwiesene Kameradschaft, umarmte und küßte mich mehrere Male und bat, daß ich mit ihm in Briefwechsel treten wolle, damit die angeknüpfte Bekanntschaft nicht aufhöre.

Die Kommandantur war dem erhaltenen Befehle gemäß bereits meinem Major übertragen, welcher mit zwei meiner Kompanien bis zur Ankunft des ablösenden Bataillons zurückbleiben sollte. Ihm gingen demgemäß auch abends die ersten Meldungen zu.

Da mir indes, wie ich später erzählen werde, auch alsbald Kunde wurde, traf ich noch vor meinem Major an den Wachen ein und ordnete alle Maßregeln selbst an, welche die Umstände zu erheischen schienen.

In Rendsburg pflegen an schönen Sommerabenden die Einwohner nach dem Abendessen die vielen Stadtpromenaden zum Spazierengehen zu benutzen, zumal im nördlichen Holstein in Mitte des Juli erst nach 9 Uhr die Dämmerung und etwa um 10 Uhr Dunkelheit eintritt.

Eine der lebhaftesten Promenaden ist dann der in Mitte der Stadt belegene Jungfernstieg, eine 200 bis 300 Schritt lange Allee, welche Neuwerk mit Altstadt verbindet. Nahe den Enden jener Promenade befindet sich in der Altstadt die Holsteiner Thorwache, in Neuwerk die Hauptwache. Letzterer Stadtteil ist in Halbmondform erbaut.

Etwa in der Mitte desselben liegt der Paradeplatz, wo der Jungfernstieg beginnt und von welchem aus die Straßen strahlen-

förmig nach den Wällen führen. Innerhalb dieser und entlang derselben liegen die sogenannten Baracken, welche größtenteils von den Preußen zu Lazaretten eingerichtet und von ihnen mit Wachen und Posten besetzt waren.

Etwa in der Mitte des durch die Befestigungen gebildeten Halbkreises befindet sich das Neue Thor, welches durch die nur etwa 300 Schritte lange Königsstraße mit dem Paradeplatze verbunden ist. Zu beiden Seiten desselben erstrecken sich die oben erwähnten Baracken. Dieses Thor ist daselbe, welches nach dem Schützenhause hinausführt, woselbst am 17. die Schlägerei stattgefunden hatte.

In der Altstadt waren die Sachsen, in Neuwerk die Hannoveraner bequartiert, von denen eine große Anzahl in den Häusern lag, welche den Baracken unmittelbar gegenüberstanden. Viele dieser Quartiere waren mit 14—20 Mann belegt. Die Sachsen hatten am 18. mittags den Dienst gegeben, folglich alle Wachen besetzt; an der Hauptwache befand sich ein Offizier.

Kurz vor 8 Uhr wurde nun auf dem Jungfernstiege der hannöversche Infanterist Hülsing von einem preußischen Krankenwärter mit Gewalt gegen einen Baum geschleudert. Hülsing verhielt sich genau nach den von mir gegebenen Befehlen. Er verschaffte sich weder Genugthuung, noch veranlaßte er die vielen in der Nähe befindlichen Kameraden dazu, sondern nahm zwei gegenwärtige Zivilpersonen als Zeugen des Vorganges mit, folgte jenem Manne und brachte die Sache dem ersten ihm begegnenden Unteroffizier, Sergeant Tegtmayer, zur Anzeige. Dieser erbat sich an der Hauptwache eine Patrouille und arretierte den Krankenwärter, welchen der Infanterist Hülsing und die beiden Zivilpersonen nicht aus den Augen gelassen hatten. Die Arrestation war in der Nähe der preußischen Lazarette, nach denen der Krankenwärter gehen wollte, unter dem bei solchen Gelegenheiten gewöhnlichen Auflauf erfolgt. Nachdem der Arrestant an der Hauptwache abgeliefert war, ging der Sergeant nach dem Kronwerke, um dem dort bequartierten preußischen Etappenkommandanten Anzeige über die vorgenommene Arrestation zu machen.

Gleich auf dem Jungfernstiege traf er eine Menge Soldaten, unter denen sich ein durch einen Steinwurf am Kopfe verletzter preußischer Artillerist befand, welchen er sodann mit bis zur Altstadt geleitete.

Die in der Nähe befindlichen Sachsen und Hannoveraner hatten sich infolge einer Aufforderung des Sergeanten schleunigst entfernt; dagegen war ein Haufen preußischer Artilleristen, von denen einige das Seitengewehr gezogen hatten, in einiger Entfernung stehen geblieben. Der Sergeant hatte aus jenem Haufen heraus die Worte gehört: „Jetzt wollen wir wieder drauf."

Es hatte also ein Zusammenstoß stattgefunden, dessen nähere Veranlassung auch durch die nachfolgende gerichtliche Untersuchung nicht hat aufgeklärt werden können. Nach obigem Ausrufe zu urteilen, scheint der Angriff allerdings von den preußischen Artilleristen ausgegangen und dann abgeschlagen worden zu sein.

Nachdem der Sergeant Tegtmayer den verletzten Preußen zu seinen Kameraden geleitet hatte, forderte er dieselben auf, nunmehr ebenfalls in ihre Quartiere zu gehen, welchem Verlangen indes keineswegs entsprochen wurde. Man sah im Gegenteile noch bis spät hin die Artilleristen in großen Haufen in der Stadt umherziehen.

Gegen 9 Uhr wurde ich zuerst durch den Polizeimeister Petens benachrichtigt, daß Aufregung in der Stadt herrsche und auf dem Jungfernstiege eine Rauferei zwischen Soldaten stattgefunden habe. Sofort eilte ich nach der nahen Hauptwache und gab den sich eben versammelnden Tambours den Befehl, sogleich den Zapfenstreich zu schlagen, um alle sächsischen und hannöverschen Soldaten dadurch in die Quartiere zu bannen. Zugleich sandte ich nach allen Richtungen Patrouillen und alle Offiziere und Unteroffiziere, deren ich habhaft werden konnte, mit dem Befehle, jeden Bundessoldaten zu arretieren, welcher sich nach dem Zapfenstreiche noch in den Straßen befände.

Dem Adjutanten des preußischen Etappenkommandanten Leutnant Giese, welcher mittlerweile nach der Hauptwache gekommen war, übergab ich den arretierten Krankenwärter, um jeden Anlaß zur Aufregung zu entfernen.

Die abgesandten Chargen kehrten alsbald mit der Meldung zurück, daß sich kein Soldat der Bundesbesatzung mehr in den Straßen zeige.

Alle seien in ihren Quartieren, jedoch wären in Altstadt große Mengen von Zivilisten und preußischen Artilleristen in den Straßen.

Man konnte von der Hauptwache aus deutlich sehen, daß in Neuwerk alle Straßen still und menschenleer waren.

Daher begab ich mich nun mit dem Polizeimeister in die Altstadt, woselbst letzterer das Zivil aufforderte, nach Hause zu gehen.

In der Mühlengasse richtete ich die Aufforderung, in ihre Quartiere zu gehen, an einen Haufen preußischer Artilleristen, vor welchem ein Unteroffizier stand. Obwohl ich diesen vorher gefragt hatte, ob er mich kenne? welches derselbe bejahte, kam er jener Aufforderung nicht nur nicht nach, sondern erklärte auch dreist, sie hätten bis 10 Uhr Urlaub und brauchten mir nicht zu gehorchen!

Schon aus dieser einen Thatsache wird man beurteilen können, wie schwierig es war, bei solchen Zuständen die ernstesten Konflikte zu vermeiden; und wie es nur dem höchst lobenswerten Verhalten der Bundestruppen, sowie den von mir angeordneten Maßregeln zu verdanken ist, daß es nicht zu einem erbitterten Straßenkampfe mit den dann folgenden unabsehbar traurigen Folgen kam.

Nachdem ich selbst die mir wohlbekannten preußischen Artillerieoffiziere, welche sich in dem neben der Hauptwache gelegenen Pahls Hotel aufhielten, von obigem Vorgange benachrichtigt hatte, begab ich mich wieder vor die Hauptwache, um dort den Patrouillengang und die weiteren etwaigen Sicherheitsmaßregeln selbst anordnen zu können.

Ungefähr ein Viertel vor 10 Uhr erhielt ich dort von Offizieren die Meldung, daß bei den preußischen Lazaretten (Baracken) soeben zwei vom Visitieren ihrer Mannschaft heimkehrende Korporäle von den Preußen verwundet worden seien. Sofort eilte ich mit dem Hauptmann Bergmann, den Leutnants von Hammerstein und Leue, sowie dem Sergeanten Tegtmayer an Ort und Stelle, um den Vorgang zu untersuchen. Als ich bei den preußischen Hospitälern eintraf, fand ich auch dort die Straßen völlig leer, die Häuser ge-

schlossen und die preußischen Wachen, welche offenbar verstärkt waren, unter Gewehr stehend; zwischen ihnen waren eine Menge Posten aufgestellt.

Ich wandte mich zuerst mit der Frage, was diese Maßregel bedeute, an den eine preußische Wache kommandierenden Offizier und erhielt von diesem die abenteuerliche Antwort, es hätten einige hannöversche Korporäle die Hospitäler angegriffen! Die sofortige Untersuchung, welche in Gegenwart jenes preußischen Wachoffiziers vorgenommen wurde, ergab, daß die Korporäle Wasmuth und Heinemann, welche meinem Befehle gemäß gleich nach dem Zapfenstreiche die Quartiere ihrer Mannschaft visitiert hatten, nach ihren eigenen Quartieren zurückkommend und dicht vor diesen und ohne selbst ihr Seitengewehr gezogen zu haben, von den bei den preußischen Hospitälern unter Gewehr befindlichen Wachen oder Patrouillen angefallen und rücklings über den Kopf gehauen waren.

Der hannöversche Soldat Rowold, welcher völlig unbewaffnet, wie er in seiner Thür gestanden hatte, zwischen die Preußen und den mit ihm in demselben Quartier liegenden Korporal Wasmuth gesprungen war, hatte ebenfalls einen scharfen Hieb empfangen. Letztere beiden befanden sich in ihrem einer Baracke gegenüberliegenden Quartiere, während der Korporal Heinemann noch in einem preußischen Lazarette verbunden wurde. Keiner von ihnen konnte denjenigen bezeichnen, welcher ihn verwundet hatte; keiner der Preußen wollte die Verwundungen beigebracht haben, keiner persönlich angegriffen sein; obgleich ich verschiedentlich laut dazu aufforderte, daß sich die betreffenden melden möchten. Während diese Untersuchung noch fortging und es bereits zu dunkeln begann, entstand seitwärts ein lautes Geräusch, wohin die Leutnants von Hammerstein und Leue eilten. Gleich darauf lief jemand die Straße herauf und wurde wenige Schritte von mir durch seine Verfolger niedergeschlagen.

Es wies sich aus, daß zwei andere Korporäle, Flake und Oppermann, von ihrem oben erwähnten Dienste nach ihren Quartieren zurückkehrend, ebenfalls von preußischen Dienstmannschaften angefallen und ersterer arretiert, während letzterer von einer cirka

20 Mann starken preußischen Wache oder Patrouille verfolgt, niedergeschlagen und nur durch die mit gezogenen Säbeln dazwischen gesprungenen Leutnants von Hammerstein und Leue vor weiteren Mißhandlungen geschützt worden war.

Aufspringend und nicht wissend was vorgeht, auch seine Offiziere nicht kennend, läuft der Korporal davon, um sich in die von Sachsen besetzte Neuethorwache zu retten, wird aber etwa 40 Schritte von mir entfernt abermals niedergehauen.

Auf meine laute Aufforderung meldet sich wiederum niemand, welcher den Schlag geführt haben oder angegriffen sein will. Es wurde nun von mir eine sehr ernste und dringende Einsprache gegen ein so unerhörtes Verfahren bei den gegenwärtigen preußischen Offizieren erhoben.

Diese erteilten hierauf andere und vorsichtigere Instruktionen, welche dann auch rücksichtlich meiner später noch zu Hause kommenden Korporäle befolgt wurden. Ich begab mich sodann mit dem preußischen Leutnant Giese und zwei hannöverschen Offizieren in die preußische Wache zur Untersuchung des Vorganges mit dem Korporal Flake, welcher als Arrestant von einem Posten bewacht wurde.

Folgendes Verhör fand wörtlich statt:

Ich: „Wer hat sie arretiert?“

Flake: „Eine preußische Patrouille.“

Ich: „Aus welchem Grunde?“

Flake: „Ich weiß es nicht, ich kam vom Quartiervisitieren und wollte nach Hause.“

Ich: „Können Sie jemand bezeichnen, welcher dabei beteiligt war?“

Flake: „Dieser preußische Soldat war dabei.“

Ich (zu dem Preußen): „Wie können Sie sich unterstehen, einen meiner Korporäle zu arretieren?“

Preuße: „Ich wußte nicht, daß es ein Herr Korporal war.“

Ich: „Und wenn es ein Infanterist gewesen wäre, welchen Grund hatten Sie, den zu arretieren?“

Preuße (auf ein an der Wand hängendes Seitengewehr zeigend): „Weil er so ein sonderbares Ding unter dem Rocke anhatte.“

Ich: „Das ist das vorschriftsmäßige Seitengewehr dieses Korporals der Zimmerleute an dem dazugehörigen schwarzen Koppel (die Infanterie hatte weißes Lederzeug), welches Sie wahrscheinlich im Dunkeln nicht unterscheiden konnten; hatte der Korporal das Seitengewehr gezogen?"

Preuße: „Nein, aber er machte eine verdächtige Bewegung dazu."

Flake: „Das ist mir gar nicht eingefallen."

Ich verlangte und erhielt die sofortige Freilassung des Arrestanten.

Das waren die Angriffe auf die preußischen Hospitäler, welche eine kurze Zeit hindurch die Entschuldigung für die nachherigen preußischen Maßregeln abgeben sollten. Vom Zapfenstreiche gegen 9 Uhr an sind weder hannöversche Soldaten, noch nach 10 Uhr hannöversche Unteroffiziere auf den Straßen gesehen worden.

Ein jeder Einzelne that trotz der sehr bedeutenden Anreizung zum Gegenteil seine Pflicht, indem er den gegebenen Befehlen pünktlichst gehorchte.

Die Straßen in Neuwerk waren überall völlig leer; längs der Baracken hielten sich nur Preußen auf. Ich befand mich in der Mitte beim Neuthore während der ganzen Nacht. Etwa 8 hannöversche Offiziere waren von mir an verschiedenen Punkten zur Beobachtung aufgestellt, während der sächsische Hauptmann von Lindemann und der an der Hauptwache befindliche Offizier nach den von mir gegebenen Befehlen den Patrouillengang leiteten.

Am Eingange der Königsstraße standen anfangs etwa 10 Zivilisten (Bürger), welche sich später entfernt hatten.

Ungefähr $1/4$ nach 10 Uhr rückte nun plötzlich eine etwa 40 Mann starke preußische Abteilung, geführt vom Hauptmann von Haffmüller, im Laufschritt zwischen den Lazaretten bis an deren Ecke und gerade der Königsstraße gegenüber vor. Hier ließ dieser Offizier halten, laden und fertig machen, worauf er mit lauter Stimme rief, alles möge fortgehen, er würde sogleich scharf feuern lassen.

In diesem Augenblicke trat ich mit den obengenannten hannöverschen Offizieren vor die Abteilung, indem ich den preußischen

Hauptmann über dieses unerhörte Verfahren zur Rede stellte, verlangte, daß er das Gewehr abnehmen und seine Abteilung wieder zurückgehen lasse, sowie ihm mitteilte, daß Angriffe hier überall nur von preußischer Mannschaft gegen einzeln daherkommende hannöversche Korporäle stattgefunden hätten; jetzt sei hier weit und breit kein Mensch anwesend außer mir nebst einigen meiner Offiziere.

Anfangs bestand der Hauptmann darauf, er müsse feuern lassen; indem er mich wiederholt bat, zur Seite zu treten und mir sagte, er habe lediglich den Befehlen des Major Hacke nachzukommen.

Ich erwiderte, dann müsse er mich und meine Offiziere totschießen lassen, denn wir würden vor seiner Abteilung stehen bleiben.

Hiernach ließ er das Gewehr abnehmen, um nochmals bei seinem Vorgesetzten anzufragen, worauf denn die Abteilung zurückgezogen wurde.

Der Hauptmann wollte das Gerücht, es seien Angriffe auf ihre Hospitäler beabsichtigt, von einer Dame! gehört haben, welche er morgen nennen könne.

Fast zugleich mit diesem Vorgange waren bei den preußischen Hospitälern noch so viel Verstärkungen eingerückt, daß dieselben zwei Kompanien betrugen.

Die preußische Artilleriekompanie war bei den mit Preußen belegten sogenannten Schloßlazarette aufgestellt, vor welchem ein sächsischer Posten schilderte. Zwei preußische Kompanien sollen im Kronwerke jenseits der Eider unter Gewehr gestanden haben.

Endlich erschien denn auch der preußische Etappenkommandant, indem er aus einer Baracke hervortrat, und zeigte mir an, er habe sich veranlaßt gesehen, die Besatzung seiner Hospitäler zu verstärken. Er suchte dabei seine Anordnungen als durch Gerüchte von beabsichtigten Angriffen darzustellen, während später bekanntlich behauptet wurde, solche Angriffe hätten wirklich stattgefunden.

Ich erwiderte ihm, gegen die Besetzung seiner Hospitäler wolle ich keinen Einspruch erheben, da dieselbe vom General von Hake genehmigt worden sei, obwohl ich die Art und Stärke dieser Besatzung als höchst überflüssig und ungeeignet bezeichnen müsse.

Was aber solche Gerüchte anlange, so müsse ich dieselben als böswillige Verleumdungen bezeichnen, so lange sie nicht begründet werden könnten. Der Major suchte nun nach Gründen für sein Verhalten. Er unterhielt einen regen telegraphischen Verkehr während der Nacht, Telegraphenbeamte kamen und gingen, und er versicherte mich selbst wiederholt, er stehe mit den höchsten Personen in direkter telegraphischer Verbindung; Bismarck nannte er mir und wenn ich nicht irre auch den Prinzen Friedrich Karl.

In einem Zimmer der nächsten Baracke verhörte er alle möglichen Leute. Die völlig öden und stillen Straßen, das Faktum, daß nicht ein einziger sächsischer oder hannöverscher Soldat arretiert worden war, die stete Gegenwart so vieler hannöverscher und einiger sächsischer Offiziere, welche ein unverwerfliches Zeugnis ablegen konnten, machte es fast unmöglich, den Bundestruppen irgend eine Schuld beizumessen.

Um letzteren Zweck zu erreichen, mußten also Dinge rein erfunden, Facta vollständig auf den Kopf gestellt, Personen verdächtigt werden. Alles dieses spiegelte die Presse getreulich wieder. Da aber die Wahrheit fast immer mächtiger ist als die Lüge, so ließ man später von den verleumdeten Truppen ab, gab meinen verkehrten Maßregeln, hierauf den Regierungen die alleinige Schuld, bis endlich auch denen eine Art Genugthuung geleistet wurde.

Kehren wir zu den Ereignissen zurück.

Nachdem die oben erwähnte Aktion verhindert war, versuchte man, mich zu solchen verkehrten Maßregeln zu veranlassen, welche die ernstesten Konflikte erzeugen, oder die doch später mindestens als Demonstrationen geschildert werden konnten, welche die an sich unbedeutenden Vorgänge als bedenklich und von den größten Dimensionen erscheinen lassen mußten.

Namentlich wünschte man preußischerseits, wie dies nicht nur aus verschiedenen Äußerungen und Fragen preußischer Offiziere, sondern auch aus einem förmlichen Antrage des Major Hacke hervorging, daß ich durch eine Allarmierung die Sachsen und Hannoveraner unter Waffen in Reih und Glied riefe. Abgesehen davon, daß mir die Vermeidung jeder Demonstration oder ungewöhnlicher Maßregel

schon aus politischen Gründen dringend geboten schien, wäre auch ein solcher Schritt militärisch nicht nur völlig unnötig, sondern sogar höchst wahrscheinlich von den allerschlimmsten Folgen gewesen. Da nämlich wie oben erwähnt, die Quartiere mehrerer hundert Mann Hannoveraner den preußischen Barackenlazaretten unmittelbar gegenüber lagen, so würde bei dem Heraustreten so vieler Bewaffneter und der herrschenden Aufregung voraussichtlich mancher ernste Konflikt und wahrscheinlich sogar ein allgemeiner Straßenkampf von ganz unberechenbarem Ausgange entstanden sein.

Der festen Disziplin der Hannoveraner und Sachsen fühlte ich mich auch ohne Allarmierung völlig sicher.

Der Verlauf der Dinge erwies die Richtigkeit dieser Ansicht, denn die Ruhe erlitt während der Nacht weder die geringste Störung, noch wurde durch die zahlreichen Patrouillen auch nur eine einzige Verletzung meiner allgemeinen Befehle gemeldet, oder eine Arrestation vorgenommen. Die Ermittelungen, welche der preußische Kommandant gemacht haben wollte, bestanden der Reihenfolge nach in folgenden: „Die Hospitäler seien seit mehreren Abenden durch Ansammlung von Haufen Bundessoldaten, cirka bis 50 Mann bedroht gewesen."

„Einzelne Posten und Rekonvaleszenten seien wörtlich und thätlich isultiert."

„Am Abend vorher hätten die vom Schützenhause zurückkehrenden Soldaten eine bedrohliche Schwenkung gegen die Hospitäler gemacht."

„Es sei mit Steinen in die Fenster geworfen."

„Am heutigen Abend hätten vier hannöversche Offiziere mit gezogenen Säbeln einem preußischen Posten einen Arretierten entrissen."

Als der preußische Major mir diese Anschuldigungeu vorgebracht hatte, wurden dieselben sofort als irrig widerlegt, indem ich die wahren Thatsachen konstatieren ließ.

Was die ersten drei Anschuldigungen anlangte, so wurde nachgewiesen, daß die sogenannten Ansammlungen darin bestanden hatten, daß die mehrfach erwähnten zahlreichen Einquartierten während der

Abendstunden vor ihren Thüren gesessen und durchaus keinen auffälligen Lärm gemacht hatten.

Ferner mußten jene Angaben schon deswegen als unwahr bezeichnet werden, da weder mir, noch dem preußischen Etappen-Kommandanten vorher irgend welche dienstliche Anzeige oder sonstige Kenntnis darüber zugekommen war. Letzterem konnte unmöglich verschwiegen sein, wenn ein preußischer Posten wörtlich oder thätlich insultiert worden wäre.

Sodann würde er mir doch sicher bei seiner heutigen zweimaligen Anwesenheit in meinem Quartiere davon Anzeige oder Mitteilung gemacht und Bestrafung verlangt haben.

Sämtliche Fenster der Lazarette ließ ich augenblicklich bei dem hellen Mondscheine und nochmals am folgenden Morgen von Offizieren nachsehen, deren Meldung, daß nicht eine Scheibe zerbrochen sei, der preußische Major mit anhörte. Er mußte selbst eingestehen, daß diese ihm gewordenen Anzeigen der Begründung entbehren.

Was endlich die letzte Beschuldigung anlangte, so konnte ich ihm sogleich erwidern, das Ereignis sei vor meinen Augen, wie oben geschildert, passiert.

Die beiden, nicht vier, betreffenden Offiziere mußten dem preußischen Major selbst erzählen, wie sie den Korporal Oppermann nicht einem Posten entrissen, sondern gegen eine Patrouille von cirka 20 Mann mit gezogenen Säbeln vor Mißhandlungen geschützt hätten, was wir beide vollkommen billigten.

Dennoch wurden alle jene Anschuldigungen in den Zeitungen nicht nur wiederholt, sondern es wurden auch noch neue erfunden, ja erdichtete förmliche Straßenkämpfe geschildert.

Um die Entrüstung über die ungebundene Soldateska zu verstärken, wurde dabei mit besonderer Vorliebe noch bei den Leiden der schwer verwundeten Hospitaliten verweilt. Von diesen waren die Lazarette in Rendsburg bekanntlich fast gänzlich geräumt. Dagegen waren hieher nach den Mitteilungen der preußischen Ärzte die Trägen und durch Liederlichkeit erkrankten Mannschaften, kurz der Auswurf der Armee gesandt, was bei der Beurteilung der ganzen Sache wohl zu berücksichtigen ist.

Jene märchenhaften Zeitungsberichte hatten freilich das Gute, daß jeder einigermaßen Unbefangene und Verständige die Unwahrheit solcher Schilderungen unschwer erkennen konnte.

Die Nacht verlief in vollkommenster Ruhe. Viele preußische Offiziere verhehlten uns ihr Erstaunen über die Befehle und Anordnungen ihres Etappenkommandanten keineswegs. Der Hauptmann von B. hielt endlich darum an, seine Kompanie wieder in die Quartiere entlassen zu dürfen.

Als der preußische Major sich zwischen 12 und 1 Uhr überzeugt hatte, daß die erwarteten Ereignisse gar nicht kommen wollten, die Sache mit andern Worten ins Wasser gefallen und nichts zu machen war, entließ er die Hälfte der aufgestellten Infanterie, sowie die Artilleriekompanie in ihre Quartiere.

Ich war, wie gesagt, die ganze Nacht hindurch an Ort und Stelle geblieben und marschierte am Morgen des 19. mit zwei Kompanien ab, da vom Oberkommando kein Gegenbefehl gekommen war. Jedoch gab ich noch Befehl, daß die den preußischen Baracken gegenüberliegenden Quartiere völlig geräumt werden und die Mannschaften abends noch eine Stunde eher in ihren Quartieren sein sollten.

An das Oberkommando hatte ich schon um Mitternacht eine telegraphische und morgens vor dem Abmarsche auch noch eine kurze schriftliche Meldung über die Vorgänge gemacht.

Da ich weder nach Altona zitiert wurde, wo ich in zwei Stunden eintreffen konnte, noch ausführlichere Nachfragen an mich gerichtet wurden, so vervollständigte ich jene ersten Meldungen doch auf meinen fortgesetzten Märschen allmählig, da ich aus den wenigen erhältlichen Zeitungen sah, wie notwendig dem Oberkommando eine ausführlichere Kenntnisnahme sein mußte.

In einem Privatbriefe an den General Gebser hatte ich schon am 19. die Überzeugung ausgesprochen, daß dem preußischen Verfahren ganz andere und weit ernstere Absichten zu Grunde lägen, als dies vielleicht den Anschein habe. Alles vergebens!

Das Oberkommando unterrichtete sich erst längere Zeit nachher über die Vorgänge im Detail bei demjenigen, welcher wohl allein in der Lage war, umständlichen Aufschluß zu geben.

Neun Tage! sage neun Tage nach diesen wichtigen Ereignissen ging mir die erste Anfrage zu! Dieselbe war vom 25. datiert und kam am 27. in meine Hände. Sie enthielt nicht Erkundigungen über die Vorfälle, sondern Fragen in zur Verantwortung ziehendem Tone über dasjenige, was ich angeordnet und unterlassen hatte!

Die von mir angeordnete gerichtliche Untersuchung konnte wegen der Trennung des Bataillons auch erst spät zu Ende geführt werden.

Dennoch hatte der General von Hake bereits am 20. Juli einen ziemlich umfänglichen Bericht an den sächsischen Kriegsminister gemacht, welcher im „Dresdener Journal“ veröffentlicht wurde. Dieses Aktenstück enthält mehrere völlig unwahre Angaben, welche zugleich die hannöverschen Truppen und mich verdächtigen.

Es ist da von Schlägereien die Rede, welche gar nicht stattgefunden hatten; von Biwakieren preußischer Truppen auf dem Paradeplatze, welche erwiesenermaßen nur ihre Lazarette besetzt hatten. Ferner wurde ich darin getadelt, daß ich keinen Protest gegen die Verstärkung der Besatzung jener Lazarette erhoben hätte, während der General von Hake selbst nicht nur die Besetzung jener Hospitäler ohne deren Stärke zu normieren, sondern noch ganz andere Dinge gestattet hatte.

Dieser General ließ mich mit einer Hälfte meines Bataillons auf abgelegenen Dörfern herum marschieren und wendete sich mit seinen Erkundigungen nicht an die einzigsten Augenzeugen, an mich und meine Offiziere.

Der General Gebser war anfangs geneigt gewesen, diesen unrichtigen Ermittelungen und Auffassungen mehr zu vertrauen als meinen Meldungen, wie sein anfängliches Schweigen und dann sein mich zur Rede stellender Dienstbrief beweist.

Diesen hatte ich in so derben Worten als möglich beantwortet, daneben aber in einem Privatbriefe an den Generalstabschef dieses Generals erklärt, falls man das unbegreifliche Schweigen nicht brechen und die Wahrheit veröffentlichen wolle, so würde ich selbst zu Publikationen schreiten. Hierauf erschien denn eine ziemlich matte Widerlegung der preußischen Anschuldigungen in der offiziellen hannöverschen Zeitung, welche von einigen Blättern abgedruckt wurde.

Ich war in meinem neuen Bestimmungsorte Cismar bei dem Amtmann von Brockdorff ins Quartier gekommen. Seine Frau war die Schwester der Generalin von Moltke, welche zufällig zum Besuche dort war. Ich hatte natürlich zu erzählen und man sprach sich recht empört aus, nur die Generalin schwieg. Da fragte ihre Schwester geradezu: „Was sagt denn Dein Mann dazu?" Sie erwiderte sogleich: „Er sagt, wir hätten unrecht." Man sieht, in Berlin wußte man besser Bescheid als in Altona.

Der hannöversche Generalmajor von dem Knesebeck war am 19. zur Untersuchung der Vorgänge nach Rendsburg gesandt, der Stabschef des Generals von Hake, Oberst von Fabrici, zum Prinzen Friedrich Karl.

Ersterer hatte sich an den preußischen Etappenkommandanten gewandt, um eine gemeinschaftliche Untersuchung zu veranlassen. Trotz mehrfacher Aufforderungen hierzu, war eine solche nicht zu erlangen, ja der preußische Major a. D. hatte den hannöverschen General mit Außerachtsetzung der gewöhnlichen Höflichkeit abgewiesen.

Soweit die unserseits geführte gerichtliche Untersuchung ohne Mitwirkung der Preußen dies konnte, wies dieselbe die völlige Grundlosigkeit der preußischen Anschuldigungen klar genug nach.

General von Hake übersandte die Akten der Bundesversammlung in Frankfurt, welche dieselben dem Ausschusse zum weiteren Verfahren überwies. Merkwürdigerweise verschwanden die Akten in diesem Ausschusse.

Mittlerweile war von seiten Preußens das vorhabende Ziel kräftigst verfolgt. Nach allen Richtungen hin waren per Telegraph Befehle erlassen, um die Truppen, welche Rendsburg schon seit längerer Zeit zernierten und teilweise besetzt hatten, ansehnlich zu verstärken. Zum Teile wurden die dazu beorderten Abteilungen mitten in der Nacht durch Allarmsignale zusammengerufen.

Schon am 20. war der Generalmajor von Goeben, welcher bei der ruhmreichen Eroberung Rendsburgs das Kommando haben sollte, dort eingetroffen.

Dem hannöverschen General von dem Knesebeck, welcher die gerichtliche Untersuchung noch immer nach Möglichkeit zu betreiben

suchte, dem aber von dem preußischen Etappenkommandanten ein gemeinsames Wirken verweigert war, hatte sich, um dies doch zu erreichen, sogleich an den preußischen General, einen gebornen Hannoveraner gewandt, als er von dessen Eintreffen hörte. Derselbe hatte ebenfalls mit dem Bemerken abgelehnt, er befinde sich nur behufs Inspektion eines seiner in der Nähe befindlichen Bataillone in Rendsburg, wenn er nicht noch andere Befehle erhalte.

Am folgenden Morgen des 21. standen 6000 Preußen nebst zwei Batterien zum Sturme, der nach Norden vollkommen offenen, teilweise schon von Preußen besetzten Stadt bereit, in welcher nach meinem Abmarsche sich noch vier Kompanien Bundessoldaten, etwa 600 Mann stark, als Besatzung befanden.

Folgende Korrespondenz hatte indessen zwischen den beiden Höchstkommandierenden dieser Streitkräfte stattgefunden:

I. Prinz Friedrich Karl von Preußen an den Generalleutnant von Hake.

„Euer Excellenz habe ich die ergebenste Anzeige zu machen, daß die in den letzten Tagen in Rendsburg von Soldaten der Bundesgarnison verübten Exzesse gegen preußische Wachposten und gegen preußische Lazarette schleunigst eine Garantie gegen die Wiederkehr solcher und noch weitergehender Beleidigungen und Gefährdungen an dem Hauptetappen- und Depotplatze der alliierten Armee erfordern.

Seine Majestät, mein König und Herr, ist dadurch zu dem Befehle veranlaßt worden: Ich solle mich in den Besitz von Rendsburg setzen und zum Herrn des Platzes machen."

Infolgedessen wird der Generalmajor von Goeben am 21. d. M. mittags 12 Uhr zunächst mit 6000 Mann und zwei Batterien bei Rendsburg bereit stehen und die Besetzung der Wachen übernehmen.

Von Euer Exzellenz so oft bewährter, taktvoller Mäßigung und Energie wird es abhängen, ob dieser unabwendbare und für die Ehre der preußischen Armee unvermeidliche Schritt so wird geschehen können, daß späteren diplomatischen Verhandlungen die Regelung der ganzen Angelegenheit anheimzustellen sein wird.

II. Generalleutnant von Hake an den Prinzen Friedrich Karl.

„Euer königlichen Hoheit Schreiben vom 20. d. M. ist mir im Wechsel mit dem an Hochdieselben abgesandten Oberst von Fabrici zugegangen.

Bei den wahrheitsmäßigen Aufklärungen, die Ihnen mein Oberst inmittelst über die Militär-Exzesse in Rendsburg gegeben haben wird, muß ich mich der festen Überzeugung hingeben, daß die Verfügung so auffälliger militärischer Maßregeln unterblieben sein würde, wenn Euere Königliche Hoheit den mündlichen Bericht meines Obersten bereits erhalten gehabt hätten.

Ich kann mich daher mit der Besetzung Rendsburgs durch preußische Truppen schlechterdings nicht einverstehen, selbstverständlich ebensowenig aber bei der schwachen Besatzung Rendsburgs (4 Kompanien) ganz abgesehen von allen sonst dagegen sprechenden Gründen, an ein militärisches Entgegentreten denken.

Um deswillen muß ich alle Verantwortung von mir ablehnen und lediglich Euer Königlichen Hoheit die Vertretung der Folgen überlassen.

Ich werde aber, falls Hochdieselben bei Ihren erteilten Befehlen beharren, um Konflikte zu vermeiden, die Truppen für jetzt aus Rendsburg herausziehen."

Man sieht, Preußen und nicht der Bund sollte Herr in Rendsburg sein und zwar auf Grund gänzlich erfundener Beschuldigungen und genau umgekehrt liegender Thatsachen, deren sehr leichte Aufklärung man nicht versucht, sondern verweigert.

Zur Durchführung jener Absicht soll zunächst eine zehnfache Übermacht und zwei Batterien verwandt werden.

Der Prinz glaubt zwar nach seinen bisherigen Erfahrungen, dieselbe werde nicht zur Anwendung kommen, denn er hofft, daß die ihm ja so wohl bekannte „taktvolle Mäßigung und Energie" des Herrn Bundes-Generals die Angelegenheit späteren diplomatischen Verhandlungen überlassen wird!

Der Prinz täuscht sich darin auch keineswegs. Er geht auf die energischeste Weise vor, kehrt sich nicht im mindesten an die

Einreden und Proteste des Bundes-Generals und täuscht sich weder über diesen, noch über den weiteren Verlauf der Dinge.

Nur in der Beziehung ist man preußischerseits im Irrtum gewesen, daß man glaubte, die Wahrheit verbergen zu können, und daß zunächst in Rendsburg selbst ein weiterer Konflikt entstehen würde, wobei man den Bundestruppen leicht die Schuld zuschieben könne, ferner, daß von diesen Rendsburg durch eine förmliche Ablösung ihnen ordnungsmäßig übergeben, also abgetreten werden würde.

Der General von Goeben teilte nämlich dem General von dem Knesebeck mit, er würde die Wachen mit Gewalt besetzen, von der Schußwaffe aber erst dann Gebrauch machen, nachdem die Bundestruppen zuerst gefeuert hätten; um dies alles zu umgehen, wünschte er eine förmliche Ablösung und freundschaftliche Übergabe der Wachen und der Festung.

Der hannöversche General aber ließ, nachdem er vom General von Hake den Befehl zur Räumung Rendsburgs erhalten hatte, die Bundestruppen ohne weiteres abmarschieren, kümmerte sich um die später einrückenden Preußen in keiner Weise und überlieferte ihnen auch nichts.

In dem Dorfe Jevenstedt wurde Halt gemacht, um weitere Befehle zu erwarten.

Die Bundes-Versammlung hatte den General von Hake am 21. zum Abmarsche von Rendsburg unter Protest autorisiert. Freilich hielt sie diesen in keiner Weise aufrecht, man hörte weder von diesem Proteste, noch von dem Ergebnisse der gerichtlichen Untersuchung irgend etwas.

Selbst dem Verbrecher muß Urteil und Recht werden.

Da nun ich und mein Bataillon schmachvoll angeklagt worden und darüber eine gerichtliche Untersuchung geführt war, so hätte bei der Publizität der ganzen Sache mindestens das Ergebnis dieser Untersuchung veröffentlicht werden müssen.

Dies ist von seiten des Bundes nicht nur niemals geschehen, noch uns jemals privatim Mitteilung gemacht, sondern von jener Behörde ist uns auch nicht die geringste Genugthuung verschafft.

Trotz alledem oder vielleicht gerade deswegen schlief aber die Sache keineswegs ein.

Zunächst war offenbar Österreich durch den ohne seine Genehmigung erfolgten Gewaltstreich Preußens höchst unangenehm berührt. Es sah ein, daß Preußen im
stellung auf eine dem Kaiserstaate
Weise auszubeuten und es beeilte
auf eine zwar vorsichtige, aber doch
Plänen entgegenzutreten.

Die Freundschaft zwisch
der alliierten Armeen war ü
des Rendsburger Gewaltakte
österreichischer Offiziere die

Die Erbitterung in
am stärksten natürlich in
sowie bei deren beiden

Durch diese Un
daß die Bundestrupp
wurden.

Bis jetzt ist al
Herr von Bismarck
andere Weise zu er

Daher mußte
nicht einfach seinen
sondern er mußte
reich und Preußen

Herr von Bis
hierzu damit, da
wesen sei. Der
vor dem Friedens scher Besitzer von Holstein und Lauenburg gewesen un e keineswegs Willens war, seine Rechte an Österrei n abzutreten, wurde keinerlei Bedeutung gewürdigt.

Mittlerweile ha iplomatie ganz und gar der



Rendsburger Angelegenheit bemächtigt, wie es der Prinz Friedrich Karl gewünscht hatte.

Lange führten die Verhandlungen zu keinem befriedigenden Resultate.

twerständlich nichts
geduldig, die Ver-
illone sitzen lassen

uf den Dienstweg
zu bringen. Da
elegenheit geschrie-
ich mich endlich
Exekutionstruppen,
ovember in einem

ner die Verhand-
eichs von Preußen
en in specie Ihr
wirken.
... Sich

um
Ungrund
gen das Ba...
dasselbe aussprach.
legenheit abwarten
und dann Sr. Majestät Entschließung entgegennehmen.

Was ich dabei thun kann, wird selbstverständlich geschehen.

Freundlichst grüßend

ganz der Ihrige
Gebser.

Endlich war man so weit gekommen, daß eine Kommission, bestehend aus vier bevollmächtigten Offizieren der vier Exekutionsregierungen, eine Vereinbarung traf, welche geeignet war, wenigstens der verletzten militärischen Ehre der sächsischen und hannöverschen Armee eine öffentliche Satisfaktion zu gewähren. Es ist wahrscheinlich, daß Preußen nicht bloß aus politischen Gründen und wegen des sich regenden Gerechtigkeitsgefühls des Königs von Preußen, welcher sich sicher von dem völligen Ungrunde der erhobenen Beschuldigungen überzeugt hatte, jene Satisfaktion gab.

Vorzugsweise hat wohl die unerschütterliche Festigkeit des Königs von Hannover und das von demselben eingeschlagene Verfahren großen Einfluß darauf gehabt.

Die abgeschlossene Konvention bestand im wesentlichen darin, daß ein Bataillon Hannoveraner und ein halbes Sachsen unter Kommando des Generals von dem Knesebeck in Rendsburg einrücken und selbständig einen Stadtteil unter einem hannöverschen Kommandanten besetzen sollte. Beim Einrücken sollten diese Truppen von den Preußen mit militärischen Ehren empfangen werden.

Diese Konvention wurde von den Preußen mit anerkennenswerter Artigkeit und auf eine Weise ausgeführt, daß damit auch der vorbeschriebene Flaggenstreit thatsächlich als ausgeglichen betrachtet werden muß.

Als der General von dem Knesebeck nämlich dem preußischen Kommandanten Oberst von T. hatte anzeigen lassen, „er werde einrücken", kam derselbe den Truppen mit vielen berittenen Offizieren und einem Musikkorps entgegen, führte sie in die Stadt vor die Hauptwache und wohnte der Ablösung dieser Wache bei. Sämtliche Wachen in Neuwerk, auch die Posten vor den preußischen Lazaretten, wurden von den Hannoveranern bezogen, während die Preußen diesen Stadtteil gänzlich räumten.

Die preußische Flagge vor der Hauptwache wurde eingezogen und mitgenommen, dagegen eine sächsische und eine hannöversche Flagge aufgehißt.

Der preußische Oberst überwies dem General von dem Knesebeck eine an den bekannten Garnison-Flaggenpfosten zu Ehren durch-

ziehender preußischer Truppen aufgezogene preußische und eine österreichische Flagge mit der Bitte, sie unter seinem Schutze vorläufig wehen und dann nach seinen Befehlen von Hannoveranern einziehen zu lassen!

Dieses wurde bereitwilligst acceptiert, und als der hannöversche Offizier die Flaggen einziehen ließ, fand nunmehr kein Mensch die geringste Beleidigung in der Ausübung eines unbestreitbaren Rechtes. Sobald Rendsburg wieder von Bundestruppen besetzt war, traten dann auch der Geldstreit und das nächste Ziel des Herrn von Bismarck, Hinausdrängen des deutschen Bundes aus der Herzogtümerfrage abermals klar zu Tage.

Die holsteinsche Regierung hatte dem auf einen Bundesbeschluß gestützten Befehle der Bundeskommissäre, Gelder aus der holsteinschen Zentralkassa zu verabfolgen, entschiedene Weigerung entgegengesetzt, so lange Preußen Herr in Rendsburg war.

Sobald aber die Bundestruppen wieder eingerückt waren, wurde jener Befehl von den Beamten der Zentralkassa ohne weiteres befolgt.

Eine Flut von Verdächtigungen und Schmähungen folgte sofort in den preußischen Blättern. Später wird sich sicher noch deutlicher herausstellen, was unter dem Schlagworte: „Benutzung der Kräfte der Herzogtümer für preußische und daher! für deutsche Zwecke“ von Preußen verstanden wird.

Die ferneren Ereignisse werden zwar mehr Klarheit in die Vorgänge auch dieser Zeit bringen.

Soviel steht aber fest, daß man sich über dieselben von den beteiligten Seiten ausschweigt, und daß die erzählten Thatsachen teils gar nicht, teils höchst entstellt bekannt sind.

Niedergeschrieben in Cismar und Itzehoe vom August bis Ende November 1864. G. F. F. Dammers.

Man darf es mir nicht allzusehr verdenken, wenn ich mich in der vorstehenden Darstellung bisweilen bitter geäußert habe; denn man muß sich erinnern, daß dieselbe teils unmittelbar nach, teils inmitten der folgenden Vorgänge niedergeschrieben wurde.

So viele weit bedeutendere Ereignisse sind seitdem an uns

vorüber gegangen, daß diese Geschichte jetzt vielen als höchst unbedeutend erscheinen mag.

Das alte Dichterwort indes: „doch wem sie just passieret, dem bricht sie das Herz entzwei", fand damals auf mich nahezu seine Anwendung.

Zunächst führe ich hier noch einiges nachträglich Erkundete und Erfahrene an.

Als Prinz Friedrich Karl infolge des angezettelten Flaggenstreites meine Absetzung verlangte, hatte man die Sache meinem Könige, welcher sich damals in Norderney befand, zur Entscheidung vorgelegt. Derselbe hatte aber nach Kenntnisnahme des Vorganges dieses Ansinnen mit dem Ausrufe abgelehnt: „Wie kann ich einen Mann absetzen, welcher vollkommen richtig gehandelt hat?!"

Sehen wir ferner, was mit meinen damaligen höchsten Vorgesetzten geschah.

Als ich in späteren Jahren mit einem sächsischen General aus dem sächsischen Kriegsministerium in Dresden befreundet geworden war und ihm die vorstehenden Aufzeichnungen mitgeteilt hatte, fragte ich ihn, wie denn das Verhalten des damals noch lebenden Generals von Hake eigentlich von seinem Könige beurteilt worden sei?

Er antwortete mir mit der genügenden Gegenfrage: „Weshalb mag der General wohl so bald nach Rückkehr der Truppen verabschiedet worden sein?"

Durch die Akten der königlichen Generaladjutantur in Hannover kam ich zur klaren Erkenntnis, daß nur die Einsicht meines Königs verhindert hat, daß ich damals geopfert wurde. —

Das hatte denn damals wohl die Anerkennung verzögert, welche mir später in um so reicherem Maße zu teil ward, indem ich bis in den höchsten Vertrauensposten der hannöverschen Armee stieg.



II. Teil.

Infolge des zwischen den beiden deutschen Großmächten Österreich und Preußen einerseits und Dänemark anderseits geschlossenen Friedens war die Occupation Holsteins durch deutsche Bundestruppen von den Großmächten nicht länger zu gestatten, da dieselben durch jenen Frieden Besitzer von Schleswig, Holstein und Lauenburg geworden waren.

Der deutsche Bund hatte nicht mit gethatet, so ratete er auch nicht mit und als er in der ferneren Entwickelung der Herzogtümerfrage beides versuchte, ging er daran zu Grunde.

Damals freilich erkannte der Bund in der letzten Stunde, daß ein Einspruch oder gar eine thatsächliche Einmischung gegen die Abmachungen der deutschen Großmächte nicht wohl thunlich war. Er zog also infolge der Drohungen Preußens oder — wie es damals hieß — infolge der getroffenen Vereinbarungen die Bundestruppen aus Holstein zurück.

Am 11. Dezember 1864 rückte ich mit meinem Bataillon wieder in unsere frühere Garnison Northeim ein, von Magistrat und Bürgerschaft herzlich empfangen.

Mein vormaliger angenehmer Wohnsitz vor jenem Orte war während meiner Abwesenheit verkauft und meine Frau und Tochter waren, der ungewissen Zukunft wegen, zeitweilig nach Hannover gezogen. Da nun alle irgend passenden Familienquartiere mittlerweile vermietet und bezogen worden waren, so fand ich bei meiner

Rückkehr keine Wohnung. Es blieb nichts übrig, als mit Familie, Dienerschaft und Pferden vorläufig ins Wirtshaus zu ziehen.

Meinem vortrefflichen Stabsauditeur und Freunde Dr. Reddersen gelang es indessen alsbald, für uns alle eine zwar bescheidene, doch genügende Unterkunft zu schaffen, indem mehrere Wohnräume geleert und nach einem andern Grundstücke durchgebrochen wurde.

Die nächsten fünf Vierteljahre wurden mit um so größerem Eifer der Ausbildung und Kriegsbereitschaft meines Bataillons gewidmet, da ich, wie meine bereits 1864 niedergeschriebenen Erfahrungen und Ansichten beweisen — die Absichten Preußens schon damals erkannt hatte.

Ich war und blieb der Meinung, daß diese Absichten zum Kriege führen würden, wenngleich von meinem untergeordneten Standpunkte aus durchaus nicht beurteilt werden konnte, ob und in welcher Richtung unsere Armee bei den bevorstehenden, kriegerischen Ereignissen Verwendung finden würde.

Als Beleg für obiges führe ich nur die Thatsache an, daß eine im Winter 1865 auf 1866 befohlene Umänderung aller Felddienstgewehre, wodurch dieselben zwar unbedeutend verbessert, aber natürlich während der Umarbeitung unbrauchbar wurden, von mir derartig angeordnet und beschleunigt war, daß dieselbe als die erste, bereits im Januar 1866 als beendet, höheren Orts gemeldet werden konnte.

Es ist bekannt, daß mehrere Regimenter noch im Juni inmitten der Umänderung begriffen waren, und mit zwei Sorten Felddienstgewehren, welche zwei verschiedene Arten von Patronen erforderten, ins Feld rücken mußten.

Anfangs April 1866 erhielt ich eine königliche Vollmacht, vermittelst welcher ich für die Dauer des Landtages als Mitglied der zweiten Kammer des Königreiches einzutreten und mich zu diesem Zwecke am 2. Mai in Hannover zu melden hatte.

Der König hatte das verfassungsmäßige Recht, wegen des allgemeinen Klosterfonds drei als qualifiziert befundene Mitglieder in jene Versammlung zu senden und Sr. Majestät hatten geruht, mich dazu mit auszuwählen.

Es liegt auf der Hand, daß für mich diese Ernennung nicht nur höchst überraschend und schmeichelhaft war, sondern daß auch das Parteigetriebe und das Bekanntwerden mit so sehr verschiedenen Personen mein höchstes Interesse erregten.

Ich will aber auch nicht verschweigen, daß sowohl die Debatten und das Parteiwesen, als auch vorzugsweise die Erbärmlichkeit so vieler Menschen mich alsbald mit Ekel und Abscheu erfüllten.

Der kluge, gewandte und schlagfertige Minister des Innern, Bacmeister, war der bedeutendste und Hauptvertreter der Regierung.

Außer ihm nahmen von den Ministern an den Kammersitzungen noch regelmäßig teil der Finanzminister Dieterichs und der Justizminister Leonhardt (vorzüglicher Jurist und Arbeiter).

Letzterem stellte Herr von Bennigsen in öffentlicher Kammerrede das malitiöse Zeugnis aus, daß er kein politischer Charakter sei, wobei er die beiden hervorgehobenen Wörter sehr stark betonte, dagegen „politischer" fast verschluckte.

Über diesen so verschieden beurteilten Mann darf ich nicht unterlassen einiges zu sagen.

Meine erste Bekanntschaft mit diesem Manne datiert von meiner Einquartierung auf seinem Gute für sehr kurze Zeit, während welcher er zu einer Versammlung des Nationalvereines in Frankfurt abreiste, denn er war damals schon in vollster Thätigkeit als Agitator und als Führer der Opposition in Hannover.

Später habe ich ihn nicht nur durch seine Reden und sein Verhalten in der Kammer, sondern auch durch mehrere mit ihm geführte, politische Gespräche im Ständehause näher kennen gelernt.

Es ist bekannt, daß Bennigsen durch Nichtbefriedigung seines Ehrgeizes in die Rolle geriet, welche er seitdem gespielt hat.

Wie aber, wird man fragen, konnte es ihm gelingen in einem Lande, dessen Regierung eine durchaus humane und väterlich wohlwollende, dessen Gesetze und Einrichtungen die besten und fortgeschrittensten in Deutschland, dessen Regenten und Fürstenhaus — wie die Folgezeit klar bewiesen — höchst verehrt und geliebt, dessen Bewohner endlich wohlhabend und fast unbelastet waren, weil ein sehr erhebliches Staatsvermögen einer dagegen verschwindend kleinen

Schuldenlast gegenüberstand — wie also konnte es ihm gelingen, im Lande eine so erhebliche Opposition zu erwirken, dadurch den Schein allgemeiner Unzufriedenheit zu erzeugen und sich selbst an die Spitze dieser Opposition zu stellen?

Es wirkten dazu, wie fast immer, verschiedene Verhältnisse und Umstände mit.

Zunächst ist schon der Volkscharakter des Niedersachsen auf Opposition angelegt; es steckt in jedem einzelnen ein gewaltiges Selbstgefühl, jeder ist ein geborner Raisoneur und verficht sein wirkliches, aber auch das eingebildete Recht aufs äußerste.

Dazu kam ein Wahlgesetz, welches der gebildeten Mittelklasse eine vorherrschende Einwirkung auf die Wahlen gestattete. Man weiß, was das bei politisch halbgebildeten Kannegießern bedeutet. Den Leithammeln waren die schönsten Handhaben durch vorangegangene Verfassungswirren geboten, welche zwar völlig beigelegt, aber dennoch stets aufgewärmt dem Volke dargeboten, als Rechtsbrüche, Verfassungsverletzungen und Gott weiß was dargestellt wurden.

Nun bot sich diesen Leuten ein Mann als Führer dar, welcher die denkbar besten Eigenschaften als Oppositionsmann in sich vereinigte. Zwar ist Herr von Bennigsen nach Geburt und Erziehung Aristokrat; aber seine Leidenschaften überragen und beherrschen so sehr die Grundlagen seines Lebens, daß sich nur daraus seine Handlungen erklären lassen.

Er besitzt einen starken Willen, Energie, kalte Ruhe, rasche Auffassungsgabe, Gewandtheit im Ausdruck und Schlagfertigkeit in der Rede; aber auch verblendende Selbstüberschätzung, welche so vielfach seinen Verstand verhindert, mit Vernunft zu urteilen und zu handeln.

Seine Partei beherrschte dieser Mann auf diktatorische, ich möchte sagen tyrannische Weise.

Es waren freilich auch die Leute danach, denn außer Herrn Miquel, der Herrn von Bennigsen an Fähigkeiten weit überragt, bestand die Opposition aus unbedeutenden Menschen, war aber numerisch weit stärker als die Regierungspartei und die gemäßigten Elemente.

Herr von Bennigsen saß auf der vordersten Bank, von seinem Stabe umgeben, welcher nach seinen Bestimmungen in abwechselnder Folge zu reden hatte, wenn er nicht selbst die Zeit ausfüllte. Wenig Sachliches, höchst selten Begründetes, unendliches Geschwätz wurde oft in komisch entrüsteter Weise vorgetragen.

Jedes Mittel wurde ergriffen, die Regierung zu diskreditieren, in heftiger, malitiöser, oft beleidigender Sprache wurden sämtliche Maßregeln und Vorschläge der Minister angegriffen, ja so weit gegangen, die Charaktere derselben der abfälligsten Beurteilung zu unterziehen, und es wurde versucht, dieselben durch gewundene Reden und Schilderungen dem Publikum als Bösewichter hinzustellen. Eine unbegründetere und verderblichere Opposition hat es wohl niemals in einer deutschen Kammer gegeben. Leitender Minister bei solchen Zuständen zu sein, erfordert die größte Selbstverleugnung und erscheint als ein wahres Opfer, als welches es Bacmeister auch seufzend fühlte und mir bekannte.

Welchen Einfluß diese verhetzte Opposition auf die Gefühle des Königs hatte, werde ich bei einer späteren Gelegenheit erwähnen.

Ein Steckenpferd aller deutschen Kammeroppositionen war bekanntlich das Militärbudget, welches man auf das äußerste Maß herabzudrücken und selbst rücksichtlich der Ernährung der dienenden Landeskinder auf ein Minimum herabzustreiten bemüht war.

Um den Kampf hiergegen nötigenfalls aufzunehmen, hatte ich mich gründlich zu instruieren gesucht und mich deswegen auch mit einigen Oppositionskoryphäen in Verbindung gesetzt. Bei einer längeren Unterhaltung über den Gegenstand mit Herrn von Bennigsen brachte ich das Gespräch auf die Ziele des Nationalvereins und fragte ihn, ob er nicht mindestens das doppelte oder dreifache der jetzigen Summe für das Militär würde bewilligen müssen, wenn es dem Vereine gelingen sollte, uns unter den preußischen Hut zu bringen? Er antwortete mir: „Dazu sind wir ja gerade da, das zu verhindern. — Wir werden die Verteilung der deutschen Militärlasten auf alle Schultern vornehmen und dadurch eine bedeutende Verringerung erwirken.“

Als ich nun meine bescheidenen Zweifel über die Macht jenes

Vereins, solches zu erreichen, aussprach und meine Ansicht äußerte, daß derselbe nur zu preußischen Zwecken benutzt werden würde, gab er mir nicht undeutlich seine Überzeugung von der unbeschränkten Macht seines Vereins und von meiner Unfähigkeit, das beurteilen zu können, zu verstehen. Ob dieser Mann jemals eingesehen hat, in welcher Weise er von Herrn von Bismarck ausgenutzt worden ist, lasse ich dahin gestellt sein.

Ich erwähnte dieses Vorgangs nur, um zu zeigen, welche Ideen Bennigsen damals hatte. Wie sind dieselben jetzt herabgestimmt? Nicht einmal einen preußischen Ministerposten hat er nach so langjähriger Schaukelpolitik erlangt.

Seine Partei ist zerfallen und die Maske der Liberalität und des Patriotismus gelüftet. Mit dem Posten eines Landesdirektors des zur Provinz degradierten Königreiches ist er bisher belohnt worden. 500000 Mark jährlich hat er mit einer Provinzialvertretung zu verwalten, während allein aus den Staatsdomänen und Forsten dieser „Provinz" nahezu $5^1/_2$ Millionen Mark Reinerträgnisse jährlich in die preußische Staatskasse fließen.

Was aber wird ihm erst sein Gewissen sagen, wenn er überdenkt und sieht, welche Folgen seine Handlungen für sein engeres Vaterland gehabt haben?

Seit lange lagerte eine dumpfe Schwüle über Deutschland. Man wußte freilich, daß Österreich und Preußen über die Lösung der schleswig-holsteinschen Frage uneins waren, daß die Dinge sich immer mehr zuspitzen und daß beide Staaten rüsteten.

Auch von andern deutschen Staaten hörte man, daß militärische Rüstungsvorkehrungen getroffen würden und daß die königlich sächsische Armee auf den Kriegsfuß gestellt werde. Alles erschien aber ungewiß, nebelhaft und fern; einen Krieg zwischen den deutschen Bundesstämmen hielt man für unmöglich; ja, noch beim Ausbruche sträubte man sich gegen diesen Gedanken.

Dennoch mußte sich jeder denkende Militär fragen: „Wie steht es denn bei deiner Armee, falls Krieg ausbrechen sollte?"

An mich trat diese Frage um so ernster und dringender heran, als gegen die Mitte des Juni nicht nur die Debatte über das

Budget des Kriegsministeriums bevorstand, sondern die Opposition die Regierungen auch durch Interpellationen und Anträge zu der Erklärung zu drängen beabsichtigte, daß weder gerüstet werde, noch überhaupt werden würde. Man wußte zwar, daß die Armee völlig ungerüstet, ja ganz immobil war, man wollte sie aber auch in diesem Zustande belassen wissen.

Ich war nun durchaus der entgegengesetzten Ansicht. Ich war immer der Meinung gewesen, daß selbst die Vorbereitungen zu einer Mobilisierung der Armee vollkommen ungenügend seien.

Ich wußte zwar von der politischen Lage nur das wenige, zum Teil falsche, welches die Zeitungen brachten, war aber schon dadurch überzeugt, daß die Armee unmöglich länger in dem tiefen Friedenszustande bleiben könne, in welchem sie sich befand.

Ich beschloß wenigstens die Ansicht zu vertreten, daß, wenn man überhaupt in die Lage kommen könne, Anforderungen an die Armee zu stellen, diese auch gerüstet sein müsse, denselben entsprechen zu können, was damals in keiner Weise der Fall war.

Diese Überzeugung bei der bevorstehenden Debatte auszusprechen und zu verteidigen, hielt ich für meine Pflicht, falls mir nicht höheren Orts Aufschlüsse gegeben würden, welche dies unnötig oder unthunlich erscheinen ließen.

So wandte ich mich denn behufs Aufklärung und Instruktion zunächst an den Minister Bacmeister, an welchen ich als Kammermitglied wegen Anfragen gewiesen war. Derselbe versicherte mich, er wisse von den militärischen Angelegenheiten gar nichts und wies mich an den Generaladjutanten.

Der General von Tschirschnitz empfing mich in seinem Zimmer der königlichen Generaladjutantur und setzte mir nicht nur die leider zu bekannte Thatsache auseinander, daß gar keine Vorbereitungen zur Mobilisierung getroffen und daß die Armee völlig ungerüstet sei, sondern er verlangte auch, daß ich bei einer etwaigen Debatte nur dieses Faktum versichern solle, ohne meine eigene Meinung darüber zu äußern.

Als ich die Thüre des Vorzimmers öffnete, um fortzugehen, stieß dieselbe fast den preußischen Gesandten am hannöverschen

Hofe, Prinzen Isenburg, ins Gesicht. Derselbe war nach Aussage des Pedellen unmittelbar nach mir angekommen und hatte auf mein Fortgehen in jenem Vorzimmer gewartet, in welchem man jedes Wort unseres lebhaften Meinungsaustausches verstehen konnte.

Zur Debatte, auf welche ich mich vorzubereiten bemüht hatte, kam es nicht, denn drei Tage später tobte bereits das Unwetter, dessen Wetterleuchten man so lange am Horizonte gesehen hatte, ohne zu glauben, daß es sich entladen würde.

Man kennt jetzt so ziemlich alle Details des ganzen Herganges; auch die fast unbegreifliche Sorglosigkeit in Hannover; ihre Ursachen, die politische Zwanglage, der Überfall der hannöverschen Armee sind hinreichend bekannt.

Bevor ich aber meine eigene Beteiligung erzähle, will ich noch einige wenig bekannte Thatsachen hinzufügen.

Preußen hatte bekanntlich auf der Londoner Konferenz anerkannt, daß der schleswig-holstein-augustenburgische Prinz Friedrich die bestberechtigten Ansprüche auf die Herzogtümer habe, und Herr von Beust wurde in ganz Deutschland als derjenige gefeiert, welcher dieses glänzende Resultat erreicht habe. Der Prinz Friedrich wandte sich nun an den mit ihm befreundeten jetzigen Kronprinzen Friedrich von Preußen, um seine Einsetzung als regierender Herzog zu erlangen.

Der König von Preußen genehmigte die Verhandlungen mit dem Prinzen unter der Bedingung, daß nur von Fürst zu Fürst verhandelt werde.

Man kam rasch zu einer vollständigen Einigung.

Der jetzt verstorbene Herzog Friedrich (von ihm stammen diese Mitteilungen, worüber die nachher zwischen den Fürstlichkeiten gewechselten Briefe nähere Aufschlüsse geben könnten) hatte in Gegenwart des Kronprinzen eine Audienz beim Könige, in welcher von diesem nochmals alle Bedingungen, unter denen er jenen Fürsten als regierenden Herzog anerkennen und einsetzen wolle, präzisiert wurden.

Letzterer bewilligte pure alles und jedes Verlangte, worauf der König ihm sagte, er würde morgen Bismarck zu ihm (dem

Herzoge) schicken, damit diese Abmachungen nun auch ihre formelle Erledigung und Sanktion fänden. Bismarck stellte sich am folgenden Morgen auch beim Prinzen ein, sagte demselben aber, sein Wagen halte vor der Thür, er müsse in diesem Augenblicke nach Biarritz zum Kaiser Napoleon reisen.

Es sei also unmöglich, den formellen Abschluß jetzt vorzunehmen. Er bäte daher den Herzog, seinen Bevollmächtigten in Berlin zu lassen, um die Sache gleich nach seiner Rückkehr abmachen zu können.

Am Morgen nach der Abreise Bismarcks stand in allen Berliner maßgebenden Blättern zu lesen, der Augustenburger habe fast sämtliche so berechtigte Forderungen Preußens abgelehnt!!

Nach der Rückkehr Bismarcks von Biarritz wurde der Beauftragte des Herzogs Friedrich lange hingehalten, bis man ihm endlich bedeutete, er möge nur abreisen.

Es folgte eine scharfe Korrespondenz zwischen dem Herzoge einerseits und dem Könige, sowie dem Kronprinzen von Preußen anderseits.

Als der Herzog sich einst mit dem ihm sonst befreundeten Kronprinzen von Preußen beim Großherzoge von Baden aufhielt, drohte der Herzog mit Publikation jener Korrespondenz.

Der Kronprinz beschwor ihn, dies nicht zu thun und versprach, ihn nach Möglichkeit entschädigen zu wollen, sobald er Macht und Gelegenheit dazu habe.

Durch die Genehmigung der Heirat seines Sohnes Wilhelm mit der Tochter des mittlerweile verstorbenen Herzogs scheint der Kronprinz sein Versprechen teilweise erfüllt zu haben. So wird denn auch die beregte Korrespondenz wohl niemals veröffentlicht werden.

Bismarcks damalige Reise nach Biarritz bezweckte bekanntlich die Erlangung des Einverständnisses des Kaisers Napoleon nicht nur mit der Bekriegung Österreichs, sondern namentlich derjenigen des deutschen Bundes, dessen Umgestaltung und vor allem der Einverleibung einer größeren Anzahl deutscher Staaten in Preußen.

Der verschlagene, aber aller wahren Vernunft bare Kaiser

hatte die erbetene Einwilligung hierzu unter irrtümlichen Voraussetzungen gegeben.

Österreich war es nicht gelungen, das zu obigem Zwecke zwischen Preußen und Italien gleichfalls abgeschlossene Bündnis zu trennen.

Dennoch nahm es den Kampf in Unterschätzung der preußischen Streitkräfte, welche seit längerer Zeit vorzüglich ausgerüstet worden waren, auf.

Von diesen Vorgängen und Verhältnissen war damals in Hannover, selbst an höchster Stelle, so gut wie nichts bekannt, mindestens nichts Ausschlaggebendes.

Da aber die wichtigeren Thatsachen nunmehr sämtlich, die nebensächlichen meistens bekannt zu sein scheinen, welche die damals ausbrechende Revolution erzeugt und begleitet haben, so will ich mich nicht bei dem Allgemeinen aufhalten, sondern nur von denjenigen Dingen und Personen reden, welche mich selbst berührten.

Ich muß also wieder von mir selbst sprechen und zunächst erzählen, wie sich meine eigene Stellung und Thätigkeit in dem großen deutschen Drama gestaltete.

In einer Villa der Weinstraße hatte ich für die Dauer der Landtags-Session einige Zimmer gemietet, welche ich mit meiner Frau und Tochter bewohnte, während Diener und Pferde in einem nahen Wirtshause untergebracht waren.

Die militärischen Angelegenheiten und Anordnungen waren mir während meiner Anwesenheit in Hannover fast unbekannt geblieben, da ich in landständischen Dingen vollauf Beschäftigung fand und auch nur mit solchen Personen in Berührung stand, welche zum landständischen Kreise gehörten.

Von in- und ausländischen politischen Verhältnissen und Vorgängen war mir nur der gewöhnliche Zeitungsklatsch bekannt, von den Ereignissen des 14. und 15. Juni so gut wie gar nichts. So war ich denn am 15. spät abends zwar mit dem auf allen Gemütern lastenden Gefühle der politischen Gewitterschwüle, aber sonst ahnungslos zu Bette gegangen.

In der Nacht zwischen 2 und 3 Uhr wurde ich von dem neben uns anwohnenden Assessor von Cramm mit der Nachricht geweckt: An der Gartenpforte unserer Villa halte in strömendem Regen ein Leibgensdarm zu Pferde mit einem Briefe, welchen er mir persönlich zu übergeben habe.

Dieser Brief enthielt den königlichen Befehl an mich, am 16. der Kammersitzung noch beizuwohnen, in welcher die Vertagung der Landstände stattfinden würde und mich dann noch abends bei Sr. Majestät in Göttingen, wohin der König noch in dieser Nacht reisen würde, zu melden.

Man kann sich leicht denken, daß damit der Ruhe dieser Nacht ein Ende bereitet war und der Rest derselben mit Packen, Gesprächen über die Zukunft und Familien-Anordnungen hingebracht wurde.

Am kommenden Morgen wurden mir denn auch nach Schluß der Kammersitzung von den Ministern, welche freilich auch nicht viel wußten, einige Mitteilungen über die letzten politischen Vorgänge gemacht.

Der Minister Bacmeister beauftragte mich, dem Könige über die letzte Sitzung zu berichten und übergab mir verschiedene Depeschen für Se. Majestät.

Der Finanzminister Dietrichs gab mir 20000 Thaler bar und einen größeren Sichtwechsel, welche ich dem Kriegsminister übergeben sollte. Nach all diesem war ich natürlich der Überzeugung, daß ich lediglich jene Aufträge auszuführen habe, deshalb zu Sr. Majestät befehligt worden sei und nach Ausrichtung derselben mein Kommando wieder übernehmen würde.

Es gelang mir, noch einen der stark besetzten Militärzüge zu erreichen, mit welchem ich etwa 7 Uhr abends in Göttingen eintreffen konnte; ich mußte aber Pferde, Diener und Bagage zurücklassen, welche erst am folgenden Tage in Göttingen ankamen.

Sobald ich dort angelangt war, meldete ich mich beim diensthabenden Flügeladjutanten und wurde sogleich zum Könige befohlen, bei welchem sich nur der Kronprinz befand.

Nachdem ich die Depeschen überreicht und die mir aufge-

tragenen Meldungen abgestattet hatte, sagte mir der König folgendes:

Der König von Preußen habe ihm den Krieg erklärt. Infolgedessen habe er seine im ganzen Lande zerstreute Armee nach Göttingen beordert. Ein Teil derselben sei hier in der Umgegend bereits eingetroffen, die übrigen Teile erwarte er am 17. und 18., hoffentlich würden sie noch nicht daran gehindert werden.

Auch sei Befehl gegeben, so viel Armee-Material und Munition herzusenden, als dies wegen der Truppen-Transporte und der Kürze der Zeit thunlich sei. Die Armee sei zwar im vollen Friedenszustande, also immobil. Es sei aber erforderlich, dieselbe sogleich so in Stand zu setzen, und eine solche taktische Verbindung und Aufstellung anzuordnen, daß man sich schlagen und mindestens eines feindlichen Angriffes erwehren könne.

Nach den vorliegenden Nachrichten sei es möglich, daß ein solcher Angriff schon morgen oder übermorgen erfolge. Er, der König, habe bereits seit zwei Jahren die Absicht gehabt, mich zu seinem Generaladjutanten zu ernennen, da der General von Tschirschnitz schon seit jener Zeit wegen seines hohen Alters und seiner geschwundenen Kräfte um seinen Abschied gebeten habe.

Der jetzigen Aufgabe sei derselbe durchaus nicht mehr gewachsen.

Er habe sich von dem alten treuen Diener nicht trennen mögen und trage die Schuld, daß der beabsichtigte Wechsel nicht eher vorgenommen sei.

Jetzt nun ernenne er mich zu seinem Generaladjutanten und erwarte von mir, daß ich die mir gewordene Aufgabe lösen würde.

Wenn ein Blitzstrahl zu meinen Füßen niedergefahren wäre, so würde mir das nicht unerwarteter gekommen sein und mich nicht so bestürzt haben, als diese Worte Sr. Majestät.

Um dies einigermaßen zu verstehen, muß man wissen, daß der König das Kommando der Armee selbst führte und der Generaladjutant in Hannover der Vortragende und Ausführende aller auf die Organisation, den Dienst, die Disziplin, die Diensttüchtigkeit

und die Übungen der Truppen, kurz der Hauptleiter aller militärischen Angelegenheiten, namentlich auch einer erforderlichen Mobilmachung war.

Einem Laien wird dies nun zwar einen nur sehr oberflächlichen Begriff über die umfangreichen Geschäfte eines so gestellten Generaladjutanten und hauptsächlich über die Schwierigkeit der Mobilmachung einer Armee mit so völlig unzureichenden Mitteln geben, welche sich in der damaligen Lage der hannöverschen Armee befand.

Noch jetzt liest man ja darüber die lächerlichsten Ansichten von sonst ganz gebildeten Männern, welche meinen, daß man mit einer sich allmählig sammelnden, ungerüsteten und taktisch nicht organisierten Armee ohne Munition und ohne Bespannung, ohne einigermaßen genügende Nachrichten über Stärke und Aufstellung des Feindes, wie eine Herde wehrloser Schafe, habe in die Welt hineinziehen können.

Es ist zwar eine bekannte Thatsache, daß während zu richtiger Beurteilung militärischer Angelegenheiten auch doch wohl militärwissenschaftliche Bildung und Erfahrung gehören, dennoch Leute, denen diese vollständig mangeln, mit den bestimmtesten Urteilen über militärische Dinge immer bei der Hand sind.

Diesen will ich hier gleich bemerken, daß der kommandierende General des preußischen 8. Armeekorps, General von Goeben, dem nach Eisenach gesandten hannöverschen Rittmeister von der Wense des Gardehusaren-Regiments am Morgen des 25. Juni sagte, er sei der hannöverschen Armee bis zum gestrigen Tage mit wahrer Bewunderung gefolgt, von gestern an freilich seien die Bestrebungen unmöglich mehr durchzuführen.

Des Weiteren erinnere ich solche Kritiker daran, daß die schlagfertigste und bestorganisierte und gerüstete Armee der Welt, die preußische, dennoch einiger Zeit bedarf, um mobil gemacht zu werden, obwohl da alles vorhanden und leicht erreichbar ist, was eine Truppe, ob groß oder klein, dazu bedarf.

Man muß ferner wissen, um die Größe meiner Überraschung zu ermessen, daß ich mit Sr. Majestät niemals ein eingehenderes

Gespräch gehabt hatte. Nur bei gelegentlichen Meldungen, stets in Gegenwart mehrerer, waren auch mir einige Worte zu Teil geworden.

Bei feierlichen Gelegenheiten war ich bisweilen, wie jeder daran beteiligte Offizier, zur Tafel befohlen gewesen, war auch dann wohl bei den Nachtisch-Cercles einige Male mit einer kurzen Ansprache von Sr. Majestät, also auch im Beisein vieler Personen beehrt worden.

Dagegen hatte mich der König nie eines Gespräches über militärische Angelegenheit gewürdigt. Mit keinem andern Mitgliede der königlichen Familie hatte ich jemals auch nur ein Wort gewechselt.

Es ist also klar, daß ich in betracht der obigen Thatsachen, selbst im Hinblick auf einige wenige Bevorzugungen in der Kommandoführung und mit Orden auch nicht entfernt an eine derartige Eröffnung hatte denken können, wie der König mir soeben gemacht hatte.

Nachdem ich Sr. Majestät für sein gnädiges Vertrauen gedankt hatte, äußerte ich, daß es mir ganz unmöglich sei, eine solche Verantwortung zu übernehmen, zumal ich von dem augenblicklichen Zustande der Armee, den gegebenen Befehlen, den vorhandenen Mitteln zur Ausführung meines Auftrages und der allgemeinen militärischen Lage ganz ohne Kenntnis sei.

Der König erwiderte mir, was die Verantwortung anlange, so wolle er die allein tragen. Die Schwierigkeit der Lage verkenne er allerdings keineswegs; sie sei eben eine Zwangslage und würde für jeden andern ungefähr die gleiche sein.

Er habe aber das Vertrauen zu mir, daß ich am besten befähigt sei, sie zu seiner Zufriedenheit nach Möglichkeit zu überwinden.

Es sei Quartier für mich in diesem Hotel (der Krone) gemacht, da ich nun zu seiner nächsten Umgebung gehöre.

Ich sollte jetzt 8 Uhr mit an der Tafel speisen. Er wollte mittlerweile noch dem General von Tschirschnitz und einigen andern zu bejahrten und dienstunfähigen Generälen vermittelst des ersteren ihren Abschied erteilen.

Nach der Tafel solle ich zum General von Tschirschnitz gehen, mir die Akten überliefern und mich von allem unterrichten lassen. Noch heute Abend und in der Nacht solle ich alle mir nötig scheinenden Befehle vermittelst seiner Autorisation und in seinem Namen erteilen. Sodann solle ich einen Plan für die Gliederung und Aufstellung der Armee rund um Göttingen und für die Mobilisierung der Truppen, soweit dieselbe irgend möglich sei, machen.

Am folgenden Morgen um 8 Uhr solle ich ihm Vortrag über die Anordnungen, welche ich bis dahin getroffen hätte und über alle meine Pläne halten.

Damit wurde ich entlassen und begab mich für den sehr kurzen Zeitraum bis zur Tafel in das für mich bereit gehaltene Zimmer der Krone, in welcher auch der Kronprinz und die höheren Personen der nächsten Umgebung und die nötige Dienerschaft des Königs einquartiert waren.

Mit so starkem Gefühle eines ihm begegneten Unglücks hat wohl noch nie ein bislang ziemlich untergeordneter Offizier, welcher plötzlich und ungeahnt zu der einflußreichsten und wichtigsten, sowie einer der höchsten Stellen einer Armee berufen wurde, sein Zimmer betreten als ich dies that.

Nur kurze Zeit war mir vergönnt, zu klaren Gedanken über die schlimme Lage und über die nächsten erforderlichen und so drängenden Schritte zu kommen, welche ich einzuschlagen hatte.

Daß ich zunächst Umschau und Kenntnisnahme der Lage und der zu Gebote stehenden Mittel halten mußte, lag auf der Hand. Auf welche Hilfe konnte ich hoffen, mir auch nur diese Belehrung zu verschaffen? Da stand ich ohne Adjutanten, Ordonanzen, ohne Diener und Gepäck, sogar in voller Uniform, so wie ich zur Meldung bei Sr. Majestät von Hannover abgereist war, allein und lediglich auf mich selbst angewiesen.

Wie viel mehr, als ich dachte, dies sogar der Fall war, sollte ich alsbald erfahren. Die Überzeugung verschafften mir diese wenigen ungestörten Augenblicke aber doch schon, daß es der größten Energie und Thätigkeit, sowie eines unzerstörbaren Gleichmutes bedürfen würde, um den Schwierigkeiten zu begegnen, welche vor mir aufgetürmt

lagen, um den Erwartungen einigermaßen zu entsprechen, welche der König von mir hegte.

Ich will über meine Gedanken in diesen schweren Augenblicken nur so viel sagen, daß ich zu dem Entschlusse kam, den Zweifel in meine Kräfte, welcher mich anwandelte, völlig zu besiegen. Ich mußte mit fester Zuversicht auftreten, als ob es eine Kleinigkeit sei, solche Situation zu beherrschen. Ich mußte dadurch freudigen Mut und festes Vertrauen denen einzuflößen suchen, welchen Einblick in und Urteil über die Lage zu Gebote stand.

Ich mußte dadurch willigen Gehorsam bei solchen erwecken und erhalten, welche meine Befehle auszuführen hatten und welchen es oblag, wieder gleiche Gefühle bei ihren Untergebenen zu fördern. Ich mußte endlich den unausbleiblichen Angriffen der Neider und Mißgünstigen mit Ruhe und Gleichmut entgegentreten.

So konnte ich denn — wenigstens über mich selbst und mein Verhalten klar geworden — diesen Entschlüssen schon beim Diner Rechnung tragen und einigen Ausdruck geben.

Die Tafel wurde ziemlich rasch beendet und aufgehoben, so daß ich mich schon gleich nach 9 Uhr beim General von Tschirschnitz zur Empfangnahme von Akten und Instruktionen melden konnte.

Diesen alten Herrn traf ich äußerst niedergeschlagen und völlig ratlos an. Mit unverhohlenem Erstaunen hörte er meine Erkundigungen nach gegebenen Befehlen, Vorhandensein von Akten und Plänen an. Nichts von alledem existiere, versicherte er mir.

Die Truppenabteilungen seien von ihm auf Befehl des Königs hierher beordert. Der Generalstab habe Befehl erhalten, dieselben hier und in der Umgegend einzuquartieren, je nachdem die einzelnen Truppenabteilungen hier einträfen. Von dem Detail sei ihm nichts bekannt; er wisse überhaupt weiter nichts.

Kriegs- und Ausrüstungsmaterial wäre wohl vom Kriegsministerium abgesandt worden; er wisse aber weder, welcher Art dasselbe sei, noch was davon angekommen wäre.

Scharfe Munition hätten die Regimenter nur sehr wenig, sie seien mit Friedensmunition (Platzpatronen) ausgerückt.

Munitions-, Verpflegungs- und Sanitätskolonnen seien weder gebildet, noch Anstalten dazu getroffen, Hospitäler nicht errichtet; Pontontrain nicht vorhanden; Pferde weder angekauft noch requiriert. Er wisse nicht, wo seine Adjutanten bequartiert seien; sie würden sich erst morgen früh zur Bureaustunde (10 Uhr) bei ihm einfinden, dann wolle er sie mir zuweisen.

Das war die ganze Auskunft, welche ich allmälig auf meine Fragen erhielt, während der alte Herr verzweiflungsvoll auf und nieder lief, die Hände rang und einmal über das andere ausrief: „Das giebt ein ungeheures Unglück!"

Ich erwiderte ihm zuletzt, der Meinung sei ich auch, es komme aber jetzt darauf an, dasselbe nach Möglichkeit abzuschwächen und noch mehr darauf, daß jeder seine Pflicht thue; und da mich dieselbe schleunigst rufe, so müsse ich mich hiermit abmelden.

Ich will hier gleich noch bemerken, daß der General ein eifrig-unermüdlicher und redlicher Diener unseres Herrn gewesen war. Derselbe war aber seit länger als einem Menschenalter in verschiedenen Stellungen Adjutant gewesen und hatte stets in engem Gesichts- und Beschäftigungskreise gelebt und sich überlebt. Wie sehr dies der Fall war, und der Schreiberdienst ihm die Hauptsache schien, davon noch ein Beispiel.

Der König sagte mir lächelnd am 17., der General sei noch am Abend vorher nach seiner Verabschiedung und Kenntnisnahme meiner Ernennung zu ihm herunter gekommen, um ihm zu sagen, er halte es für seine Pflicht, dem Könige zu melden, daß mir nach seiner Überzeugung die genügende Büreauerfahrung abgehe, um den so wichtigen Posten eines Generaladjutanten zur Zufriedenheit Sr. Majestät ausfüllen zu können.

Da ich nun von meinem Vorgänger weder Auskunft noch Beistand zu erwarten hatte, so wandte ich mich nunmehr an den bisherigen Chef des Generalstabes, Generalleutnant von Sichart, welchen der König heute ebenfalls zur Disposition gestellt hatte.

Ich wünschte von ihm zu erfahren, wo die Truppen bequartiert seien und werden sollten; welche Nachrichten man über den Feind habe; welche Anordnungen zur weiteren Erkundung desselben, welche

zur Sicherstellung der Kantonnements, welche zur Abwehr des Feindes bei etwaigem Angriffe getroffen seien.

Er beantwortete die obigen Fragen dahin, daß der Oberstleutnant Cordemann damit beauftragt sei, die Truppenabteilungen in und um Göttingen zu bequartieren, sowie dieselben allmälig einträfen.

Nachrichten über den Feind habe man nur wenige, da erst seit zwei Tagen Erkundigungen eingezogen würden. Hiernach seien das Korps Manteuffel von Norden her, die Division Goeben von Minden aus und die Division Beyer von Kassel gegen uns im Anzuge; im Süden schienen schwächere Abteilungen Thüringen besetzt zu haben.

Die Unterbrechung des Eisenbahnbetriebes von Hannover her, sei jeden Augenblick zu erwarten. Es würden daher wohl nicht mehr alle Abteilungen der Armee hierher durchkommen, keinesfalls die auf den 20. und 23. d. M. einbeorderten Beurlaubten und Reserven, fast die Hälfte der Armee!

Sicherheitsmaßregeln für das Kantonnement hätten noch nicht getroffen werden können, Pläne zur Abwehr eines feindlichen Angriffes wären noch nicht gemacht, bei dem Zustande der Armee auch wohl unnütz.

Er glaube allerdings, wir könnten bereits morgen angegriffen werden.

Hiernach suchte ich den Oberstleutnant Cordemann auf, welchen ich bereits im Bette fand. Er sagte mir, die Nachrichten seines bisherigen Generalstabschef bestätigend, die ganze Armee liege in und um Göttingen durcheinander, er wisse nicht wo; der Leutnant von Bülow des Generalstabes habe die Liste. Diesen traf ich noch auf in seinem Quartier. Von ihm ließ ich mir die Quartierliste im Namen des Königs aushändigen, in dessen Namen ich überhaupt in dieser Nacht mit allen Personen und Behörden verkehren, alles befehlen und anordnen mußte, da ja meine Stellung erst am folgenden Tage offiziell bekannt gemacht werden konnte. Daß ich ohne Legitimation überall Glauben und den bereitwilligsten Gehorsam fand, ist jedenfalls eine bemerkenswerte und glückliche Thatsache.

Es war mittlerweile spät geworden, so sehr ich auch überall mit der so kostbaren Zeit geizte. Als ich daher im Bahnhofsgebäude, wohin ich nunmehr geeilt war, ankam, mußte ich erst die mir notwendigen Personen aus den Betten herbeiholen lassen; ebenso ließ ich in Hannover die erforderlichen Personen telegraphisch wecken und aufs dortige Telegraphenamt beordern. Der Erste, dessen ich in Göttingen habhaft wurde, war der Eisenbahnvorstand, Direktor Hartmann.

Meine diesbezüglichen Fragen beantwortete derselbe dahin, daß er nicht wisse, welche Ausrüstungsgegenstände von Hannover geschickt und welcher Art dieselben seien. Es ständen vollgepackte Wagenzüge auf große Strecken südlich und nördlich hinaus, so daß nur ein Geleise frei gehalten sei. Es würden acht Tage erforderlich sein, um dies alles auszuladen, auch könne bei weitem nicht alles in den vorhandenen Niederlagen untergebracht werden. Ich erwiderte ihm, es müsse alles bis zum Mittage des folgenden Tages spätestens aus- und abgeladen und sortiert sein.

Ich würde am nächsten Morgen so früh als möglich geschickte Arbeitskräfte, sowie die nötigen Offiziere und Unteroffiziere kommandieren, 500 Mann wurden als genügend erachtet.

Sobald meine übrigen eiligeren Anordnungen dies erlaubten, wolle ich ihm noch in dieser Nacht die Plätze bezeichnen, wohin die verschiedenen Gegenstände geschafft werden sollten.

Der Generalstabsarzt der Armee Dr. Stromeyer hatte sich mittlerweile eingefunden und mir gemeldet, daß an Hospital- und Sanitätseinrichtungen noch nichts vorhanden, auch keine Maßregeln zur Beschaffung derselben ergriffen seien.

Die Sanitätswagen ständen noch in den auf der Bult bei Hannover befindlichen Wagenschuppen; ja, es seien noch die zu Operationen bei Verwundungen unbedingt notwendigen chirurgischen Instrumente in Hannover! So befahl ich denn dem in Hannover indessen telegraphisch erlangten Generalsekretär des Kriegsministeriums, Generalmajor Schomer, die Wagen und Einrichtungen zu einer Sanitätskompanie, alle vorhandenen Hospitalrequisiten, die chirurgischen Instrumente und so viel Munition als thunlich mit

dem nächsten vielleicht noch durchzubringenden Zuge nach Göttingen zu senden.

Nur hierdurch ist es möglich geworden, diese unentbehrlichen Dinge noch zu bekommen. Dem Generalstabsarzte gab ich eine Anweisung an die Stadt Göttingen, sofort ein Hospital von 300 Betten zu errichten. Ich erteilte ihm ferner die Instruktion und Befugnis, alle in sein Fach schlagenden, notwendigen Anordnungen ohne weitere Anfragen so zu treffen, als ob er kommandierender General sei; nur dann sich an mich zu wenden, wenn es gelte, eine Verantwortlichkeit gegen andere Behörden zu übernehmen, oder meine Unterstützung notwendig sei. Ich will hier gleich bemerken, daß dieser Arzt sowohl, als auch der Eisenbahndirektor das möglich Beste selbständig geleistet haben.

Von letzterem ließ ich mir nun die um den Bahnhof liegenden Gebäude und Plätze zeigen und bezeichnete ihm sodann, wo das Munitionsdepot, die Pontonskolonne, die Geschütze, die Sanitäts- p. p. Requisiten, die Verpflegsvorräte, die Waffen, die Bekleidungsgegenstände und sonstigen Vorräte aufgestellt und gelagert werden sollten, wobei gleich Rücksicht auf die so notwendige Anfertigung von Patronen für die verschiedenen Waffen genommen wurde.

Als diese dringendsten Anordnungen getroffen waren und ich nun zu meinem Quartiere zurückkehrte, war es 1 Uhr nachts. Ich hatte also ungefähr 7 Stunden zur Entwerfung aller notwendigen Befehle für den folgenden Tag und zur Ausarbeitung des Vortrages, welchen ich Sr. Majestät um 8 Uhr über das bereits Geleistete und das nunmehr Notwendige halten sollte.

Ich hätte lieber 7 Tage oder gar Wochen, als 7 Stunden zu dieser Arbeit gehabt! Nachdem ich mich durch Waschen und eine Tasse Kaffee erfrischt hatte, begab ich mich an meine Hauptaufgabe für den folgenden Morgen: „den Vortrag bei Sr. Majestät vorzubereiten."

Ich sollte also Maßregeln ergreifen, respektive vorschlagen, die Armee in solche taktische Verbindung und Aufstellung zu bringen, dieselbe so auszurüsten, daß man sich baldigst bei Göttingen schlagen könne und fernerweit die Armee möglichst zu mobilisieren.

Freilich war dieser Auftrag umfangreich genug, um zu seiner Durchdenkung und Ausarbeitung einige Stunden Zeit zu erfordern. Außerdem wird jeder einsichtige Militär erkennen, daß ich dabei von vorn herein nicht stehen bleiben konnte, sondern daß die weitere nächste Zukunft sogleich in meine Vorschläge einbezogen werden mußte, denn das Verweilen bei Göttingen war der offenbare baldige Untergang.

Zur Ausarbeitung aller zum Vorstehenden nötigen Vorschläge stand mir kein Hilfsmittel zu Gebote, als eine sehr mangelhafte Karte der Umgegend und die mir vom Leutnant von Bülow übergebene Quartierliste der bislang eingetroffenen Truppenabteilungen, welche nachwies, in welch wirrem Durcheinander die Regimenter p. p. strahlenförmig um Göttingen lagen.

Da der Vortrag beim Könige voraussichtlich einige auch zu andern Zwecken so wertvolle Zeit in Anspruch nehmen würde, so wollte ich meine Arbeit mindestens so früh beenden, daß ich noch vorher die nötigsten und drängendsten Anordnungen, nämlich das Ausladen der Eisenbahnzüge, das Sortieren der Gegenstände und das Anfertigen von Patronen für die verschiedenen Waffengattungen treffen konnte. Es gelang mir dies denn auch, denn um 7 Uhr morgens hatte ich meine Vorschläge zu Papier gebracht und soweit ausgearbeitet, daß meine Adjutanten der Generaladjutantur danach die nötigen Ordres entwerfen konnten.

Meine Vorschläge umfaßten zuerst einen taktischen Formationsplan der Armee nebst einem Entwurf zur Aufstellung der Armee in Göttinger Gegend sowohl zur Sicherheit derselben, als auch zur Verteidigung gegen einen feindlichen Angriff.

Sodann folgte der Plan zur Mobilisierung, insoweit dieselbe möglich war. Ich will hier gleich erwähnen, was ich für unbedingt notwendig hielt, bevor wir fechten und marschieren konnten: So viel Munition, um wenigstens ein ernstes längeres Gefecht liefern zu können. Erlangung so vieler mit den erforderlichen Geschirren versehenen Pferde, daß die Geschütze, die Protzmunitionswagen der Artillerie, die Wagen der Sanitätsabteilung und der Pontontrain bespannt werden konnten. Einiger Mundvorrat und

etwas Fourage, um die Truppen mit einem eisernen Bestande für ein oder zwei Tage versehen zu können.

Jeder Militär wird zugeben, daß dies ein Minimum war. Dasselbe wurde indes nicht einmal erreicht, da die Reservegeschütze noch mit königlichen Marstallspferden bespannt werden mußten und zwar in ganz ungenügender Zahl, um sie überhaupt mitführen zu können. Ferner ist leicht einzusehen, wie unendlich viel danach zu einer einigermaßen felddienstmäßigen Mobilisierung fehlte. Namentlich war der Munitionsvorrat ganz ungenügend, die Kavallerie zu großem Teile unberitten, Verpflegsdepartement fast Null, Feldlazarett nicht vorhanden, Munitions- und Trainkolonnen fehlten gänzlich.

Der dritte Teil meiner Vorschläge beschäftigte sich mit den strategischen Verhältnissen.

Da wir jedenfalls thunlichst bald nach dem Süden aufbrechen und uns den so überlegenen heranziehenden feindlichen Streitkräften zu entziehen suchen mußten, so kam es darauf an, nicht nur überlegenen Abteilungen des Feindes auszuweichen, sondern auch einen Eisenbahnpunkt zu erreichen, welcher die südlicheren Linien in unsere Hand brachte, damit der Feind uns keine größeren Truppenabteilungen entgegen werfen und uns bis zur strategischen und endlich taktischen Umzingelung aufhalten konnte.

Nach dem damals vorhandenen Eisenbahnnetze war der für jenen Zweck richtigste Punkt Eisenach.

Ich schlug daher vor, diesen Punkt, sobald wir marschieren könnten, in drei Tagemärschen (Heiligenstadt, Mühlhausen, Eisenach) zu erreichen, den uns etwa begegnenden Widerstand über den Haufen zu werfen, dann sofort die südlicher gelegenen Stationen bis zu dem nahen Bayern zu besetzen und (Front nach Norden) den erst dann gesicherten Rückzug fortzusetzen.

Um 7 Uhr morgens den 17. Juni hatte ich eine Beratung mit dem Kommandeur der Artilleriebrigade, Generalleutnant Müller. Dieser hochbejahrte, höchst tüchtige und vortreffliche General hatte schon seit längerer Zeit seinen Abschied mehrfach er-

beten und auf erneuertes Ansuchen am gestrigen Tage erhalten. Er war mein Lehrer und mir immer sehr gewogen gewesen.

Der vom Könige zum Kommandeur der Artillerie bestimmte neue Chef, Oberstleutenant von Stolzenberg konnte erst am 18. günstigsten Falls in Göttingen eintreffen, da sein Artilleriebataillon in Stade garnisonierte.

Man sieht, daß es von der äußersten Wichtigkeit war, den General Müller zu veranlassen, trotz des ihm bewilligten Abschiedes das Kommando bis zur Ankunft seines Ersatzmannes zu behalten, die Kommandos zum Auspacken und Sortieren der Eisenbahnzüge, die Errichtung der Werkstätten zur Erzeugung der Munition, die Überwachung und Beschirrung der anzukaufenden Pferde, kurz die fernere so notwendige Mobilisierung der Artillerie anzuordnen und zu überwachen.

Der Apell an sein patriotisches und kameradschaftliches Herz war denn auch nicht vergebens, obwohl ich seine Bedenklichkeiten erst dadurch schließlich überwand, daß ich schriftlich all' und jede Verantwortlichkeit für seine Handlungen und Anordnungen übernahm.

Auf diese Weise kam das für die Mobilisierung nötigste in Gang, noch bevor ich Vortrag bei Se. Majestät hielt, und ich will nicht verschweigen, daß die Dienste dieses bereits verabschiedeten Generals und Ehrenmannes die uneigennützigsten und erfolgreichsten dieser schlimmen Periode gewesen sind.

Nachdem der Kopf durch ein kaltes Bad, der Magen durch eine Tasse Kaffee erfrischt waren, meldete ich mich um 8 Uhr bei Se. Majestät zum Vortrage. Der König veranlaßte mich dabei, jeden einzelnen Punkt im Detail zu erörtern, wie dies ja auch notwendig war, bevor er sich entscheiden konnte.

Ich faßte mich so kurz als möglich. Dennoch dauerte der Vortrag zwei Stunden, also bis 10 Uhr, womit indes keine Zeit verloren war, da ich erst um die Stunde meiner Adjutanten und des übrigen Generaladjutantur-Personals habhaft werden konnte, auch die notwendigsten Anordnungen bereits getroffen waren.

Se. Majestät genehmigte sowohl alle diese Maßregeln, als auch jeden einzelnen Punkt meines Vortrages durch seine Unter-

schrift. Er befahl, ich solle nunmehr alle noch nötigen Befehle zur Ausführung der genehmigten Maßregeln erlassen und mich dann wieder bei ihm melden. Er wolle sich mittlerweile über das Armee-Oberkommando und die Stellenbesetzung der höheren Kommandos schlüssig machen; ich solle indes auch die übrigen Avancements ausarbeiten lassen. Er wolle mir keine Zeit für Audienzen bestimmen, sondern stets für mich sogleich zugänglich sein.

Nachdem ich nun eine Generaladjutanturoffice eingerichtet und meinen Adjutanten die nötigen Befehle und Instruktionen zur Abfassung der umfangreichen, erforderlichen Generalordres p. p. gegeben hatte, überzeugte ich mich zunächst, daß die mit dem General Müller besprochenen Anordnungen zweckmäßigst getroffen worden waren und sich alles bereits im erwünschten Gange befand.

Dann hatte ich eine Konferenz mit dem Kriegsminister, General von Brandis wegen Pferdebeschaffung und der Einrichtung, sowie der Anforderungen an ein Verpflegsdepartement.

Überall fand ich das bereitwilligste Entgegenkommen. Eine erfolgreiche Thätigkeit entwickelte sich und Mut und Zuversicht belebten dieselbe.

Ungefähr um 1 Uhr mittags konnte ich mich bereits wieder zum Vortrage und zur Entgegennahme weiterer Befehle melden.

Der König genehmigte abermals meinen Vortrag und brachte dann die Ernennung eines kommandierenden Generals, des Generalstabschefs und einiger anderer Offiziere zu höheren vakant gewordenen Kommandostellen zur Sprache. Er sagte mir, für das Oberkommando schwanke er zwischen den Generalen von Arentschildt und von Bothmer und fragte, was ich von beiden halte.

Ich erwiderte, daß ersterer von dem hochangesehenen General von Jacoby stets sehr günstig beurteilt worden sei, daß ich ihn in verschiedenen Stellungen bei Manövern sich als umsichtig und tüchtig habe bewähren sehen und daß dies im Jahre 1848 in Schleswig bei ernsteren Gelegenheiten ebenfalls sich erwiesen habe.

Den General von Bothmer kenne ich weniger, müsse aber bemerken, daß er niemals vor dem Feinde gestanden habe.

Der König entschied hierauf, daß der General von Arentschildt das Kommando der mobilen Truppen haben solle.

Sodann diktierte er mir die übrigen Ernennungen zu den höheren vakanten Posten, indem er bei einigen Persönlichkeiten meine Bedenken durch die Angabe seiner Gründe und Ansichten beseitigte. Aus dem vom Generalstabe herausgegebenen sogenannten „Offiziellen Berichte über die Kriegsereignisse zwischen Hannover und Preußen" und zwar aus den Anlagen 2 und 3, sowie aus dem Kapitel A Organisations- und Verteidigungsmaßregeln vom 17. bis 20. Juni, geht wohl ein Teil der Thätigkeit hervor, welche ich Tag wie Nacht während dieser Zeit derart andauernd entwickelte, daß ich erst am 21. in Heiligenstadt einige Stunden schlafen konnte.

In jenem „Berichte" sind aber unter A die Vorgänge in Göttingen so dargestellt, als ob der König gleichzeitig den kommandierenden General, den Chef des Generalstabes und mich in ihre Funktionen eingesetzt habe und die ganze Darstellung der Mobilisierung, der Organisation und der Aufstellung der Armee ist in einer Weise erfolgt, welche meine Thätigkeit nach Möglichkeit verschleiert und totschweigt. Noch stärker tritt dies Bestreben bei der Schilderung der ferneren Begebenheiten hervor. Ich habe von diesem Verfahren niemals die geringste Notiz genommen und bin demselben niemals entgegengetreten, weil mir am Urteil der Welt gar nichts gelegen ist.

Unter den vom kommandierenden Generale nach dem Feldzuge eingeforderten Berichten fing derjenige über mich mit folgenden Worten an:

„Die Thätigkeit und das Verhalten des Generaladjutanten Obersten Dammers während des ganzen Feldzuges und besonders in der Schlacht von Langensalza ist über jedes Lob erhaben." Der König aber ist als mein gnädigster Herr und Freund gestorben. Das genügt mir vollständig.

Erst am 18. Juni also konnte das neue Armeeoberkommando, welches bis dahin Se. Majestät selbst geführt hatte, in Funktion treten. Der König hatte den kommandierenden General dahin instruiert, daß er die Operationen und Gefechte der mobilen

Truppen selbständig anordnen und leiten, auch alle dazu notwendigen Befehle ohne Anfrage erlassen solle.

Da der König aber inmitten der Armee sei, so behalte er sich nicht nur alle politischen, sondern auch die wichtigeren militärischen Entscheidungen vor und wolle teils deswegen, teils um über alles gehörig unterrichtet zu bleiben, daß ich die Funktionen des Generaladjutanten nicht nur bei seiner Person, sondern auch bei der Armee versehen solle.

Nach Möglichkeit hielt ich mich von Anfang an nicht nur aller Einreden oder Eingriffe als Generaladjutant der Armee fern, sondern ich vermied namentlich, durch Annahme irgend welcher königlicher Gunstbezeugungen noch mehr Neid und Mißgunst zu erregen.

Ich will darüber einiges anführen, was sich darauf bezieht, denn der König wollte mir schon in den ersten Tagen seine Zufriedenheit mit meinen Leistungen auf verschiedene Weise zu erkennen geben.

Am 18. erschien mein damals 18jähriger Sohn Alfred aus Bremen plötzlich in Göttingen mit der Bitte, als Freiwilliger zur Verteidigung des Vaterlandes mitkämpfen zu dürfen. Da derselbe bislang nicht nur stets in einem Kontor beschäftigt gewesen, sondern auch in körperlicher Entwickelung zurückgeblieben und daher Marsch- und Feldstrapazen nicht gewachsen war, so verweigerte ich meine Erlaubnis und befahl ihm nach Bremen zurückzukehren.

Er hatte indes auch Gelegenheit gehabt, dem Kronprinzen seine Wünsche und meinen Entscheid mitzuteilen, welcher dem Könige davon gesagt hatte.

Dieser entschied nach Anhörung meiner Ansichten, man dürfe ein so patriotisches Beispiel umso weniger zurückweisen, da es sich um meinen Sohn handle; er wolle ihn aber sogleich zum Offizier ernennen und ich könne ihn auf meinen Stab nehmen. Es sei seine Absicht gewesen, mir einen Beweis seiner Zufriedenheit zu geben; er wolle mir zwei Pferde aus seinem Marstalle schenken, dann könne ich ihn beritten machen.

Nachdem ich Sr. Majestät unter den schuldigen Danksagungen

und Darlegung meiner der Annahme jener Gnade entgegenstehenden dienstlichen und privaten Bedenken gebeten hatte, jene Gnadenbezeugung ablehnen zu dürfen, versprach ich, meinen Sohn als Volontär und Soldaten zu Fuß in Reih und Glied am Feldzuge teilnehmen zu lassen. Mit sehr schwerem Herzen fügte ich mich dieser Notwendigkeit. Erst nach der Schlacht von Langensalza wurde er mit andern Freiwilligen zum Offizier ernannt.

Desgleichen wollte mir der König teils aus Gnaden, teils um mir mehr Autorität zu geben, den meiner Charge gebührenden Rang als Generalmajor auch als Titel verleihen. Auf mein Bitten sollte auch das verschoben bleiben, bis wir Eisenach erreicht hätten. Auch später habe ich mehrfach Ordens-Auszeichnungen, diese zwar nicht immer mit Erfolg, Geldofferten immer mit Bestimmtheit abgelehnt.

Ich will an dieser Stelle gleich noch einige Worte über meinen unglücklichen, hochverehrten König sagen, obwohl ich meine Ansicht über ihn bereits in einem Nachrufe geäußert habe, welcher in der hannöverschen Volkszeitung und in dem Groteschen Kalender von 1879 Aufnahme gefunden hat. Ich glaube nicht, daß es viele Menschen überhaupt gegeben hat, welche edler und begabter waren, als er es gewesen ist.

Sein Körper, sein Antlitz, seine Haltung waren schön und majestätisch, seine Blindheit nicht störend, auch nicht sehr auffallend.

Seine Geisteskräfte waren erstaunlich, sein Gemüt heiter und liebenswürdig, sein Herz zart, mildthätig und rücksichtsvoll, seine Absichten redliche und gerechte, seine Gedanken immer königlich, erhaben, allem Gemeinen fern und feind, seine Manieren gentlemanlike und würdevoll zugleich.

Herzlich dankbar war er für jeden persönlichen Dienst, für jede unbedeutende, selbst während Unwohlseins ihm erwiesene, also ganz natürliche Aufmerksamkeit oder Handreichung. Von den Fehlern und Schwächen, welche den Fürsten durch Geburt und Erziehung eigen sind, und welche so oft durch die Umgebung groß gezogen und vermehrt werden, klebte ihm nur sehr wenig an.

Aus seiner Blindheit machte er nie ein Hehl, wie er dessen vielfach beschuldigt worden ist; ja, er bezeichnete mir dieselbe einst

als einen unglücklichen Fehler, welcher ihn verhindere, die Absichten der Menschen und ihre Gedanken ihnen an den Augen abzulesen. Dabei waren seine übrigen Sinne so wunderbar geschärft, daß er nicht nur die Sprache, sondern sogar die Manieren bekannter Persönlichkeiten täuschend nachahmen konnte. Seine heiteren Scherze hatten übrigens niemals etwas Verletzendes, selbst wenn der Betreffende nicht gegenwärtig war: Er war ein aufrichtiger Christ und strebte als solcher bis zu seinem Lebensende mit Erfolg nach Vervollkommnung. Seine bittersten und gehässigsten Feinde beurteilte er milde.

Sein Mut und seine Fassung im Unglück waren über jedes Lob erhaben.

Nur bei zwei Gelegenheiten fiel er mir erschüttert um den Hals: bei Abschluß der Konvention von Langensalza und bei Kenntnisnahme von der beschlossenen Annexion seines Königreiches an Preußen.

Aber auch dann überwand er bald die momentane Schwäche und zeigte sich wieder entschlossen, stark und mutvoll. Er hatte einen sehr hohen Begriff vom Rechte, welchem er freilich auch eine zu große Macht beimaß. Hieraus erklären sich manche seiner Handlungen; auch auf seine Entschlüsse und sein Verhalten kurz vor und im Feldzuge 1866 hatte dieser Umstand großen Einfluß.

Er wünschte bei dem deutschen Kriege sich lediglich an das bestehende Recht zu halten und aller gewaltsamen Beteiligung fern zu bleiben.

Hiernach hatte er seine Schritte und Entscheidungen vor Ausbruch des Krieges bemessen. Aber auch nachher lag ihm noch immer der Gedanke im Sinne, womöglich allem Blutvergießen fern zu bleiben. Dadurch erklärt sich namentlich auch sein Verfahren gegenüber den während des kurzen Feldzuges gemachten und lediglich als Kriegslist anzusehenden preußischen Anerbietungen (siehe preußisches Generalstabswerk) sowie gegenüber den gothaischen Winkelzügen.

Eine von ihm seinem Kabinettssekretär, Geheimrat Lex, diktierte und eigenhändig unterschriebene Vollmacht für mich wird dies später

noch deutlicher nachweisen, als alle bislang bekannt gewordenen Thatsachen.

Man hat den König beschuldigt, er sei eifersüchtig auf seine Minister und höheren Diener gewesen, habe vielfach untergeordnete Personen gehört und Geschäfte durch sie besorgen lassen, welche er durch die dazu von ihm angestellten Diener hätte verrichten lassen müssen. Es ist hieran einiges Wahre, welches in seiner Blindheit Begründung findet, wie er es mir selbst durch eine oben erwähnte Äußerung andeutete.

Er mußte sehen durch die Augen anderer Leute, und um nicht nur durch diejenigen seiner nächsten Vertrauenspersonen zu schauen, sondern sich die Mittel zu einer freieren, selbständigeren Beurteilung zu sichern, folgte er stets einem gewissen Mißtrauen und hörte manche Personen, welche ihm besser fern geblieben wären; auch verwandte er sie dann noch wohl zu Aufträgen, für welche ihr Gesichtskreis und ihre Befähigung nicht geeignet waren. Daß dies Verfahren bisweilen seinen Zweck verfehlte, mißbraucht wurde und ihm selbst zum Schaden gereichte, ist nicht zu verkennen.

Bei Beurteilung der Meinung des Königs, daß sich vielleicht eine Art Neutralität selbst nach Ausbruch des Krieges noch erlangen lasse, darf man übrigens nicht vergessen, daß damals weder der Brief des Königs von Preußen an den General Vogel von Falkenstein vom 13. Juni 1866, also vor der bekannten Abstimmung des Bundes und zwei Tage vor der Kriegserklärung an Hannover bekannt war, wonach jener General die hannöversche Armee sofort entwaffnen sollte; noch das mit Italien geschlossene Bündnis; noch die Verabredungen des Herrn v. Bismarck mit dem Kaiser Napoleon III.

Ich will nicht leugnen, daß auch ich bisweilen unter den oben erwähnten kleinen Schwächen des Königs gelitten habe; aber dennoch betrachtete ich es als einen hellen Lichtpunkt meines Lebens, mit einem so ausgezeichneten Geiste, wie dem seinigen, in nahe Berührung gekommen zu sein und mir seine Gnade, in den letzten Jahren aus besonderem Vertrauen hervorgegangen, bis zu seinem Ende bewahrt zu haben.

Auch über den Kronprinzen und sein Verhalten während des

Feldzuges und der schweren Zeit nach demselben will ich hier gleich einige Worte sagen, da man mehrfach versucht hat, ihn zu verleumden und herabzusetzen.

Derselbe war bekanntlich ein junger Herr im 21. Jahre, dessen Entwickelung zum gereiften Manne sich naturgemäß erst später vollzogen hat. Der Prinz nahm an allen Beratungen und Vorgängen Anteil und zeigte dabei nicht nur Mut und Unerschrockenheit, sondern auch gesunden Verstand, richtigen Takt, Redlichkeit und die Gabe, Menschen zu beurteilen. Mit liebenswürdigem Frohsinn stand er seinem von ihm hochverehrten und geliebten Vater in dessen schweren Prüfungen als seine ergebenste Stütze zur Seite.

Der neu ernannte kommandierende General von Arentschildt hatte im Laufe der Jahre durch mehrfache Krankheiten und zunehmendes Alter die Festigkeit der Nerven und Glieder, sowie die Spannkraft des Geistes verloren, welche zur Durchführung seiner Aufgabe nötig gewesen wären.

Ich werde später erwähnen, bei welchen Gelegenheiten dies am stärksten hervortrat. Die nächste Folge davon war, daß er schwankend in seinen Ansichten und seinem Willen war und sich oft durch die düsteren Meinungen seines Generalstabschefs und des Major von Jacoby beeinflussen ließ. Von diesem Offizier war mir bekannt, daß er zu hypochondrischen Anschauungen neigte.

Aus diesem Grunde und da er sonst besonders brauchbar und ein bewährt tapferer Mann war, hatte ich ihn zum Generalstabsoffizier der 4. Armeebrigade (Generalmajor von Bothmer) ausersehen, wodurch er dem leitenden großen Generalstabe fern gehalten worden wäre. Seine Stelle im Generalstabe sollte nach meinem Vorschlage der äußerst tüchtige frühere Generalstabsoffizier, Hauptmann Krause, ausfüllen.

Der Oberst Cordemann trat dieser Anordnung in so heftiger Weise entgegen und reklamierte den Major von Jacoby als ihm unentbehrlich, so daß ich, wie Anlage 2 des Berichtes 2 zeigt, diesen im Generalstabe belassen und den Hauptmann Krause auf meinen eigenen Stab nehmen mußte.

Trotzdem nimmt jener Generalstabsbericht in einer gänzlich

falschen Schilderung (Seite 27) den Hauptmann Krause, welcher in meinem Gefolge, als mein Adjutant am 23. in Langensalza ankam und dort nach meinem Befehle handelte, für den Generalstab in Anspruch. Seinerzeit werde ich darüber das nähere mitteilen.

Schon in Göttingen machten sich die düsteren Anschauungen des Generalstabschefs und des Major von Jacoby so stark bei den Verhandlungen und Gesprächen im Generalkommando bemerklich, daß ich den Rittmeister von Hassel vom Generalstabe als die geeignetste Persönlichkeit dazu, förmlich beauftragte, jene Herren aufzuheitern und ihren düsteren Anschauungen entgegenzutreten.

In welchen Richtungen diese Anschauungen die übelsten Folgen hatten, will ich hier gleich erwähnen: Aufreibendes Marschieren der Armee in Gefechtsordnung, da man sich überall von überlegenen feindlichen Truppenabteilungen in großer Nähe bedroht glaubte; mangelhafte Erkundung des Feindes, wegen zu engen Beisammenhaltens der Kavallerie und der Vortruppen; mangelhafte Verpflegung; die Verkürzung des für den dritten Marschtag beabsichtigten, ja vom Könige befohlenen Marsches, sowie Änderung der Marschrichtung an diesem Tage; die Nichtbesetzung von Eisenach an diesem Tage sowohl, als auch die Nichtwegnahme dieses Ortes am vierten Tage, wonach die Verbindung mit den süddeutschen Truppen völlig gesichert gewesen wäre.

Ja, jene Anschauungen hätten fast den Verlust der Schlacht von Langensalza und statt eines einigermaßen ruhmvollen, einen schmachvollen Untergang veranlaßt.

Diese Ansichten sind freilich durch die schon einigermaßen bekannten Thatsachen genügend erwiesen; ich werde aber im Laufe meiner Erzählung noch viel nicht Bekanntes in dieser Richtung anzuführen haben. Die schwer belastenden Aussprüche will ich übrigens nicht machen, ohne der dieselben abschwächenden Umstände zugleich Erwähnung zu thun.

Der Einwirkung der körperlichen Schwächen auf den Geist sind manche Menschen in hohem Grade unterworfen, vor allem Leber- und Unterleibsleidende, mit welchen wir hier zu thun haben. Aber man sollte solche Leute stets dem Generalstabe und dem

Kommando fern halten. Ferner war die Lage der hannöverschen Armee eine so prekäre, die Nachrichten über den Feind so ungenügend und drohend, daß selbst ein an oder nahe der Spitze stehender Offizier sich bei mangelndem Gleichmut täuschen und nachteilig beeinflussen lassen konnte.

Endlich aber muß man sich fragen, was wären die militärischen und politischen Folgen unserer Verbindung mit den süddeutschen Truppen gewesen? Man kann mit fast vollkommener Gewißheit nachweisen, daß sie militärisch äußerst nachteilig, politisch ohne alle Bedeutung, wenn nicht in Rücksicht auf die königliche Familie noch übler gewesen sein würden, als dies thatsächlich nunmehr der Fall gewesen ist. Davon später mehr; weiterhin will ich zunächst wieder kursorisch erzählen, womit man dann das Vorstehende vergleichen mag.

Die Truppenabteilungen, welche nach Göttingen beordert worden waren, trafen, ebensowohl wie viele, zu einem späteren Termine einberufene Beurlaubte und Reservisten vom 16. bis inklusive den 20. Juni bei Göttingen ein, nachdem sie sich teilweise schon durch die anrückenden Preußen hatten durchschleichen müssen.

Dies gelang sogar noch dem Depot des Kronprinz-Dragonerregiments, 60 Pferde stark, welches unter Führung des Leutnants de Pottere erst am 25. bei der Armee eintraf.

Einigen entfernten Infanterie- und Artillerieabteilungen, welche in Stade, Osnabrück und Emden garnisonierten, war dies nicht mehr gelungen. Die Pferdebeschaffung und Einschirrung für die Artillerie, die Munitionserzeugung und die sonstigen zur Mobilisierung ergriffenen Maßregeln waren bis zum Abend des 19. so weit fortgeschritten, daß ich Sr. Majestät melden konnte, der Abmarsch würde nunmehr stattfinden können.

In der Nacht zum 19. auf den 20. wurde ich an des Königs Bett befohlen, woselbst ich Sir Charles Wyke traf, welchen die Königin von England mit einer Botschaft an Sr. Majestät gesandt hatte.

Derselbe war unbehindert die große Heerstraße zu Wagen von Hannover gekommen.

Aus seinen Erzählungen über die Wahrnehmungen, welche er auf seiner Reise rücksichtlich des Anmarsches der Manteuffelschen Korps gemacht hatte, war zu entnehmen, daß ein Angriff desselben in den nächsten Tagen höchst unwahrscheinlich war.

Als Sir Charles entlassen war, beriet der König mit mir nochmals den Aufbruch und die einzuschlagende Richtung, über welche — wie auch der offizielle Bericht anführt — in dem Hauptquartiere des kommandierenden Generals verschiedene Ansichten herrschten.

Der König befahl mir, den kommandierenden General zum schleunigsten Abmarsche aufzufordern, die am 20. noch nicht eingetroffenen Abteilungen sollten nicht mehr erwartet und die Gewinnung Eisenachs in kürzester Frist erstrebt werden, wie mein erster Vorschlag besagte; falls derselbe nicht infolge von neueren Nachrichten über den Feind geändert werden müsse.

Diesen königlichen Befehl überbrachte ich dem kommandierenden General, sobald mich der König entließ, welcher trotz der nächtlichen Störung in heiterer Laune und Zuversicht seine Entschlüsse faßte.

Obgleich dies beim kommandierenden General keineswegs der Fall war, so zeigte sich derselbe doch sofort bereit, den Befehl auszuführen und seine Anordnungen zu treffen. Dennoch brachte man den ganzen 20. damit zu, Ordres und Konterordres zu geben, wie der Generalstabsbericht ausführlicher selbst angibt.

Diese Thatsache hatte ihren Grund in den Schwankungen der Ansichten des Generalstabschefs und der Unselbständigkeit des kommandierenden Generals, welchem — wie schon früher erwähnt — der König freie Hand für seine Entschlüsse zugesichert hatte.

Der Chef des Generalstabes bestand anfangs auf den Marsch durch einen armen defileeartigen Teil Hessens, hatte auch die dazu nötigen Ordres bereits erlassen.

Die Gründe, welche endlich doch wieder zur Annahme der von mir schon am 17. Juni dem Könige vorgeschlagenen und von ihm genehmigten Marschrichtung führten, hatten in keiner Weise

eine Änderung erlitten, wie man aus dem Berichte des Generalstabes entnehmen kann.

Auf dem Wege über Witzenhausen konnte der Feind, welchem zwei Eisenbahnen und mehrere Telegraphenlinien zu Gebote standen, uns sehr leicht von Kassel aus den Weg verlegen, mindestens uns aufhalten, bis wir von allen Seiten mit überlegenen Kräften angegriffen wurden. Ferner konnte, ja mußte der Feind dann sogleich unser Operationsziel erkennen. Endlich war auf dem Wege die Verpflegung schwierig, bei Aufenthalt sogar unmöglich. Das Resultat des Hin und Her war ein ganzer Marschtag (also ein sehr bedeutender) Verlust. — Endlich brach man denn am 21. auf. Die Marschanordnungen, noch mehr die Leitung waren schon an diesem Tage so, als ob man jeden Augenblick angegriffen werden könnte. Man hätte schon vielfache Marscherleichterungen eintreten lassen können.

In Heiligenstadt legte ich mich zuerst wieder zu Bett, um mit ruhigem Gemüte einige Stunden zu schlafen.

Um Mitternacht aber wurde ich bereits wieder durch meinen persönlichen Adjutanten, den Leutnant von Klenck geweckt, welcher den Obersten Cordemann an mein Bett führte. Dieser teilte mir in großer Aufregung mit, ein Spion, welchem er Vertrauen schenke, habe ihm die Nachricht überbracht, es sei von Nordhausen aus eine preußische Truppenabteilung aufgebrochen, um den König in Mitte seiner Armee aufzuheben.

Ich möge ihm meine Ansicht über die zu ergreifenden Maßregeln sagen, sowie auch darüber, ob ich Se. Majestät benachrichtigen wolle, daß man einen Überfall Heiligenstadts erwarte.

Ich erklärte ihm unter Angabe meiner Gründe nach kurzer Überlegung, daß ich die Nachricht durchaus bezweifle, schon eine solche Absicht des Feindes — noch mehr deren Ausführung — für unmöglich halte. Se. Majestät würde ich keineswegs wecken, bäte aber, mich wissen zu lassen, wo die Vorposten ständen, wie stark dieselben seien und welche Sicherheitsmaßregeln außerdem angeordnet wären.

Er erwiderte, er wisse dies selbst nicht! er habe die Sicher-

heitsmaßregeln den Kommandeuren der einzelnen Abteilungen überlassen!

Ich riet zum häufigen Absenden von Patrouillen auf größere Entfernungen, Besetzung der Zugänge des Ortes durch Wachen und Posten, sowie Aufstellung eines stärkeren Reservepikets, was alles in dem stark bequartierten Orte auch noch in der Nacht leicht anzuordnen war, insofern die Brigadiere nicht schon genügende derartige Anordnungen getroffen hätten. Auch ließ ich den Kommandanten der Stabswache noch besonders zur Wachsamkeit auffordern.

Die Nacht verlief, wie ich vorausgesehen, vollständig ruhig, vom Feinde keine Spur.

Am 22. marschierte die Armee nach Mühlhausen und Umgegend. Bei der großen Hitze, welcher einige Soldaten zum Opfer fielen, machte sich die unzweckmäßige und unnötige Gefechtsbereitschaft, in welcher die Armee marschierte, ganz besonders nachteilig und aufreibend fühlbar.

Die Mannschaften waren so voll guten Mutes und Eifers, daß sie zwar mit Freuden bis zur äußersten Grenze der Kräfte aushielten; aber die Erschöpfung und Überanstrengung war leicht zu erkennen, zumal auch die Verpflegung teilweise sehr mangelhaft gewesen war.

Irrige Ansichten der Leitenden über die Nähe des Feindes, bestärkt durch falsche Nachrichten und Meldungen waren der Grund ihrer unrichtigen Maßregeln.

Ich durfte diese Umstände selbstverständlich dem Könige nicht verschweigen und erhielt von Sr. Majestät den Befehl, die Sache nach der Ankunft in Mühlhausen und nach der Tafel mit dem kommandierenden General zu besprechen und ihn aufzufordern, Maßregeln zur Abstellung dieser Übelstände und zur Erleichterung der Mannschaft zu ergreifen.

Insoweit dies durch Erleichterung des Gepäcks der Mannschaft geschehen konnte, war bereits am 21. auf dem Marsche vom Könige die Erlaubnis erteilt, alles zurückzulassen, was der Mann entbehren konnte. Ich mußte daher versuchen, den kommandierenden General

zur Änderung seiner Ansichten über die Nähe des Feindes und zu durchgreifenden Maßregeln für eine bessere Verpflegung zu veranlassen.

Als ich mich gegen Abend, — wir waren erst spät nachmittags in Mühlhausen eingetroffen, — zu obigem Zwecke beim General meldete, fand ich ihn und die maßgebenderen Personen seines Stabes, in größter Aufregung und Meinungsverschiedenheit.

Es waren nämlich in dem bewaldeten Bergrücken, der Hainich, preußische Patrouillen gesehen und auf Grund dieser Beobachtung die Meldung gemacht worden, dieser ganze Terrain-Abschnitt, welcher in der Richtung auf Eisenach passiert werden mußte, sei vom Feinde besetzt.

Man schloß, wenn wir dort aufgehalten würden, müsse man schon am Verpflegungsmangel zu Grunde gehen; da man nichts zu leben bei sich führte und rücksichtlich des Requirierens noch von Friedensideen befangen war, daher sich durch allerlei Bedenken zurückhalten ließ, die notwendigen und zweckentsprechenden Maßregeln zu ergreifen.

So stritt man sich denn darüber, ob man eine andere Richtung einschlagen oder gar stehen bleiben, sich in Mühlhausen verschanzen und dort dem erwarteten Angriffe begegnen sollte!

Außer diesen Sorgen hatte man den General noch mit einer Beschwerde geplagt, daß ich in die Operationen dieses Tages eingegriffen hätte und gebeten, daß mir dieses untersagt werde.

Ich war starr vor Erstaunen über diese mir völlig unbewußte Handlung, bis der General mich über den Vorgang aufklärte. Der Fall war folgender:

Als ich mit Sr. Majestät und dessen Suite durch Dingelstädt gekommen war, wurden wir durch eine, in einem Hohlwege steckende Infanteriekolonne, die letzte Reserveabteilung, am Weiterreiten verhindert.

Diese Kolonne hatte Befehl zum Halten, während das vorseiende Terrain nach dem weit entfernten Feinde durchsucht wurde.

Diese Infanterie stand in der glühendsten Sonnenhitze unter Gewehr in dieser Vertiefung, wohin kein Lüftchen drang. Ich

befahl, daß die Kolonne das Defilee frei machen solle, damit Se. Majestät passieren könne, zu welchem Zwecke sie etwa 10 Schritt seitwärts aufs freie Feld zu rücken hatte.

Dort solle der Mannschaft verstattet werden, sich niederzulegen, die Berittenen absitzen. Das war mein Eingriff in die Operationen!

Selbstverständlich bestand ich auf meinem völligen Rechte zu solchem „Eingriffe" und man bewilligte es mir.

Ich machte nun den General mit meinem Auftrage bekannt, bestand darauf, daß wir direkt nach Eisenach marschierten, die Kavallerie nach allen Seiten weiter vorgreife und die Verpflegung energischer gehandhabt würde.

Der General pflichtete mir auch vollkommen bei, so lange wir unter vier Augen blieben und nachdem er einen schwachen Moment überwunden hatte, in welchem er meinte, die Aufgabe gehe über seine Kräfte, er müsse den König um Enthebung vom Kommando bitten.

Als dann die Beratung in Gegenwart des Obersten Cordemann, Oberstleutnant Rudorff und Major von Jacoby ihren Fortgang nahm, wurden die vorhin erwähnten Bedenken und Ansichten vorgebracht.

Nach langer Diskussion entschied sich der General, den folgenden Tag nach Langensalza zu marschieren, von wo man dann immer noch nach Eisenach gehen, oder eine andere Richtung wählen könne.

Damit aber die Armee mit jeder Marscherleichterung und ohne Sorge, auf den Feind zu stoßen, — marschieren könne und ausreichend verpflegt würde, wurde mir gestattet, in der ersten Frühe des folgenden Morgen mit einer Schwadron Husaren voraus zu gehen und die zu vorstehenden Zwecken erforderlichen Maßregeln zu ergreifen.

Se. Majestät gab mir hierzu ebenfalls die nötige Erlaubnis; daher war ich denn am folgenden Marschtage nicht bei der Armee, nicht gegenwärtig bei der verhängnisvollen Absendung des Major von Jacoby nach Gotha.

Am 23. früh brach ich mit meinem Stabe und einer Schwadron

Husaren nach Langensalza auf, wohin wir in kurzer Zeit, fast nur Trab reitend, und uns mit Absuchen nach einem sicher abwesenden Feinde nicht aufhaltend, gelangten, ohne auch nur eine feindliche Patrouille erblickt zu haben.

Unterwegs war mir nur ein nicht nennenswerter Aufenthalt durch den Generalmajor von Bothmer, Kommandeur der 4. Armeebrigade bereitet worden.

Dieser General, welchen ich zwischen Mühlhausen und Höngeda antraf, klagte mir, seine Leute hungerten und könnten nicht mehr vorwärts, es sei nichts zum Leben vorhanden!

Ich wies auf das vor uns liegende große Kirchdorf Höngeda hin und versicherte, ich würde seine ganze Brigade binnen ganz kurzer Zeit aus jenem Orte verpflegen, er möge nur Fouriere und Mannschaften vorsenden, um die Lebensmittel in Empfang zu nehmen.

Im Vorreiten instruierte ich einige meiner Adjutanten, auf welche Weise und unter welch' bei solchen Gelegenheiten notwendigen Drohungen, sie gegen Bons alles Eßbare und genügendes Vieh fouragieren und auf gewisse Plätze verteilen sollten, von wo die Truppen es in Empfang nehmen könnten.

Einige Ordonanzen und Husaren wurden ihnen zugeteilt, während ich selbst mit dem Adjutanten, Hauptmann Krause und Leutnant von Klenck weiterritt.

Vor Langensalza angekommen, beauftragte ich ersteren mit Durchsuchung des Ortes, Zerstörung der Telegraphenlinien und Aufstellung einer Beobachtungslinie um den Ort, vorzugsweise um allen Verkehr nach dem Feinde zu verhindern.

Indessen hatte ich, da der Bürgermeister selbst sich entfernt haben sollte, dessen Stellvertreter vor die Stadt kommen lassen, um ihm die sofortige Errichtung eines Magazins an Fleisch, Speck, Wurst, Gemüsen und Fourage für 20 000 Mann und 3000 Pferde auf zwei Tage aufzutragen und ihm außerdem Nachricht über die bevorstehende Ankunft der Armee, die Besetzung Langensalzas durch einen größeren Teil derselben, sowie dessen notwendige Bequartierung und Verpflegung zu geben.

Man zeigte sich durchaus bereit, alles nach Wunsch auszurichten, beeilte sich auch so mit der Ausführung ersterer Maßregel, daß ich dem Könige und dem kommandierenden General noch eine ziemliche Strecke entgegenreiten und den Erfolg der getroffenen Anordnungen melden konnte.

Der König teilte mir noch unterwegs mit, es sei ein preußischer Parlamentär (von Gotha aus) unterwegs bei der Armee angelangt, welcher vom General von Moltke die Aufforderung zur Kapitulation überbracht habe, da wir von 60000 Mann preußischer Truppen umstellt seien.

Der König hatte zur Aufklärung und Erkundigung über die nicht ordnungsmäßige Sendung des Überbringers jener Aufforderung (Hauptmann von Zielberg) den Oberstleutnant von Bock, einen einsichtigen, zuverlässigen Offizier nach Gotha senden wollen. Aber der kommandierende General hatte auf Vorstellung des Obersten Cordemann gewünscht, daß der Major von Jacoby vom Generalstabe hingesandt würde, da dieser die Situation besser würde beurteilen können, als jener Oberstleutnant.

Der König hatte dies leider genehmigt.

Im Hauptquartier des kommandierenden Generals fanden wieder lebhafte Erörterungen und Schwankungen über die Richtung des Weitermarsches statt, wobei die Ansichten über eine Umzingelung durch den überlegenen Feind noch immer eine große Rolle spielten.

Es war nur das wahrscheinlich, daß der Feind von allen unsern getroffenen Anordnungen und Maßregeln alsbald Kunde erhielt; deswegen wurde denn auch endlich keine Friedensdisposition für den folgenden Tag ausgegeben, sondern nur die Rendezvousstellungen der Brigaden bestimmt, woselbst sie weitere Befehle empfangen sollten.

Der General hatte sich nachmittags entschlossen, nach dem ursprünglichen Plane am 24. Eisenach zu nehmen. Der offizielle Bericht des Generalstabes sagt, es sei dies abends infolge einer Meldung des Leutnants von Ahlefeldt geschehen, welcher Eisenach am 23. völlig unbesetzt gefunden hatte. Dieser Offizier hatte wirk-

lich Eisenach abpatrouilliert und völlig unbesetzt gefunden, auch am Abend jene Meldung gemacht; eine ganz eklatante Bestätigung und Rechtfertigung meiner Ansichten und Wünsche.

Aber von dieser Meldung erfuhren weder der König noch ich nur ein Wort; selbst nicht am schweren Entscheidungstage am 24., ja, nicht einmal in der dann folgenden Zeit.

Erst während des Sommers in Hannover hörte ich zufällig von dieser Thatsache, erörterte sie dienstlich und sandte die Schreiben des Leutnants von Ahlefeldt und meinen Bericht nach Hietzing an Se. Majestät.

Endlich war der 24., der Tag angebrochen, an welchem meiner Überzeugung nach die Armee aus ihrer schwierigen Lage befreit und in eine gesichertere Operationsstellung mit erreichbarer Basis gelangen würde. Der Aufbruch war je nach den Entfernungen der Abteilungen auf 5 und 4 Uhr morgens angeordnet.

Kurz vor dem beabsichtigten Aufbruche des königlichen Hauptquartiers ließ mich Se. Majestät rufen.

Der kommandierende General war mit dem von Gotha zurückgekehrten Major von Jacoby zum Könige behufs Abstattung von Meldungen gekommen.

Infolge dieser hatte der König den Kriegsminister und mich, sowie einige andere nicht militärische Personen seiner Umgebung versammelt, um zunächst die Meldungen jener beiden Offiziere anzuhören. Der General zuerst aufgefordert, trug vor, daß er infolge der Meldungen des Major von Jacoby den Vormarsch der Armee sistiert habe; man stehe offenbar vor äußerst verteidigungsfähigen und stark besetzten Positionen. Es müsse also bei weiterem Vorrücken bald zu Gefechten kommen, während deren wir in den Flanken angefaßt und wahrscheinlich auch im Rücken durch das Manteuffelsche Korps angegriffen werden würden.

Der Major von Jacoby habe deswegen Verhandlungen eingeleitet. Wenn erst Blut geflossen sei, so würde alles aus sein! Er bäte daher Se. Majestät wolle die Sistierung des Vormarsches und die Fortsetzung der Verhandlungen genehmigen!

Der Major von Jacoby bestätigte und verstärkte diese Dar-

stellung durch die Beschreibung alles dessen, was er an Positionen und feindlichen Truppen gesehen haben wollte. Der Eindruck seiner Auseinandersetzungen war ein solcher, daß alles schwieg, als der König allgemein fragte: „Was sagen Sie dazu?" Dann forderte der König mich persönlich auf, mich über die Vorträge zu äußern.

Ich erklärte in den bestimmtesten Worten, daß ich nur annehmen könne, daß der Major von Jacoby sich geirrt habe. Ich wisse nicht, woher dort eine so starke feindliche Macht kommen solle. Übrigens wollten wir ja gar nicht nach Gotha.

Vor allen Dingen sei ich gegen Sistierung des Vormarsches und sollten uns feindliche Kräfte in größerer Zahl entgegentreten, so müßten wir sie schlagen. Stillstand hielte ich gleichbedeutend mit dem Untergange; ja ich sei gegen alles Zögern. Der General und der Major verfochten nun sehr lebhaft ihre Ansichten.

Endlich entschied der König, ich solle sogleich nach Gotha fahren und mich genau überzeugen, ob der Major von Jacoby richtig geurteilt habe. Zu diesem Zwecke solle ich die Verhandlungen fortsetzen und wenn ich mich von der Richtigkeit der Jacobyschen Angaben überzeugt hätte, einen Vertrag für den freien Durchzug nach Süden abschließen, so gut ich ihn zu erhalten vermöge.

Der Vormarsch der Armee solle währenddessen sistiert bleiben. Ich erwiderte Se. Majestät, ich bäte dringend, einen andern Offizier mit solchem Auftrage betrauen zu wollen, da ich durchaus nicht jene Anschauungen teile und namentlich gegen alles Kapitulieren unter irgend welcher Form sei. „Gerade deswegen sollen Sie hin!" entschied der König.

Den Major von Jocoby sollte ich mitnehmen, da er mich am besten auf dasjenige aufmerksam machen könne, was seine Behauptungen zu begründen vermöchte.

Übrigens sollte mir der kommandierende General eine Vollmacht und Legitimation für den kommandierenden preußischen General mitgeben, auf Grund deren ich als befugt zu Unterhandlungen mit jenem General von demselben anerkannt werden könnte.

Der Gedanke, daß wir es lediglich mit einer Kriegslist zu

thun hätten und daß ich mir die Möglichkeit sichern müsse, zu jeder Zeit der mir befohlenen Unterhandlungen, den Versuch machen zu können, die Armee wenigstens wieder zum Vormarsche zu bringen, beherrschte mich selbst in diesem Augenblicke.

Ich bat daher um die Genehmigung, auch noch den Hauptmann Krause, einen meiner Adjutanten mitnehmen zu dürfen. Dies wurde genehmigt, ein höchst glücklicher Umstand für mich — wie man später sehen wird.

Der König hatte schon die Bereitstellung einer königlichen Equipage mit vier Pferden befohlen, der kommandierende General stellte mir sogleich Vollmacht und Legitimation für den kommandierenden feindlichen General aus, und so konnte ich mich nach sehr kurzer Zeit bei Sr. Majestät abmelden.

Der König erteilte mir noch den Befehl, mich jedenfalls möglichst genau und eingehend von den Verhältnissen auf feindlicher Seite zu unterrichten, auch behalte er sich selbstverständlich für alle meine Abmachungen die Ratifikation vor, so daß ich nichts definitiv abzuschließen habe.

Man kann sich denken, mit welchen Gefühlen ich abfuhr. Aber als ich die feindlichen Vorposten, die von Jacoby als formidabel angesehenen Positionen erblickte, die Anordnungen feindlicherseits sah, bestärkte das alles bereits meine stets gehegten Ansichten; meine Hoffnung auf einen guten Verlauf der Dinge wuchs.

Bei den Vorposten erschien ein preußischer Oberst von Fabeck, welcher sich als Vorpostenkommandant nannte.

Ich machte ihm die Mitteilung, daß ich eine an den kommandierenden General gerichtete Vollmacht und Legitimation bei mir habe; ich bäte, mich zu demselben geleiten lassen zu wollen.

Er erwiderte, der kommandierende General sei augenblicklich abwesend, das Kommando habe indessen der Herzog von Koburg und Gotha; zu diesem wolle er uns geleiten.

Dieser Umstand sowohl, als meine Wahrnehmungen unterwegs (man verband uns die Augen nicht) überzeugten mich immer mehr, daß sich Jacoby getäuscht habe; zudem wollten wir ja gar nicht nach Gotha.

Als wir also nach diesem Orte hineinfuhren, gab ich meinen beiden Offizieren diese Überzeugung zu erkennen und instruierte sie folgendermaßen:

„Nach meiner Instruktion solle ich mich möglichst ausführlich von dem Stande der Dinge auf feindlicher Seite und namentlich auch davon zu überzeugen suchen, was mir von den Anschauungen Jacobys und von den Behauptungen des Feindes thatsächlich begründet und wahr erscheine.“

Ich glaube nun zwar nach dem wenigen bis jetzt Gesehenen, daß wir uns lediglich einer Kriegslist gegenüber befänden.

Es würde hauptsächlich auf meine Besprechung und die ersten Eindrücke beim kommandierenden General ankommen, ob ich in dieser Ansicht bestärkt werde. Für den Fall, daß ich meine Meinung bestätigt fände, wolle ich zwar die Verhandlungen fortsetzen, um mich gründlichst von der so wichtigen Sachlage zu überzeugen; aber vor allen Dingen komme es offenbar darauf an, daß die Märsche und Operationen fortgesetzt würden. Da es nun wahrscheinlich sei, daß ich Krause nicht mit zu der bevorstehenden Verhandlung nehmen und auch nicht wiedersehen könne, so gebe ich ihm hiermit folgenden Befehl: „Sobald ich ihm sagen ließe, er solle zu Seiner Majestät zurückeilen und unsere Ankunft in Gotha, sowie den Beginn weiterer Unterhandlungen melden, habe dies den Sinn: „Daß ich Seine Majestät dringendst bitten ließe, sogleich den Vormarsch der Armee auf Eisenach fortsetzen zu lassen.“

Ich würde dann nach möglichst kurzer Zeit die Verhandlungen völlig abbrechen und ihm folgen.

Ich will gleich bemerken, daß ich schon nach kurzer Zeit der Unterhaltung mit dem Herzog von Gotha die Überzeugung gewann, ich könne Krause unbedenklich absenden. Seine Rückkehr nach Langensalza wurde mir zugestanden, der Major von Jacoby hat meinen Befehl dazu ihm selbst überbracht und der Hauptmann Krause hat meine Bitte dem Könige ganz im Sinne der von mir erteilten Weisung vorgetragen.

Ich sandte Krause schon um 10 Uhr ab und setzte dann die

Verhandlungen, welche von vornherein als unergiebig erscheinen mußten, bis zu dem Zeitpunkte fort, an welchem Krause etwa beim Könige in Langensalza angelangt sein konnte; den Abbruch der Verhandlungen hatte ich im voraus aus jenem Grunde auf 12 Uhr festgesetzt.

Ich hatte dann zur Abreise mehrfach und energisch meinen Wagen und Geleit zu verlangen.

Als der Wagen endlich vor der Thür stand, ließ mich der Herzog noch einmal zu sich befehlen und versuchte einen Waffenstillstand zu erlangen, bis eine Antwort auf seine Vorschläge von Berlin einträfe. — Diese Antwort kam indessen in dem Augenblicke meiner Abfahrt mit den unbestimmten Worten: „Ein Generaladjutant ist unterwegs, um sich die Befehle Se. Majestät des Königs von Hannover zu erbitten." — Nun wurde neuerdings gothaischerseits auf eine Waffenruhe gedrungen gegen die Verpflichtung des Herzogs, daß die Verzögerung in unseren Operationen nicht dazu benutzt werden solle, um Truppen auf der Eisenbahn heranzuziehen.

Meine Verhandlungen mit dem Herzoge sind ja nun hinreichend bekannt, obgleich man von gothaischer Seite wiederholt über dieselben Unwahrheiten verbreitet hat. — Diese liefen darauf hinaus, sich selbst als Leute, welche im loyalsten Sinne gegen die Hannoveraner gehandelt hätten — den Herzog sogar als unbeteiligten Fürsten, als Privatmann, als Patrioten, aber nur nicht als preußischen General darzustellen, mich dagegen als einen wortbrüchigen Mann, welcher mit ihnen einen Waffenstillstand abgeschlossen habe, der nicht innegehalten worden sei. Ja, man hat sogar versucht der Welt glauben zu machen, daß ich es gewesen sei, der diesen Waffenstillstand verlangt habe.

Ich will ganz davon absehen, daß ich von Haus aus unter allen Verhältnissen gegen jede Verzögerung oder gar Einstellung der Operationen eingetreten bin aber zur Klarstellung der Unwahrheit obiger Zumutung mögen folgende Bemerkungen genügen:

Ein Waffenstillstand wird naturgemäß nur von demjenigen angestrebt, der durch denselben einen Vorteil erwartet. Daß der

Feind durch Verzögerung unserer Operationen und durch Abschluß einer Waffenruhe nicht nur einen Vorteil, sondern die Rettung aus einer unhaltbaren Situation erwartete, — ferner, daß ihm ein Waffenstillstand in gar keiner Richtung Nachteil, sondern durch das Anrücken seiner Truppen ꝛc. nur Vorteil bringen konnte, — endlich daß diese Lage der Dinge dem Herzog damals vollkommen bekannt war, ist durch sein eigenes Vorgehen, seine Hilfe requirierenden Telegramme und durch offizielle Aktenstücke vollkommen erwiesen. — Anderseits ist konstatiert, daß ich — weil ich mich über diese Situation keineswegs täuschte — bereits angeregt hatte, noch heute Eisenach zu besetzen und daß ich die Besetzung dieses Ortes im Verlaufe des Nachmittags erwartete.

Unter diesen Verhältnissen war es demnach für mich weder wünschenswert noch möglich, einen Waffenstillstand selbst zu verlangen oder gar wie behauptet worden ist, nach 12 Uhr mittags abzuschließen.

Man scheint sich überhaupt erst nachträglich entschlossen zu haben, von einer damals vereinbarten Waffenruhe zu reden. — Als z. B. der Rittmeister von der Wense bald nach meiner Abfahrt in Gotha ankam und den Abbruch aller Verhandlungen auf Befehl des Königs meldete, ist weder vom Herzoge noch sonst der erfolgte Abschluß einer Waffenruhe erwähnt worden, obgleich der Rittmeister von der Wense, wie er in seinem de dato Holdenstedt, den 29. Januar 1869 an den Archivrat Onno Klopp gerichteten Briefe bestätigt — auf seine eigene Verantwortung hin — dem Herzoge die Mitteilung machte, daß der Angriff auf Eisenach um 3 Uhr ausgeführt werden würde. — Auch das später zur Sprache kommende verhängnißvolle Telegramm des Major von Jacoby enthält nicht die leiseste Andeutung einer Waffenruhe und derselbe hat sich auch in seiner öffentlichen Verteidigungsschrift (welche in der neuen hannöverschen Zeitung Nr. 407 vom 1. September 1866 abgedruckt ist) — nicht auf den erfolgten Abschluß einer Waffenruhe berufen. — Gothaischerseits ist auch nicht einmal der Versuch gemacht worden, die vorerwähnte sogenannte Gegenleistung zu erfüllen, denn es ist ja allgemein bekannt, daß der Herzog von

Koburg damals in keiner Weise den Zuzug preußischer Abteilungen verzögert, sondern deren Heranziehung im Gegenteil möglichst beschleunigt hat.

Will man sich übrigens noch näher über diese Angelegenheit unterrichten, so lese man die veröffentlichten Schreiben des Herzogs von Gotha, seines Ministers von Seebach, des Archivrats Onno Klopp und die Schwurgerichtsverhandlung in München vom 23. Juli 1868 in Sachen des Herzogs von Koburg und des Redakteurs Zander. — Das wesentlich Thatsächliche der Sachlage faßt der von der kriegsgeschichtlichen Abteilung des großen preußischen Generalstabes redigierte „Feldzug von 1866 in Deutschland in zwei kurze Sätze zusammen: „Nachdem Se. Hoheit der Herzog von Gotha sich bereits früher für Preußen erklärt hatte, wurde am 21. dessen Füselierregiment u. s. w." (Seite 58 und Seite 65) „Auf die ganz unannehmbaren Forderungen des Königs Georg war man in Berlin freilich nicht, wohl aber gern auf Verhandlungen überhaupt eingegangen. Man hoffte, während derselben würden die von allen Seiten anrückenden preußischen Abteilungen zu einer solchen Überlegenheit zu versammeln sein, daß dadurch die hannöverschen Truppen der Pflicht von selbst überhoben würden, bloß für die Ehre der Waffen ein hoffnungsloses Gefecht zu liefern."

Ich ging natürlich weder auf einen Waffenstillstand noch auf den Vorschlag ein, den Generaladjutanten des Königs von Preußen in Gotha zu erwarten. — Ich ließ mich überhaupt nicht länger halten, sondern gab nur infolge der gemachten Einwendungen die Zusage, daß Gotha im Verlaufe des heutigen Tages nicht angegriffen werden solle. — Ferner gestattete ich, daß Jacoby in Gotha bleibe, um den erwarteten Generaladjutanten des Königs von Preußen zum Könige von Hannover zu führen.

Die Zusage, daß Gotha im Verlaufe des Tages nicht angegriffen werden solle, konnte ich ohne Bedenken geben, da wir es ja überhaupt nicht angreifen wollten.

Jacoby mußte ich in Gotha lassen, weil ich kein Recht hatte, den Abgesandten des Königs von Preußen zurückzuweisen, und weil Jacoby wußte, daß wir nicht mehr in Langensalza, sondern

in Eisenach sein würden, was dem Feinde selbstverständlich zu verheimlichen war. Ich gab Jacoby noch die bestimmte Instruktion, alle Mitteilungen und Forderungen des Feindes nur ad referendum zu nehmen, und den erwarteten General über Langensalza nach Eisenach zum Könige zu geleiten. Er war also vollständig instruiert. Daß derselbe später, wie man sehen wird, nicht nur meinem ganzen Verfahren, dessen Zeuge und Mitwisser er war, und meinen Instruktionen, sondern sogar dem direkten Befehle des Königs zuwider gehandelt hat, kann nur durch seinen Gesundheitszustand, seine Geistesstimmung, ich möchte sogar sagen, „temporäre Verwirrung“ erklärt werden.

Als ich bereits auf halbem Wege zwischen Gotha und Langensalza war, sprengte der Rittmeister von der Wense mit dem Befehle des Königs an meinen Wagen, Jacoby und ich sollten sofort nach Langensalza zurückkehren, die Armee sei bereits wieder im Marsche. Ich erwiderte: „Ich weiß, führen Sie den königlichen Befehl nun auch rücksichtlich Jacobys aus und holen Sie ihn von Gotha zurück.“

Wense hat diesen Befehl überbracht, Jacoby hat demselben nicht gehorcht. Er ist nicht nur dort geblieben, sondern hat auch noch später die verhängnisvolle Depesche auf Andrängen des Herzogs von Gotha abgesandt, welche zur Folge hatte, daß die Besetzung von Eisenach und der Marsch der Hannoveraner nach Bayern unterblieb.

Den König traf ich noch in Langensalza, wo ich ihm ausführlichen Bericht über den Verlauf meiner Sendung und über meine Handlungen und Maßregeln machte. Der König sprach mit so herzlicher und gnädiger Dankbarkeit und Freude seine völlige Zustimmung zu dem allen aus, daß ich noch bis längere Zeit nach dem Feldzuge der Meinung gewesen bin, er habe in Folge meiner durch Hauptmann Krause übermittelten Bitte die Armee wieder auf Eisenach in Marsch setzen lassen.

Dies war aber schon kurz vor Ankunft Krauses in Folge einer Rekognoscierung des Oberstleutnant Rudorff vom Generalstabe geschehen. Dieser Offizier hatte am Morgen des 24. Eisenach

fast unbesetzt gefunden und dem Könige hiervon sogleich direkte Meldung gemacht, worauf Sr. Majestät den Angriff jenes Ortes und unsere Zurückbeorderung von Gotha, sowie den Abbruch aller Unterhandlungen befohlen hatte.

Sobald ich dem Könige Bericht erstattet und sein gnädiges Lob empfangen hatte, bat ich ihn, nunmehr sogleich nach Eisenach vorauseilen zu dürfen, da dieser Ort (es war gegen 2 Uhr) etwa um 3 oder 4 Uhr genommen sein würde, und es von Wichtigkeit sei, daß dort sogleich die nötigen Maßregeln zur Sicherstellung Sr. Majestät Hauptquartier getroffen würden. Auch möchte ich mich dort zur Verfügung des kommandierenden Generals halten.

Nach Genehmigung dieser Bitte und erhaltener Instruktion über die weiteren Allerhöchsten Absichten, warf ich mich sogleich auf ein Pferd und ritt, begleitet von meinem persönlichen Adjutanten von Klenck und dem Grafen Oskar Hardenberg, so rasch es bei der wieder sehr großen Hitze möglich war, gen Eisenach.

Nachdem etwa $^2/_3$ des Weges zurückgelegt war, konnten unsere Pferde nicht mehr so schnell vorwärts, als ich wünschte.

Hardenberg erlangte daher einen leichten Gutswagen mit zwei frischen Pferden, welchen er selbst kutschierte und welcher uns schnell vorwärts brachte, während unsere Diener die ermatteten Pferde langsam nachführten.

Nahe vor Eisenach kam uns plötzlich die Brigade Bülow zu meinem größten Erstaunen, ja Schrecken, entgegen. Dieselbe hätte längst im Besitze Eisenachs sein müssen.

Meine anfängliche Meinung, daß dieselbe von überlegenen feindlichen Streitkräften geschlagen sei, wurde alsbald durch einen Stabsoffizier entkräftet, welcher mir die unerklärliche Meldung machte, es sei ein Vertrag mit Preußen und ein Waffenstillstand bis zum folgenden Morgen 8 Uhr durch den Obersten und Brigadekommandeur von Bülow abgeschlossen, infolgedessen man sich von Eisenach zurückziehe.

Die enge Straße war von der in einer Kolonne marschierenden Brigade vollgestopft; es war nur schwer auf der gefüllten Chaussee voranzukommen.

Ich gab daher zunächst im Namen des Königs per Paßparole den Befehl nach der Tête zur Umkehr und zum Wiedervormarsch der Brigade, da der Vorgang offenbar durchaus gegen den Willen des Königs war; es wurde mein Befehl auch sogleich befolgt, aber es währte begreiflich längere Zeit, bis ich selbst mich bis an die Tête zu dem Brigadier von Bülow durchgearbeitet und ihn von der Sachlage unterrichtet, sowie seine Meldung angehört hatte.

Dieselbe lief darauf hinaus, daß er in Folge eines ihm von dem Major von Jacoby aus Gotha übersandten Telegrammes wie geschehen gehandelt habe, welches befohlen hätte, Feindseligkeiten seien zu vermeiden. Ich erwiderte ihm, ich komme direkt von Sr. Majestät, sei mit dessen Befehlen versehen und müsse darauf bestehen, daß der von ihm (Bülow) geschlossene Waffenstillstand jenen Befehlen direkte zuwiderlaufe. Er müsse daher den Feind benachrichtigen, daß der Abschluß des Waffenstillstandes nicht genehmigt sei und daher ungiltig wäre. Er solle sofort angreifen, das Telegramm aus Gotha beruhe offenbar auf einer Kriegslist des Feindes oder mindestens auf Mißverständnissen.

Bülow erklärte sich bereit, meinem Verlangen zu entsprechen. Während wir gerade mit dieser Diskussion zu Ende kamen, erschien der kommandierende General mit seinem Stabschef und einigen Adjutanten.

Er ließ sich über die Sachlage Bericht erstatten und wies dann meine Einsprache mit den Worten zurück: „Ich bin kommandierender General und entscheide, daß der Waffenstillstand bis morgen Früh um 8 Uhr zu halten ist; Sie mögen ihn selbst bei den Vorposten auf diese Zeit kündigen."

Ich besorgte dies sogleich, indem ich den Kommandanten der preußischen Truppen, Obersten von Osten-Sacken, selbst bei seinen Vorposten sprach.

Ich eilte sodann dem Könige entgegen, welchem ich ausführliche Meldung über diese unerhörten Vorgänge machte, nachdem ich ihn kurz vor Dunkelwerden nicht weit von Eisenach antraf.

In Großbehringen, wohin der König zurückgeritten war und sein Hauptquartier gelegt hatte, spielte sich nun in der Nacht vom

24. auf den 25., sowie im Laufe dieses Tages der eigentlich entscheidende Akt dieses ganzen historischen Dramas ab.

Ich werde versuchen, ein klares Bild der wenig bekannten, noch weniger — selbst von den Augen- und Ohrenzeugen — verstandenen Vorgänge zu geben.

Oben ist bereits erwähnt, daß der Major von Jacoby den ihm vom Rittmeister von der Wense überbrachten königlichen Befehl, sofort nach Langensalza zurückzukehren, nicht befolgt hatte.

Der König umsomehr darüber aufgebracht, weil dies durch die Überredungskünste des Herzogs von Gotha und seines Ministers von Seebach veranlaßt war, hatte Ersterem ein vorwurfsvolles Schreiben über ein solches Verfahren zugesandt mit dem Verlangen, sofort seinen Major von Jacoby zurücksenden zu wollen.

Diesem sollte außerdem nochmals mündlich der strengste Befehl durch den abermals hingesandten Rittmeister von der Wense überbracht werden, sogleich zurückzukehren.

Nachdem der Herzog nun eine längere Diskussion mit dem Rittmeister von der Wense geführt hatte, war der Major von Jacoby zum Absenden jenes Unglückstelegrammes überredet und veranlaßt worden. Dem ihm sodann vom Rittmeister von der Wense überbrachten Befehle leistete er Folge.

Im Beginne der Nacht langten die beiden Offiziere von Gotha im Hauptquartiere des Königs an, welchem Wense denn auch meldete, daß der von Berlin erwartete Generaladjutant des Königs, Generalleutnant von Alvensleben in Gotha eingetroffen sei, um über den Durchzug der Armee nach Süden zu unterhandeln.

Der General habe sich geweigert, mit ins Hauptquartier des Königs zu kommen und binnen sechs Stunden Antwort verlangt, ob man noch unterhandeln wolle. Der König hatte nun mittlerweile einen Kriegsrat aller höheren Offiziere berufen, weil der kommandierende General erklärt hatte, der Befehl des Königs: „Sofort am Morgen des 25. Eisenach anzugreifen“, sei wegen völliger Erschöpfung der Truppen und Verpflegsmangel derselben unausführbar. Der König wollte hierüber die Ansichten der höheren Offiziere hören, bevor er weitere Entschlüsse faßte. Die etwa um

12 Uhr nachts versammelten höheren Truppenführer bestätigten einstimmig die oben angeführte Meldung des kommandierenden Generals, wonach der Armee durchaus ein Tag der Ruhe und also des Stillstands zu gönnen sei.

Der König beschloß daher zu versuchen, ob nicht dennoch nun ein freier Durchzug nach Süden unter Zusicherung der Neutralität zu erlangen sei; da der König von Preußen wirklich einen Generaladjutanten zur Fortsetzung der Verhandlungen darüber nach Gotha gesendet hatte.

Wense hatte die Meldung überbracht, jener General verlange binnen sechs Stunden Antwort und Absendung eines Generals zu weiteren Verhandlungen.

Der König befahl, Rittmeister von der Wense solle von Eisenach aus als Parlamentär und mit preußischer Genehmigung jenem Generaladjutanten telegraphieren, daß seinem Wunsche gemäß, ein General mit genügender Vollmacht versehen, nach Gotha zur Fortsetzung der Verhandlungen unterwegs sei.

Ferner befahl Se. Majestät, daß wiederum ich als dieser mit der weiteren Verhandlung Beauftragte sogleich im königlichen Wagen abreisen solle. Der Grund, mich abermals mit diesem schlimmen Auftrage zu betrauen, war meine stets festgehaltene und verfochtene Ansicht, daß auch jetzt noch ein Durchbruch der schwachen feindlichen Umstellung möglich und unsere einzigste Rettung sei, falls der König kein Bündnis eingehen wolle, daß Preußen lediglich, um zu diesem Zwecke zu gelangen, oder um Zeit zur Verstärkung zu gewinnen, unterhandle; daß die Unterhandlung endlich über einen friedlichen Abzug nach Süden sicher zu nichts führen würde.

Was nun zunächst Wense anlangte, so war derselbe von halb 2 Uhr nachts bis gegen 6 Uhr morgens bei den preußischen Vorposten vor Eisenach hingehalten, dann erst bis zum Bahnhofe und zum Telegraphieren zugelassen.

Er hatte dort mit den Generalen von Goeben, von Beier, von Treskow gesprochen, die ganze Nacht Truppen ankommen hören und eine solche Menge auf und am Bahnhofe gesehen, daß seine nach-

herige Meldung darüber einen tiefen Eindruck auf Se. Majestät, mehr noch auf den kommandierenden General gemacht hatte.

Es steht ja nun fest, daß Wense das Gesehene namentlich infolge der Anwesenheit der obgenannten Generäle und ihrer Behauptungen überschätzt hat.

Was nun meine Sendung anlangt, so bat ich den König, nachdem derselbe meine unterthänigsten Vorstellungen gegen meine Beauftragung zurückgewiesen hatte, mir eine Allerhöchsteigenhändige geheime Vollmacht über meinen Auftrag mitzugeben, während diejenige, welche der kommandierende General mir auszustellen hatte, nur eine Legitimation zu enthalten brauchte.

Ich lasse diese in meiner Gegenwart vom Könige seinem Geheimsekretär, Geheimen Rat Dr. Lex diktierte, mit Bleifeder geschriebene und vom Könige eigenhändig paraphierte Vollmacht folgen:

„Ich bevollmächtige meinen Generaladjutanten Obersten Dammers auf folgender Grundlage, vorbehältlich meiner Genehmigung, mit dem königlich preußischen Generaladjutanten, Generalleutnant von Alvensleben zu verhandeln:

„Auf Befehl Sr. Majestät des Königs ist der Generaladjutant Oberst Dammers ermächtigt, dem königlich preußischen Generaladjutanten von Alvensleben zu erklären, wie Allerhöchstderselbe nicht abgeneigt, um auf diesem Marsche Blutvergießen thunlichst zu verhüten, Bedrückungen zu ersparen und Eisenach vor Beschädigungen zu bewahren, sonach vorzuziehen:

1) Daß man den königlich hannöverschen Truppen nach der alten Basis den Durchzug nach dem Süden gestattet,

2) unter der Bedingung, daß die Zeit, innerhalb welcher die hannöverschen Truppen nicht gegen Preußen verwendet werden dürfen, auf thunlichst kürzeste Frist (längstens auf ein Jahr) bestimmt werde.

3) Außerdem hat der Oberst Dammers bemerklich zu machen, daß die Beauftragung des früher gesandten Parlamentärs nach jeder Richtung formlos gewesen." G. R.

Das Original enthält manche umgeschriebene und viele gestrichene Wörter, woraus man ersehen kann, wie peinlich mein

armer Herr jedes Wort abwog, trotz aller vorangegangenen Aufregungen und Anstrengungen, von denen die der letzten 24 Stunden die größten waren.

Ich bemerkte dem Könige zu dieser Vollmacht, daß von Berlin aus für die Annahme jener Basis die Bedingung gestellt sei:

„Der König von Hannover habe sich noch weiterer Verpflichtungen zu unterziehen."

An dieser Bedingung würde die Verhandlung voraussichtlich scheitern, da die Forderungen Preußens solche sein würden, daß Se. Majestät sie nicht annehmen würden.

Dies bestätigte sich, sobald ich in der ersten Frühe des Morgens am 25. mit dem General von Alvensleben in Gotha in Verhandlung getreten war.

Es wurden Garantien seitens des Königs verlangt, welche Preußen genügten und welche der König anbieten solle.

Ich meinte, daß ein schriftlicher, vom Könige ratifizierter Vertrag ja vollständig genüge. Der General lehnte dies gänzlich ab, und als ich aus seinen Reden hinlänglich überzeugt zu sein glaubte, daß man wiederum nur Zeit, oder ein Bündnis haben wollte und außerdem merkte, daß man unter „befriedigenden Garantien", „Waffenabgabe", also „Streckung" verstand, erklärte ich dem General folgendes:

„Zur Anerbietung von Garantien sei ich nicht bevollmächtigt, wenn Preußen noch andere als einen ratifizierten Vertrag verlange. Da ich indessen nicht wissen könne, was Se. Majestät, mein König auf die preußische Forderung beschließen werde, so möge der General doch mit mir ins Hauptquartier des Königs fahren, wo die Sache allein entschieden werden könne."

Er erklärte sich hierzu bereit.

Nach unserer Ankunft dort meldete ich dem Könige den Verlauf der Verhandlungen und gab über meine Eindrücke abermals vollen Aufschluß.

Ich bat danach Se. Majestät, mich nunmehr, da ich meine Ansichten durch alle Phasen der Vorkommnisse festgehalten habe, von allen weiteren Verhandlungen dispensieren zu wollen. Der

König bewilligte diese Bitte und beauftragte seinen Minister des Auswärtigen, Grafen Platen und seinen Kriegsminister General von Brandis mit der Fortsetzung der Verhandlungen mit dem General von Alvensleben.

Dieselben blieben an sich resultatlos. Nach längerer Diskussion hatten die Herren vereinbart, es verpflichte sich Se. Majestät der König, bis zum folgenden Morgen 10 Uhr seine definitive Antwort auf die Propositionen des preußischen Generals nach Berlin zu senden, und es solle bis auf weiteres ein Waffenstillstand abgeschlossen werden; der Wiederanfang der Feindseligkeiten solle besonders befohlen werden, wenn überhaupt nötig.

Diesen Waffenstillstand sollten der preußische General und ich unterzeichnen.

Man könnte hiernach glauben, daß ich bei den Verhandlungen jener Herren überhaupt mitgeraten oder mindestens zugegen gewesen sei. Das ist aber nicht nur nicht der Fall gewesen, sondern ich weiß bis zum heutigen Tage nicht, welches die Entschlüsse des Königs gewesen sind, die der Oberstleutnant Rudorff nach Berlin überbringen sollte.

Dieser königliche Bote wurde von den preußischen Generalen weder von Eisenach, noch von Gotha aus nach Berlin durchgelassen; er wurde samt der königlichen Antwort zurückgesandt und trotz des Waffenstillstandes verschiedentlich mit Angriffen gedroht, welche aber nicht erfolgten.

Die oben erwähnte Vereinbarung war vom kommandierenden General so aufgefaßt, daß es zu einer Verständigung kommen würde; obwohl dazu nach meiner Ansicht nicht der mindeste Grund vorlag.

Man war im Begriffe, die Truppen am 26. der Verpflegung wegen rückwärts in ausgedehntere Quartiere, mit dem Hauptquartier wieder nach Langensalza zu verlegen, als der Feind einen Vorstoß machte, also den Waffenstillstand nicht mehr anerkannte. Das dadurch erfolgte öftere Alarmieren und Hin- und Hermarschieren ermüdete die Truppen umsomehr, da dadurch die schon mehrere Tage höchst mangelhafte Verpflegung um so schwieriger und ungenügender wurde, zumal gar keine Vorräte, kein eiserner Bestand vorhanden

war, und man sich noch immer scheute, die notwendigen durchgreifenden Maßregeln für ausreichende Verpflegung anzuordnen.

Der schwache stattgefundene Vorstoß des Feindes am 26. und die sonst im Generalstabe herrschenden Ansichten veranlaßten den kommandierenden General, die Armee am Abend des Tages in einer Aufstellung um Merxleben zu konzentrieren und die Nacht dort zu kampieren, wobei kein Feuer gestattet wurde.

Der König mit Umgebung lagerte hinter der Mitte im Kornfelde. Er sprach sich sehr unzufrieden mit dem kommandierenden General und seinem Generalstabschef aus und dachte ernstlich an einen Ersatz dieser beiden Personen.

Der Kriegsminister von Brandis hatte sich zur Übernahme des Oberbefehls bereit erklärt, wenn der König mich zu seinem Generalstabschef ernennen wolle, woneben ich außerdem Chef der Generaladjutantur bleiben solle.

Der König hatte dies genehmigt, teilte mir seinen Entschluß mit, hielt aber mit Recht den Augenblick, wo der Feind zum Angriffe schritt, nicht für einen geeigneten zu einem solchen Wechsel. Da die Nacht und der früheste Morgen ohne Erscheinen des erwarteten Feindes verstrich, so wurde die Armee in sehr enges Kantonnement um Merxleben verlegt, um einige Ruhe und Verpflegung zu ermöglichen. Man hoffte, die Baiern würden im Rücken der Preußen erscheinen, welche letztere man noch immer und nunmehr erst recht für weit stärker als uns hielt, und welche man angreifen wollte, sobald die Baiern erschienen. Das war der fehlsame, ja ganz irrtümliche Gedanke des Generals.

Der König hatte sein Hauptquartier in dem Dorfe Thamsbrück am 27. morgens aufgeschlagen.

Es hatte eine Verteilung von Vieh an die Truppen stattgefunden, welches geschlachtet und in die Feldkessel zur Zubereitung gesteckt war, als die ersten Kanonenschüsse bei den Vorposten schon ertönten, also die Armee hungernd unter Gewehr treten und zu den Rendezvousplätzen abmarschieren mußte.

Ich hatte mit dem General von Brandis den Hausboden

unseres Quartiers bestiegen, um zu sehen, was es gab und ich sah, daß sich ein Gefecht bei unseren Vorposten entspann.

Alsbald war alles zu Pferde und im Seitwärtsmarsche nach der Mitte unserer Aufstellung zu.

Der König ritt mit mir voran und sagte mir folgendes:

„Ich muß den Mut des Kronprinzen zügeln und darf ihn nicht zu sehr exponieren, da er der Einzigste ist. Wir werden Aufstellung hinter der Mitte nehmen. Ich beauftrage Sie, im Gefechte in meinem Sinne zu handeln und da in meinem Namen einzugreifen, wo Sie es für notwendig halten, mir auch alle wichtigeren Vorgänge zu melden."

So begab ich mich schleunigst nach Merxleben, um mich beim kommandierenden General zu melden, welcher seine Aufstellung hinter jenem Dorfe genommen hatte, von wo wir alsbald in die auf dem Kirchberge bei Merxleben, welcher eine gute Übersicht gewährte, aufgelöste Tirailleurkette ritten.

Der Berg wurde bereits von preußischer Artillerie beschossen.

In dem General hatte die Überzeugung von der großen numerischen Überlegenheit des Feindes, gestärkt noch durch allerlei unrichtige Meldungen, so tiefe Wurzeln geschlagen, daß er — wie sich später erwies — nur an ein Rückzugsgefecht nach energischer Gegenwehr dachte.

Wenn man den vom Generalstabe geschriebenen Bericht aufmerksam liest, so kann man darüber schon gar nicht in Zweifel sein, obwohl dort manche der aufgezählten Anordnungen als aus andern Umständen hervorgegangen geschildert werden. Dahin gehören: Die rückwärtige Aufstellung zweier Brigaden, das Abfahren der Batterien aus dem Zentrum, das Wegziehen der Reservekavallerie und Artillerie vom linken Flügel hinter die Mitte, wo nur ein einziges enges Defilee für einen Ausfall und Angriff zur Disposition stand.

Diese Maßregeln klären an sich schon jeden erfahrenen Militär über die Absichten des Generals auf.

Ich hatte im Anfange der Schlacht nach dem ersten gewonnenen Überblicke die weiter rückwärts kantonierende Reservekavallerie und

Artillerie, welche noch nicht eingetroffen war, durch meinen persönlichen Adjutanten, den Leutnant von Klenck herbeiholen lassen und sie hinter den linken Flügel gestellt. Dem Kommandeur, Obersten von Geyso, hatte ich persönlich den Befehl erteilt, dem Feinde über Nägelstädt in Flanke und Rücken zu gehen, sobald wir denselben geschlagen hätten, was ich zuversichtlich hoffte.

Als ich nun im Verlaufe der Schlacht Cordemann fragte, weswegen dies abgeändert und die Kavallerie und Artillerie, welche nur schwer und mit Verlust durch das enge Defilee vor Merxleben pressen konnte, hinter diesem aufgestellt gewesen sei, antwortete er mir: „Um den etwaigen Rückzug zu decken."

Man erkennt auch daraus die Ansichten des Generals. Dieser hatte mit seiner Suite den Kirchberg wieder verlassen und Aufstellung hinter Merxleben genommen.

Ich blieb zur weiteren Beobachtung des Gefechtes auf dem Kirchberge, welcher nunmehr derartig mit Granat- und Gewehrfeuer überschüttet wurde, daß viele Verwundungen vorkamen. Auch mein Pferd wurde durch Granatstücke an zwei Stellen leicht verwundet.

Als ich nun im Verlaufe der Schlacht den befremdlichen Abzug der Artillerie bemerkte, während sowohl der bei mir befindliche Kommandeur, der die Position am Kirchberge und Merxleben behauptenden Brigade, Oberst de Vaux, als ich selbst der Ansicht waren, daß man jetzt zum Angriffe übergehen solle, befragte ich den die nächsten zurückgehenden Geschütze kommandierenden Leutnant Riechers, was die Veranlassung hierzu sei. Er erwiderte, es geschehe auf Befehl von oben. Der Feind hatte sich bereits vollständig entwickelt und war überall nahe aufgedrungen; so konnte ich also nicht im Zweifel sein, daß wir es mit einem numerisch schwächeren Gegner zu thun hatten. Ein flüchtiger Umblick rückwärts zeigte mir, daß nicht nur hinter der Mitte eine sehr starke Infanteriereserve noch im Rückwärtsmarsche war, sondern daß man dort auch die vom linken Flügel weggezogene Kavallerie und Artilleriereserve aufgestellt hatte.

Ich befahl der zurückkehrenden Artillerie, sofort wieder in die

frühere Position zu rücken und eilte zum kommandierenden General, dessen Gedanken ich zu ändern hoffte. Ich teilte ihm meine Beobachtungen mit und forderte ihn auf, nunmehr den Befehl zum allgemeinen Vorgehen und Angriffe zu geben.

Er entschied, der Oberst Cordemann solle mit mir auf den Kirchberg reiten, und sei derselbe meiner Ansicht, so solle der Angriff sogleich erfolgen.

Cordemann überzeugte sich denn auch alsbald von der Richtigkeit meiner Ansichten und Wahrnehmungen, eilte zum General und es wurden nun diejenigen Angriffsbewegungen angeordnet, welche der offizielle Bericht ausführlich beschreibt und welche zum vollständigen Siege führten.

Dem General von Bothmer war es anheim gegeben, mit seiner Brigade nicht durch die Unstrut, sondern über die Brücke in Nägelstädt zu gehen, von wo man einen leichteren und wirkungsvolleren Angriff auf die Flanke des Feindes haben würde.

Dem Obersten von Geyso hatte ich befohlen, noch am Abend Gotha zu besetzen. Der Bericht enthält ihre eigenen Angaben über ihr entgegengesetztes Verhalten.

Ersterer hatte seine tapfere Brigade nicht vorgebracht und nutzlos einem Kugelregen ausgesetzt. Vor dem mißlungenen Versuche, die Unstrut zu durchwaten, war die Munition in die tief herabhängenden Brotbeutel gesteckt worden! Die Munition war dadurch unbrauchbar, die Brigade also kampfunfähig geworden, die Armee daher um ein Vierteil geschwächt.

Geyso hatte ohne seine Artillerie zu erwarten, welche eben durch die Defilee- und späteren Terrainschwierigkeiten aufgehalten war, seine so herrlichen und tapferen Regimenter gegen in Carrés geordnete Infanterie geführt und meldete dem Könige abends diese Begebenheit und daß er wegen gänzlicher Erschöpfung der Pferde bei Langensalza kampiere — statt in Gotha zu sein.

Jene Beiden sind tot und de mortuis nil nisi bene.

Überhaupt schweige die Kritik über die Schlacht im Angesichte des erlangten Erfolges und der gewiß nie übertroffenen Tapferkeit der übermäßig angestrengten und hungernden Truppen, gegen einen

numerisch zwar etwas schwächeren, aber gleich tapfern, wohlgenährten und mit besseren Waffen versehenen Feind.

Als der Sieg zweifellos errungen war, ritt ich zum kommandierenden General, ihm zu sagen, daß ich dies Resultat nunmehr Seiner Majestät zu melden habe. Da unsere nächste Pflicht jetzt sei, für die kräftigste Verfolgung des Feindes und Ausnützung des Sieges, sodann für die Verwundeten und möglichste Beschaffung von Verpflegung für die Armee zu sorgen, so bäte ich ihn, mich mit einem Teile dieser Geschäfte zu betrauen. Er entschied, ich solle die Anordnungen für die Verwundeten und die Hospitäler, sowie für die Verpflegung übernehmen, da er mit der Verfolgung des Feindes und Ausnützung des Sieges den Oberst Cordemann als Chef des Generalstabes beauftragen werde.

Nachdem ich dem Könige über den Gang der Schlacht und den erfochtenen Sieg, sowie über den Befehl des Generals, die Anordnungen für die Verwundeten und die Verpflegung zu treffen, gemacht hatte, widmete ich mich den Geschäften bis spät Nachts.

Unterwegs nahm ich von einigen sterbenden Kameraden flüchtigen Abschied und tröstete meinen durch drei Kugeln verwundeten Bruder Karl.

Ins Hauptquartier des Königs, welches nach Langensalza gelegt war, zurückkehrend, traf ich dort zu meinem größten Schrecken den Oberst von Geyso.

„Mein Gott, Ihr seid nicht in Gotha!“ rief ich ihm entgegen, worauf er mir die schon oben erwähnten Mitteilungen über sein Verfahren und dessen Resultat machte.

Zwei Geschütze, welche der dabei heldenmütig gefallene Rittmeister von Einem an der Spitze seiner Schwadron genommen hatte und über 800 Gefangene, deren Zahl durch Ausnutzung des Sieges erheblich hätte vergrößert werden können, befanden sich in unseren Händen.

Es erübrigt mir nur noch, einige Worte über die Fabel zu sagen: „daß dieser Sieg gegen den Willen des Generals dadurch errungen worden wäre, daß die jüngeren Offiziere und die Mannschaft nicht zu halten gewesen wären und sich von selbst, also zügellos

auf den Feind gestürzt hätten.“ Tendenziöse Romanschriftsteller haben diese Lüge verbreitet, auch wohl erdacht.

Thatsache ist, daß die Disziplin in der hannöverschen Armee stets eine vortreffliche gewesen ist. Am glänzendsten hat sich dieselbe wohl in diesem kurzen Feldzuge bewährt.

Wer, wie ich, Augenzeuge der Hingebung, des musterhaften Verhaltens, der Entsagungen und Anstrengungen der Mannschaft in jenen Tagen gewesen ist, fühlt sich sicher gedrungen, feierlich zu bezeugen, daß trotz aller Anforderungen und Schwierigkeiten nicht ein einziger Fall des Ungehorsams gegen höhere Befehle vorgekommen ist.

Die weiteren Vorgänge sind bekannt. Der feindliche Ring numerisch weit überlegener Streitkräfte hatte sich um die nur noch mit wenig Munition versehene, geschwächte und mangelhaft verpflegte Armee geschlossen.

Der König gestattete nach hartem Seelenkampfe dem kommandierenden General eine Kapitulation abzuschließen.

Dem dazu vom Könige von Preußen beauftragten Generaladjutanten, General von Manteuffel, gewährte der König, um damit auch seinerseits die Ratifikation der abgeschlossenen Kapitulation auszusprechen, die von demselben erbetene Audienz, zu welcher ich ihn geleiten mußte, und bei welcher außer uns nur der Kronprinz gegenwärtig war.

Nachdem der General den ihm in wahrhaft königlicher Haltung entgegentretenden Allerhöchsten Herrn seine vollste Bewunderung in anscheinend ungeheuchelten Ausdrücken ausgesprochen hatte, äußerte der König, er bedauere aufrichtig den ausgebrochenen Konflikt, welchem nunmehr durch die von ihm genehmigte Kapitulation Stillstand geboten sei.

Der König begab sich mit kleinem Gefolge zu seinem Schwiegervater, dem Herzog Joseph von Sachsen-Altenburg nach Fröhlichwiederkunft — einem Schlosse mit vielbedeutendem Namen.

Die Armee mußte — Offiziere ausgenommen — die Pferde und Waffen abliefern, heimkehren und die Mannschaft auf Urlaub entlassen. Auch diese so tief schmerzliche und erbitternde Episode

wurde ohne den geringsten Exzeß überstanden. Der König rüstete mich in Fröhlichwiederkunft mit vertraulichen und sehr umfassenden Vollmachten aus, um die militärischen Angelegenheiten in seinem Namen von Hannover aus weiterzuführen, wohin ich also sogleich zurückkehrte.

Bevor ich indes meine fernere Thätigkeit und weiteren Lebensschicksale schildere, will ich noch einige Worte darüber sagen, wie sich voraussichtlich das Schicksal Hannovers und seiner Armee gestaltet haben würde, falls der unzweifelhaft zu bewerkstelligende Marsch letzterer nach Bayern oder selbst nach Böhmen ausgeführt worden wäre.

Es ist bekannt, daß viele meiner Landsleute der Ansicht sind, es sei dann nicht zur Annexion des Königreichs gekommen, ja, die preußischen Heere würden wahrscheinlich geschlagen worden sein.

Letztere Ansicht durch militärische, handgreifliche Gründe zu widerlegen, ist leicht genug. Da die Armee nur notdürftig ausgerüstet und keineswegs in hinreichend mobiler Verfassung war, um einen längeren Feldzug bestehen zu können, so hätte dieselbe nach ihrer Ankunft in Bayern zunächst in ein Reserveverhältnis treten und kriegsbereit gemacht werden müssen. Mittlerweile aber wäre der Feldzug, wie bekannt, entschieden und beendet gewesen.

Rücksichtlich der kurfürstlich hessischen Truppen lag der gleiche Fall vor. Dieselben sind, mit Ausnahme einer geringen Abteilung Kavallerie, gar nicht zur Verwendung gekommen, obwohl sie frisch und unbelästigt in Bayern per Eisenbahn angelangt waren. Gesetzt aber, wir wären in unserm mangelhaft ausgerüsteten Zustande sogleich mit in den Kampf eingetreten, so mag man wohl bedenken, daß Preußen Truppen genug und sämtliche Eisenbahnlinien zur Disposition standen, um den numerischen Zuwachs auf dem Kriegsschauplatze der Bayern leicht ausgleichen zu können.

Ich will über die Kriegführung letzterer nichts sagen, als daß ich der Überzeugung bin, wir würden deren Schläge geteilt haben; auch würde man uns, den nichtgerüsteten und schwächeren Bundesgenossen sicher, den größeren Theil der Schuld an allen Mißgeschicken beigemessen haben.

Jedenfalls hätten wir kein Langensalza zu verzeichnen.

Was aber hätte Preußen nach Königgrätz daran verhindern sollen, Hannover zu annektieren, wie es Hessen annektiert hat, wie es Sachsen annektieren wollte? doch sicher nicht die Reste der kleinen, geschlagenen, hannöverschen Armee! Der König von Preußen und der Reichskanzler Bismarck haben doch sicher nie Gefühls- oder Idealpolitik getrieben. — Die Behauptung: „Preußen habe Gott weiß was alles für Deutschland gethan", enspricht kaum der Wirklichkeit.

Keinem preußischen Regenten ist es jemals eingefallen, für andere Interessen zu handeln, als für preußische, wie sich das ja auch eigentlich von selbst versteht. Haben andere dadurch Vorteile mitgehabt, so ist das lediglich eine Folge ihrer eigenen Maßnahmen gewesen. Sachsen sollte annektiert werden, trotzdem es einen Großstaat als Bundesgenossen und eine gerüstete Armee hatte, welche jenem gerade die wichtigsten Dienste geleistet hatte.

Es ist sehr fraglich, ob Sachsen ohne den Schutz des Kaisers Napoleon gerettet worden wäre; aber welchen Bundesgenossen, welchen Freund nur, der ihm beizustehen gewillt war, hatte denn Hannover? keinen!

Das wahrscheinliche Schicksal der hannöverschen, in Bayern befindlichen und etwa gar geschlagenen Armee nach stattgefundener Annexion mag ich gar nicht überdenken, sicher nicht schildern.

Es ist schmerzlich genug, daß ich dasselbe unter den außerhalb unserer Macht liegenden Verhältnissen und geschichtlichen Ereignissen für so noch am günstigsten halte, wie es jene Junitage gestalteten.

Schließlich will ich noch erwähnen, daß mein armer König und Herr obige Ansichten durchaus teilte, wie er mir in seinen letzten Lebensjahren wiederholt gesagt hat.

Meine Lage in Hannover war von Anfang meiner Rückkehr an eine schwierige und gestaltete sich immer schlimmer, je düsterer die Aussichten für das Königreich wurden.

Da gleiche Verhältnisse wohl kaum je dagewesen sind, so will ich etwas näher auf dieselben eingehen.

Der König, welcher sich mit Recht als Höchstkommandierender

der wenngleich entwaffneten Armee, den General von Arentschildt aber nicht mehr als kommandierenden General, sondern nur als denjenigen ansah, welcher die Kapitulation abgeschlossen hatte und verantwortlich für deren Beobachtung war, hatte mir so ausgedehnte, später noch vervollständigte und erweiterte Vollmachten erteilt, daß ich lediglich im Namen Sr. Majestät zu handeln und die laufenden Geschäfte zu erledigen hatte.

Der König weilte zunächst im Schlosse Fröhlichwiederkunft bei seinem Schwiegervater, dem Herzoge Joseph von Sachsen-Altenburg, also innerhalb der preußischen Machtsphäre. Da alle irgend verdächtigen Briefe auf der nun von Preußen gehandhabten Post geöffnet wurden, so war in allen vertraulichen Angelegenheiten eine Kommunikation nur durch Kuriere oder durch persönliche Einholung der Allerhöchsten Befehle möglich.

Preußen erkannte nur den General von Arentschildt als diejenige Person an, welche etwaige militärische Geschäfte und Angelegenheiten zu erledigen habe.

Je näher nun die Annexion rückte, destomehr suchte man preußischerseits offenbar nach einem Vorwande, um zu erklären, die Kapitulation von Langensalza sei von hannöverscher Seite gebrochen worden. Ich besitze als Beweis hiefür ein merkwürdiges offizielles Schreiben des Generalgouverneurs, General von Voigts-Rhetz.

Als ich nämlich einst den unwahren, veröffentlichten Angaben des Herzogs von Koburg-Gotha über seine Verhandlungen mit mir, ebenfalls öffentlich entgegentrat, erhielt ich jenes offizielle Schreiben, durch welches der Generalgouverneur mir ferneres Stillschweigen über die Verhandlungen in Gotha auferlegte, widrigenfalls, so drohte das Schreiben in unverblümten deutlichen Worten, bei meiner hohen Stellung und meiner fortgesetzten intimen Verbindung mit dem Könige mein Verhalten dem Bruche der Kapitulation von Langensalza gleich erachtet werden würde; das Anrühren jener Verhandlungen sei eine Agitation, welche Preußen nicht länger dulden könne.

Da man die späteren Darstellungen des koburgischen Ministers von Seebach nicht inhibierte, so mußte ich die Widerlegung der-

selben den offenen Briefen des Herrn Archivrat Onno Klopp überlassen.

Zu dieser Lage, welche an sich schon viel Vorsicht erforderte, kamen nun im Laufe der Zeit immermehr bedrückende Umstände, hervorgerufen durch die kläglichsten menschlichen Schwachheiten. Neid und Mißgunst gegen mich, sowie selbstsüchtige Motive führten zu Verleumdungen meiner Ansichten, Bestrebungen und meiner Treue.

Allmählich steigerten sich diese Machinationen zu solcher Höhe, daß ich sie nur durch persönliche Anwesenheit beim Könige in Wien zeitweilig entkräften konnte, bis der Allerhöchste Herr mich in seinen letzteren Lebensjahren als treuen Diener und aufrichtigen Freund anerkannt und mich so genannt hat.

In einer Zeit indes, wo so manche und gerade die meist begünstigten Menschen ihre ganze Erbärmlichkeit offenbarten, kann es nicht Wunder nehmen, wenn jeder leicht zu verdächtigen war. Auch die Zustände in der Armee wurden schwieriger, — nicht rücksichtlich der Unteroffiziere und Soldaten, — wohl aber rücksichtlich freilich nur weniger Offiziere, welche teils für ihre Zukunft fürchteten, teils von falschem Ehrgeize beseelt, teils von Irrlehren des Nationalvereins angesteckt waren. Es hat sich wie gesagt herausgestellt, daß dies nur wenige waren; allein man konnte damals nicht wissen, ob und wie weit ihr elendes Beispiel wirken würde.

Zu diesen schwierigen Umständen meiner Stellung kamen ferner die Sorgen, welche zu jener Zeit so viele Familien bedrückten, ihre Zukunft, Existenz sogar gefährdeten, teils auch wirklich vernichteten.

Für mich machten sich diese Sorgen weniger rücksichtlich meiner eigenen, als der Zukunft meiner Söhne geltend, welche infolge ihrer Gesinnung, ihrer Jugend und meiner Stellung sehr ungewiß erschien.

Zur Vervollständigung meiner Instruktionen und Vollmachten, welche unmittelbar nach der Schlacht von Langensalza nur flüchtig und ungenügend erlassen werden konnten, reiste ich gegen Ende Juli nach Fröhlichwiederkunft.

Die Stille dieses schönen ländlichen Aufenthaltes, die zarte Sorge und höchste Rücksichtnahme des bejahrten Herzogs und seiner Tochter,

der so liebenswürdigen Prinzessin Therese hatten wesentlich dazu beigetragen, daß der König sich von dem furchtbaren, ihm beigebrachten Schlag rasch erholt, und seine frühere Geistes- und Körperstärke wiedergewonnen hatte.

Ich hielt mich dort nur zwei Tage auf, gerade diejenigen, an welchen die Frage brennend geworden war, ob der König dort die weitere Entwickelung des deutschen Dramas abwarten, oder nach Wien gehen solle. Für den letzteren Schritt waren dringende Aufforderungen des Grafen Platen, welcher sich mit seinem Stabe in Wien befand, an den König ergangen. Dieser hatte seinen Flügeladjutanten, den Oberstleutnant von Kohlrausch, zur Erkundung der militärischen Situation nach Böhmen gesandt.

Aus Hannover war vor meinem Eintreffen der Graf Münster in Fröhlichwiederkunft gewesen, um ungefragt und unberufen, dem Könige seinen Rat zu geben und dessen dortiges Bleiben zu befürworten.

Ferner war der Graf Bremer mit ähnlichen Vorstellungen aus Hannover eingetroffen, während zu gleicher Zeit der Graf Platen dringend die Anwesenheit des Königs in Wien begehrte.

Der König sträubte sich gegen die Übersiedlung dorthin, immer in dem Gefühle, sich möglichst neutral zu verhalten. Da er dem Urteile des Grafen Bremer mehr traute, als dem des Grafen Münster, so sandte er ersteren nach Wien, um sich mit dem Grafen Platen zu besprechen und vielleicht zu verständigen. Sr. Majestät befragte auch mich bald nach meiner Ankunft über meine Ansicht, welche ich — ohne die vorhin erwähnten Verhandlungen darüber zu kennen — dahin abgab, und begründete, daß ich der Überzeugung sei, der König müsse in Fröhlichwiederkunft bleiben.

Am folgenden Morgen traf Kohlrausch mit der ersten Nachricht über die in Böhmen gefallenen Entscheidungen ein, aus denen indes nur so viel mit Sicherheit zu entnehmen war, daß die Österreicher geschlagen waren, nicht aber in welchem Umfange.

Nach der Tafel ergriff der König meinen Arm, um spazieren zu gehen. Er begann sofort die Lage im allgemeinen und die obige besondere Frage zu diskutieren, indem er sowohl die vom

Grafen Platen vorgebrachten Wünsche und Gründe erwog, als auch die entgegenstehenden.

Er verlangte meine Ansicht zu hören und diskutierte darüber hin und her. Es wurde Abend und finstere Nacht. Ich geleitete ihn mehrfach bis zum Portale des Schloßhofes. Stets machte er wieder kehrt und setzte die Diskussion fort. Die Chaussee war frisch beschottert, nicht nur an den Seiten lagen Abweissteine, auch auf der Chaussee befand sich mancher vergessene, welchen man in der Dunkelheit schwer erst auf ganz kurze Entfernung erkennen konnte.

Die lebhafte Konversation, verbunden mit der großen körperlichen Anstrengung, den großen blinden Herrn in zuletzt völliger Dunkelheit auf so schwierigem Wege so lange sicher zu geleiten, erschöpften mich zuletzt dermaßen, daß ich mich nicht erinnere je so von Kräften gewesen zu sein.

Endlich entschied der König:

„Gut, ich werde hier bleiben."

Es war 11 Uhr geworden, als wir bei der besorgten Prinzessin wieder eintrafen, welche mit dem Thee gewartet hatte und ihren hochbetagten Vater entschuldigte, da derselbe bereits zu Bette war.

Nach dem Thee verabschiedete ich mich bei Sr. Majestät, um am folgenden Tage nach Hannover zurückzukehren.

Vor Tagesanbruch stürzte der Flügeladjutant Graf Wedel in mein Schlafzimmer mit der Nachricht, der König habe die sofortige Abreise nach Wien befohlen.

Der Graf Bremer war nämlich noch in jener Nacht aus Wien zurückgekehrt, hatte eine noch dringendere, motivierte Aufforderung des Grafen Platen, der König möge nach Wien kommen, mitgebracht und sich damit einverstanden erklärt.

Man hat diesem Entschlusse die ungünstigsten Wirkungen damals beigemessen und ich war derselben Ansicht. Nach den später bekannt gewordenen Thatsachen zweifle ich jetzt freilich sehr, ob dieser Entschluß des Königs auf die Annexion des Königreichs irgend welchen Einfluß gehabt hat. Da ich hier zuerst auf die

Thätigkeit des Grafen Platen stoße, so will ich schon an dieser Stelle meine Ansicht über ihn und seine Handlungen aussprechen.

Daß er Minister des Äußern, also der Leiter der hannöverschen Politik war, daß er bis zum Jahre 1870 das vollste Vertrauen des Königs besaß und welchen Einfluß er auf dessen Entschlüsse geäußert hat, ist bekannt genug. Schlau, gewandt, vielfach erfahren, war es ihm nicht allzuschwer, seine Stellung zu behaupten, zumal er von hoher Geburt und mit unabhängigen Mitteln versehen war, auch sehr wohl verstand, als interessanter und liebenswürdiger Kavalier aufzutreten. Dagegen mangelten ihm wahre Klugheit, Umsicht, kritischer Verstand und unbefangene Urteilskraft. Die Folgen davon waren, daß er nicht über das Nächstliegende hinaussah, daß seine Handlungen und Mittel kleinlich und kurzsichtig, in ihren Folgen aber nachteilig, ja verhängnisvoll waren. Meine ferneren Aufzeichnungen werden obiges abfällige Urteil wohl näher begründen.

Nach Hannover zurückgekehrt, bewerkstelligte ich zunächst den Umzug meiner Familie dorthin.

Immer größer wurden die Befürchtungen über die Zukunft Hannovers; das Gerücht verbreitete sich immer mehr, das Königreich würde in Preußen inkorporiert werden; immer sorgenvoller sahen namentlich die Armee-Angehörigen auf die kommenden Entscheidungen, welche jedem so viel Unglück bringen zu wollen schienen.

Dies war in erhöhtem Maße der Fall, als der General von Voigts-Rhetz in Hannover eingetroffen und zum General-Gouverneur des Königreichs ernannt war.

Um loyal und offen zu verfahren, meldete ich mich bei ihm, sobald ich seine Ankunft und Stellung erfahren hatte, um ihm offiziell anzuzeigen, daß ich innerhalb des Rahmens der Kapitulation von Langensalza von Sr. Majestät beauftragt sei, die laufenden Geschäfte in der Armee weiter zu führen.

Der General empfing mich in liebenswürdigster Weise en bon camerade und sagte mir folgendes: „Sie und ich, wir sind nun hauptsächlich berufen, für Ihre Kameraden, also die hannöversche Armee, bei der Fortentwicklung und Gestaltung der Zukunft aufs

Beste zu sorgen. Se. Majestät mein König haben mich bevollmächtigt, nicht nur Ihnen allen ihre bisherige Stellung zu garantieren, sondern Allerhöchstderselbe hat mich auch ermächtigt, etwaige Wünsche zu berücksichtigen.

Namentlich aber kann ich denen, welche in bevorzugter Stellung stehen, also Besonderes geleistet haben, nicht nur diese Stellung gewährleisten, sondern sie können etwaige Wünsche nur aussprechen, um sie, wenn irgend möglich, genehmigt zu erhalten. Ich kann denselben auch anderweit die besten Aussichten eröffnen!“

Nach kurzer ausweichender Erwiderung entfernte ich mich, tief ergriffen von diesen Mitteilungen.

Daß die Annexion des Königreiches mit allen ihren für die Armee jedenfalls vernichtenden Folgen beschlossene Sache war, konnte man hiernach unschwer erkennen. Es bedurfte auch keiner langen Überlegung, was mein zukünftiges Verhalten rücksichtlich meiner Person sein mußte.

Daß die verlockenden Anerbietungen nicht anzunehmen waren, lag auf der Hand, wenn ich meinem Eide, meiner Stellung getreu bleiben wollte.

Dem Streben meines Lebens für mich und die meinigen wurde an der Schwelle des Erfolges „Halt“ geboten; der weltliche Ehrgeiz mußte begraben werden. Was aber war in dieser Lage meine Pflicht gegen meinen König und gegen meine Kameraden?!

Zu Hause angekommen, teilte ich meiner Frau die obigen Äußerungen des Generalgouverneurs und meinen Entschluß mit, sofort nach Wien zu Sr. Majestät zu reisen, Meldung des Vorganges abzustatten, und um Verhaltungsbefehle zu bitten.

In dem großen Unglücke, welches uns bevorstand, hatte ich indes den großen Trost, daß meine Frau mit mir in allen meinen Ansichten und Schritten völlig übereinstimmte. Freudig ertrug sie mit dem größten Gleichmute alle Veränderungen. Sie liebte unsern König, ihr Adoptiv-Vaterland und die Armee von ganzem Herzen und erwies sich in unseren schweren Prüfungen als mein Trost und meine Stütze, wie auch als patriotische Hannoveranerin gleich den besten derselben.

Vor meiner Abreise begab ich mich noch nach Herrenhausen, um mich bei Ihrer Majestät zu verabschieden und um etwaige Befehle zu bitten.

Die Königin unterrichtete mich von gewissen Bemühungen ihres Herrn Schwagers, des Großherzogs von Oldenburg für die königliche Familie. Nach einiger weiterer Konversation sagte sie mir:

„Ich will Ihnen geradezu sagen, man hat mich versichert, Sie seien auch bereits preußisch geworden. Ich will Ihnen aber den Beweis geben, daß ich dies nicht glaube.“

Hierauf erteilte sie mir einen sehr vertraulichen Auftrag an den Kronprinzen, welchen ich der Sache und der Personen wegen mündlich ausrichten sollte

Infolge meiner Bemerkung, daß ich bei so wichtigem Auftrage ohne Legitimation denn doch leicht auf Mißtrauen stoßen könne, gab sie mir eine solche unbedenklich schriftlich mit.

In derselben Nacht reiste ich ab.

Schon am folgenden Tage war der General von Voigts-Rhetz in Equipage mit Vieren zum Gegenbesuche bei mir vorgefahren.

Er hatte die Aussage meines Dieners: „Ich sei zu Sr. Majestät nach Wien gefahren“, durchaus nicht glauben wollen. Er schien sicher erwartet zu haben, daß ich die gemachten glänzenden Anerbietungen und Aussichten ohne weiteres acceptieren und mich mit ihm ins Einvernehmen setzen würde.

Der König empfing mich äußerst gnädig. Er hörte die nächste Veranlassung meines Kommens, meine Unterredung mit dem General von Voigts-Rhetz und meine hieraus geschöpfte Überzeugung, daß die Annexion des Königreiches eine beschlossene Sache sei, erst stehend an. Die sich ihm aufdrängende Überzeugung, ich könne recht haben, erregte ihn so sehr, daß er mich schluchzend umarmte, indem er mich bat, ihn nicht zu verlassen.

Nachdem ich wieder Herr meiner eigenen wankenden Stimme geworden war, sprach ich so herzliche, tröstende und ermutigende Worte, als sie mir zu Gebote standen.

Es gelang dem Könige auch alsbald, seine Fassung wieder zu gewinnen. Er meinte, ich könne mich ja doch auch irren, jedenfalls aber wolle er die Hoffnung nicht verlieren und seine Pflicht erfüllen, was auch kommen möge. Das ist immer sein Hauptgedanke geblieben!

Dann forderte er mich zum Niedersitzen auf und zum Berichte über die Zustände und Vorgänge in der Armee, insoweit dies nicht bereits schriftlich geschehen war.

Er hörte mich schweigend bis zu Ende und befahl, daß ich ihm im Laufe der folgenden Tage Vortrag über die rücksichtlich der Armee zu ergreifenden Maßregeln halten solle, bevor er Entscheidungen fälle.

Der König war in der sehr engen Wallner-Gasse im Hause der Gräfin Wilczeck einlogiert, in dessen zweiter Etage sein österreichischer Gesandter, der General von dem Knesebeck wohnte. Dieser sowohl wie seine Frau bestrebten sich zwar sehr, dem Könige den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen; dennoch blieb derselbe ein höchst ungemütlicher, wegen der düsteren Lage des Hauses inmitten Wiens und dessen beschränkter Räumlichkeit. Ich wurde in einem nahe gelegenen Wirtshause einquartiert. Der König behielt mich etwa acht Tage bis zum 19. August in Wien.

Er bewies mir unbedingtes Vertrauen, weit über meine Vorschläge und Erwartungen hinaus.

Als er nämlich die thatsächlichen Umstände, die möglichen demnächstigen Erfordernisse und die wahrscheinlichen Gewissensbedrängnisse der Armeeangehörigen mehrere Tage hindurch reiflich erwogen hatte, befahl er mir aus höchst eigener Entschließung eine Vollmacht auszuarbeiten und ihm zur Vollziehung vorzulegen, wodurch er mir die Befugnis übertrug, die Armee in seinem Namen von dem ihm geleisteten Eide zu entbinden, wenn ich den dazu zwingenden Augenblick für gekommen erachtete.

Eine so schwere Verantwortlichkeit dies auch wieder auf mich häufte, so ist mir dieser große königliche Vertrauensbeweis doch stets eine wahre Herzensfreude und ein Trost in späteren, trüben Stunden geblieben.

Diese Thatsache zeigt auch, wie der König für seine Armee dachte und handelte, wenn er unbeeinflußt seine Entschlüsse faßte.

Am 18. August, nachdem der König von der Parade zurückgekommen war, welche zu Ehren des Geburtstages des Kaisers stattgefunden hatte, ließ er mich sogleich rufen und teilte mir mit, daß auch der Kaiser ihm gesagt habe, die Annexion seines Königreichs sei in Berlin fest beschlossene Sache. Er habe nicht vermocht, dieselbe abzuwenden.

Ich sei nun in Hannover dringend nötig, ich möge dort nach meinen Instruktionen und Vollmachten nach bestem Ermessen für ihn handeln; die Vollmacht über die Entbindung vom Eide solle ich nur im äußersten Notfalle benutzen; schon morgen solle ich nach Hannover zurückkehren.

Der König hatte mich über diejenigen Schritte, welche er gethan hatte oder noch zu thun beabsichtigte, um seinen Thron zu retten und die Selbständigkeit Hannovers zu bewahren, nicht unterrichtet.

Nur in Bezug darauf würdigte er mich eines Gespräches, ob dies etwa durch seine Abdankung mit einiger Sicherheit oder auch nur Wahrscheinlichkeit zu erreichen sei.

Er erwähnte, der Großherzog von Oldenburg habe dazu geraten, der Kaiser von Österreich aber und die österreichischen Erzherzoge, welche er befragt habe, seien ganz entschieden dagegen, wenn nicht vorher Garantieen gegeben seien für die Anerkennung des Kronprinzen als König. Dieser selbst war ebenfalls dagegen. Er sagte mir: „Wenn mein Vater, dieser kluge Mann nicht regieren kann, wie soll ich denn das in dieser schwierigen Lage machen?“

Was hatte denn nun der für die äußere Politik verantwortliche Graf Platen gethan, um die Annexion zu vermeiden, ihr vorzubeugen oder sie zu verhindern?

Als die schleswig-holsteinsche Frage 1863 zugleich zum Brennpunkte für die deutsche Frage wurde, hatte sich der Graf in das Schlepptau der verderblichen Beustschen Politik nehmen lassen.

Nachdem die Folgen dieses Verfahrens mit genauer Not abgewandt waren und der Streit um die Herzogtümer sich zwischen

Österreich und Preußen immer mehr zuspitzte, schien ihm einen Augenblick die Erkenntnis gekommen zu sein, daß man sich als kleiner Staat sicher und gut mit derjenigen Macht zu stellen habe, von welcher die meiste Gefahr drohe.

Er ging selbst nach Berlin und eröffnete dort Neutralitätsverhandlungen für den Kriegsfall, welche von Preußen eifrig gefördert wurden. Dasselbe legte hohen Wert auf Hannovers Neutralität, hätte viel bewilligt und bot den Abschluß des Vertrages an. Der Graf wich demselben aus, er versicherte, das habe für später Zeit, brach die Verhandlungen ab und kehrte nach Hannover zurück. Dann wurden von Österreich Anerbietungen zu thatsächlichem Beistande offeriert, acceptiert und im letzten Augenblicke wieder negiert.

Die von Preußen vom 14. bis 26. Juni verschiedentlich angebotenen Bündnisse wurden abgelehnt, am 25. vom Grafen dem vom Könige von Preußen dazu gesandten General von Alvensleben gegenüber persönlich.

Sodann veranlaßte er den König, nach Wien in das bereits vollkommen geschlagene Österreich zu gehen, wo man nicht nur keinen Beistand finden konnte, sondern sogar Verlegenheiten bereitete. Zu den Friedensverhandlungen in Nickolsburg sandte er — jedenfalls weitaus zu spät — briefliche Friedensanerbietungen durch einen Flügeladjutanten als bloßen Briefträger, statt selbst zu gehen oder einen kaum zurückzuweisenden Fürsten mit Instruktion und Vollmacht zu schicken.

Obgleich Herr von Bismarck seine Anerbietungen und Fragen gar nicht beantwortete, der Brief des Königs an den König von Preußen (welcher den Flügeladjutanten des Königs nicht einmal empfing) überhaupt nicht angenommen wurde, verweilte er thatlos in Wien, wo man ihn über die wahre Sachlage im Dunkeln ließ. —

Erst als die Annexion bereits beschlossene und in Ausführung begriffene Thatsache war, machte er den Versuch, den Kaiser von Rußland zur Vermittelung zu bewegen, was gleich nach der Schlacht von Langensalza, mindestens nach der von Königgrätz hätte geschehen müssen, und vielleicht sogar noch unmittelbar nach

Zurückweisung seiner Friedensanerbietungen von Erfolg hätte sein können.

Von seinem späteren Verfahren werde ich nachfolgend zu sprechen haben. Die Folgen desselben würden für die königliche Familie noch weit verhängnisvoller gewesen sein, wenn der König auch im Sommer 1870 noch den dringendsten Vorstellungen und Ansichten Platens gefolgt wäre.

Glücklicherweise erkannte Sr. Majestät noch rechtzeitig, wohin dieselben führen mußten.

Meding war Platens rechte Hand und man braucht wohl nur die aus Wahrheit und Dichtung zusammengesetzten Memoiren des Herrn Meding zu lesen, um sich über die Thätigkeit des letzteren und über die angewendeten Mittel klar zu werden.

Nachdem in Hannover bekannt geworden war, daß man in Berlin die Annexion beschlossen habe und nun auch alsbald die Publikation derselben erfolgte, steigerten sich natürlicherweise auch in den Offizierskreisen die Aufregung und Gewissenszweifel, die Sorgen um die Zukunft. Diese Erregung wuchs vorzüglich heran durch folgende Umstände:

Die Väter so vieler jüngerer Offiziere, welche diese jungen Leute gänzlich beschäftigungslos in eine ganz ungewisse Zukunft dahin leben sahen, befürchteten ihren völligen Verderb und Untergang.

Dazu kam, daß die Zivildienerschaft von ihrem Eide entbunden wurde und dadurch die Möglichkeit erhielt, ihre frühere Lebensthätigkeit fortzusetzen.

Dagegen verlautete, daß Sr. Majestät lediglich die Kapitulationsbedingungen von Langensalza festhalten, von einer generellen Entlassung oder Eidesentbindung der Armee aber nichts wissen wollte.

Zugleich traf ein Flügeladjutant des Königs von Preußen, Oberstleutnant von Albedyll, mit dem Auftrage in Hannover ein, Unterhandlungen mit den einzelnen hannöverschen Offizieren, wegen Übertritt in die preußische Armee anzuknüpfen.

Man gab ihm den Beinamen: „der Scharfrichter.“ Ich führe dies an, weil es am treffendsten die Gefühle bezeichnet, welche die Offiziere rücksichtlich ihres Übertrittes empfanden.

Ebenso war es mit den Unteroffizieren und Soldaten. Es ist hinlänglich bekannt, welche treue Anhänglichkeit an ihren König und ihr Vaterland, welch' ehrenhafte Gesinnung die Armee bezeugt. Ich will nicht verschweigen, daß es Ausnahmen unter den Offizieren gab, natürlich gerade unter den früher meist begünstigten.

Bei ihren Überredungsversuchen erfuhren sie jedoch von ihren Kameraden teils entrüstete, teils verachtungsvolle Zurückweisung, bis der König sie ihrer Verpflichtung entlassen hatte.

Der älteste, stets sehr bevorzugte, aktive General der Armee, der General Gebser, hatte bereits lange vor seiner Verabschiedung unbefugt dem Generalgouverneur General von Voigts-Rhetz ein von dem Major von Jacoby verfaßtes Memorial überreicht, worin die Bitte ausgesprochen war, die Armee möge in ihrem jetzigen Bestande in die preußische Armee eingereiht werden.

Den König hielt ich selbstverständlich in Kenntnis aller Vorgänge und Zustände, indem ich damit meine Ansicht begründete, daß eine endgiltige Entscheidung über die Zukunft der Armee nicht mehr allzulange zurückgehalten werden könne. Die in Hietzing über diese Frage herrschenden Ansichten und die ergriffenen Maßregeln erschienen mir nicht korrekt, nicht zum Ziele führend, ja allseitig nachteilig. Man schien nur darauf bedacht, Zeit zu gewinnen und auf die Kapitulationsbedingungen von Langensalza fußend, glaubte man, die Dinge an sich herankommen lassen zu können.

Daß man sich in Hietzing, wo der König in der Villa Braunschweig residierte, auf einem einseitigeren Standpunkt befand als in Hannover, konnte nicht Wunder nehmen. Man erfuhr dort überhaupt wenig, namentlich von den preußischen Anschauungen, deren Augen- und Ohrenzeugen wir in Hannover waren.

Selbst über die in Berlin herrschenden Strömungen und widerstreitenden Ansichten und Bestrebungen erfuhr man hier manches, welches hätte benutzt werden können und müssen.

Der König von Preußen hätte gern die von ihm selbst

gegebene, vom König von Hannover angenommene und persönlich ratifizierte Kapitulation von Langensalza in gütlicher Vereinbarung beseitigt. Bismarck war offenbar hierzu bereit, während der Kriegsminister an der Spitze der Militärpartei einseitige und gewaltsame Regelung befürwortete, wozu es denn auch bekanntlich kam.

In dieser Beziehung ging mir Ende September in privatem Wege nachstehendes Schreiben zu:

Berlin, den 29. September 1866.

Hochzuverehrender Herr!

Nachdem ich an maßgebender militärischer Stelle über die Auslegung der Konvention von Langensalza Erkundigung eingezogen, beehre ich mich ergebenst mitzuteilen, daß man allerdings der Ansicht ist, den beteiligten Offizieren nicht mehr Rücksicht als andern aktiven Offizieren schuldig zu sein, daß sie also der Pensionierung unterliegen würden.

Die Besorgnis des Königs von Hannover ist daher begründet. Anderseits ist die größte Bereitwilligkeit vorhanden, die fraglichen Kompetenzen den Beteiligten bis an ihr Lebensende zu belassen, wenn der König sie ihres Eides entlassen will.

Es ist sonach ratsam, eine betreffende Verhandlung anzuknüpfen und wenn Sie mir hierzu den Weg zeigen könnten, würden Sie mich unendlich verpflichten.

Mit ausgezeichneter Hochachtung

Keudell.

Zur Erklärung dieses übrigens so klaren Schreibens folgendes: Herr von Keudell war damals der Vertreter des auf Urlaub befindlichen Bismarck. Das Schreiben ist mit dem preußischen Dienstsiegel versehen, an den im preußischen Herrenhause sitzenden Professor Tellkampf gerichtet. Der Bruder dieses Herrn diente als Major in der hannöverschen Artillerie, hatte sich erboten, Nachrichten über die in maßgebenden preußischen Kreisen herrschenden Ansichten einzuziehen und überbrachte mir nun obiges in meinen Händen befindliche Schreiben.

Ich sandte sofort Abschrift desselben mit entsprechenden Anträgen an Se. Majestät, da dasselbe eine offizielle und bestimmtere Aufklärung über die Sachlage in Berlin enthielt, als wir dieselbe bislang besaßen.

Nach längerer Zeit erst erhielt ich von Hietzing Weisungen, welche mit meinen Anträgen nicht harmonierten, welche, ohne zum Ziele zu führen, die Angelegenheit zu verschleppen geeignet waren und welche den Beweis lieferten, daß ich entweder nicht verstanden war, oder das Vertrauen des Königs verloren hatte. Dieser hatte mir schon vor einiger Zeit den Befehl erteilt, ihm die mir erteilte Vollmacht zur Eidesentbindung der Armee zurückzusenden.

Hieraus und aus den folgenden, gegen meine Ansichten verstoßenden Maßnahmen, sowie dem abweisend lautenden Schreiben, folgerte ich, daß der König gegen mich eingenommen sei und daß ich argwöhnisch beurteilt wurde. Bei der Wichtigkeit der Sache und der drängenden Zeit beschloß ich, sogleich selbst nach Hietzing zu gehen und meine Meinungen und Vorschläge persönlich zu vertreten. In der zweiten Hälfte des Oktober traf ich dort ein.

Bevor ich den weiteren Verlauf schildere, will ich einen Blick auf einige andere Verhältnisse werfen.

Die Königin hatte während des Sommers mit den beiden Prinzessinnen in Herrenhausen residiert. Sie hatte mich dort empfangen, bevor ich im August nach Wien reiste, wie bereits erwähnt, und wiederum nach meiner Rückkehr.

Größerer geselliger Verkehr hatte sowohl am Hofe als in der Gesellschaft völlig aufgehört. In Hangen und Bangen verging die Zeit; jedoch wurde allgemein der Abneigung gegen die Annexion so starker Ausdruck als möglich gegeben.

Alle preußischen Annäherungsversuche wurden von allen Bevölkerungsklassen meistens recht schroff zurückgewiesen. Nach der Annexion zog sich die Königin auf ihr Privatbesitztum, die Marienburg zurück, bis ihr auch dort der Aufenthalt unmöglich gemacht wurde. Sie empfing nur wenige Personen und erfrischte und erheiterte sich nur gelegentlich, indem sie einer kleinen Jagd im nahegelegenen Sauparke bei Springe beiwohnte, um sich im schönen

Walde bei angenehmer Unterhaltung zu ergehen und dann im Jagdschlößchen zu dinieren.

Es wurden stets nur sehr wenige Personen dabei zugezogen; auch mir wurde diese Ehre einmal zu teil.

Die Schützen bestanden aus den beiden Prinzessinnen, dem Prinzen Wilhelm Solms, Stiefbruder des Königs, den beiden Kavalieren des Gefolges, Grafen Linsingen und Baron von Stockhausen, und mir. Die Königin verweilte während der Treiben meistens an meiner Seite, die politischen Verhältnisse besprechend, und ich hatte das Glück einen schönen Zehnender in ihrer Gegenwart zu erlegen, dessen Geweih sie mir am folgenden Tage als Andenken übersandte. Nur noch zweimal außerdem hat sie mich auf der Marienburg empfangen. Einmal zu einer kürzeren Audienz mit meiner Frau und Tochter. Sodann vor meiner Reise nach Wien im Oktober, bei welcher Gelegenheit sie mich vom Nachmittage bis zum vorbeifahrenden Nachtzuge bei sich behielt und mich noch für die Reise wie eine sorgsame Hausfrau mit Imbiß und Getränk gnädigst versehen ließ.

Später habe ich verschiedentlich Gelegenheit gehabt, Zeuge des glücklichen Familienlebens der königlichen Familie zu sein.

Daß die Königin damals mit den Zielen und dem Verhalten der leitenden Persönlichkeiten in der Umgebung des Königs nicht ganz einverstanden war, ist teilweise bekannt geworden. So wollte sich die Königin auch offenbar im Verkehre mit mir von meinen Ansichten unterrichten und ließ dabei auch die ihrigen wohl zu meiner Orientierung durchblicken. Aber auch in dieser Periode der Divergenz mancher Ansichten zwischen Hietzing und Marienburg hat die Königin nie aufgehört, den Willen ihres hohen Gemahls in liebenswürdigster Weise mit Aufopferung zu unterstützen.

Ich erwähne dies besonders deswegen, weil ich mich bald nach meiner Ankunft in Hietzing überzeugte, daß diejenigen Personen, welchen die Königin abgeneigt war, versuchten, jede Differenz in den Ansichten des königlichen Ehepaares zu benutzen, um womöglich Unfrieden zu stiften und die Ankunft der Königin zu verhindern. Es ist bekannt, daß diese Bestrebungen völlig scheiterten.

In Hietzing in der Früh eingetroffen, ließ ich mich sogleich bei Sr. Majestät melden, wurde aber an diesem Tage nicht vorgelassen. Es war das erste Mal, seit ich Generaladjutant geworden war, daß der König mich nach geschehener Anmeldung nicht sogleich und ohne Zeugen empfing.

Als ich nämlich am folgenden Morgen zur Audienz befohlen, in das Kabinett des Königs eintrat, fand ich denselben sitzend in der Mitte eines förmlichen Areopags. Der Kronprinz, der Graf Platen, der Geheimrat Lex, der Regierungsrat Meding und der Hauptmann von Düring saßen zu beiden Seiten des Königs, dessen Gesichtsausdruck ein höchst ungnädiger war. Sobald ich vor diesen Halbkreis getreten, mich gemeldet hatte, redete mich der König scharf mit den lauten Worten vorwurfsvoll fragend an:

„Sie wollen also, daß ich meiner Armee ohne jedes Äquivalent den Eid zurückgebe, welchen sie mir geleistet hat, und sie so der vorteilhaften Bedingungen der Kapitulation von Langensalza beraube?!“

Ich erwiderte sofort ebenso bestimmt: „Gerade das Gegenteil will ich, halten zu Gnaden. Wenn ich wollte, was Lügner oder Verleumder Euerer Majestät berichtet haben müssen, so hätte ich ja nur einfach Gebrauch von der mir gnädigst gegebenen königlichen Vollmacht machen können, so lange dieselbe in meinen Händen war!“

Diese bestimmte und schlagende Antwort leuchtete dem Könige sogleich ein. Sein Antlitz hellte sich auf.

In gnädigen Worten befahl er mir, mich zu setzen und meine Gedanken zu entwickeln. Ich that dies in folgender Weise.

Zunächst schilderte ich die Lage der Armee und deren Angehörigen, sowie die verschiedenen herrschenden Ansichten und Meinungen. Sodann ging ich auf die wahrscheinlichen Absichten Preußens ein, produzierte und las den Brief Keudells vor und gab meiner Überzeugung Ausdruck, daß derselbe die Wahrheit enthielte, sowie daß Preußen nicht länger warten wolle noch könne, dem jetzigen Zustande ein Ende zu machen. Ich glaube, daß namentlich der König von Preußen wünschen würde, die Kapitulationsbedingungen gütlich zu modifizieren und anzuwenden, daß er aber keinesfalls fortfahren würde eine Armee zu dulden, ja zu

unterhalten, welche durch ihren Eid dem Könige von Hannover verpflichtet sei. Ich müsse daher dringend empfehlen, die dargebotene Gelegenheit zu ergreifen, um der so braven und anhänglichen Armee durch eine Vereinbarung so viele Vorteile aus den Kapitulationsbedingungen zu sichern, als zu erlangen wären und dadurch zu ermöglichen, daß thunlichst viele freie Entschlüsse über ihre Zukunft fassen könnten.

Zugleich müsse ich als meine Ansicht aussprechen, daß bei den Verhandlungen über jene Kapitulation namentlich auch der erste Paragraph derselben mit einzubeziehen sei. Derselbe laute im Schlußsatze: „Sr. Majestät Privatvermögen bleibt zur Allerhöchsten Verfügung.“

Es sei offenbar, daß gerade noch der Militäreid dasjenige sei, welches in den Augen Preußens als das wertvollste, vielleicht als das einzig wertvolle in Sr. Majestät Händen sei.

Wenn man also rasch verfahre, sich bei Kleinigkeiten nicht aufhalte und nicht zu viel verlange, so sei nach meiner Ansicht jetzt noch manches, vielleicht viel zu erreichen. Zögere man aber zu lange und ergreife die dargebotene Gelegenheit nicht, so sei ich ebenso fest überzeugt, Preußen würde Mittel und Wege finden, sehr zum Schaden Sr. Majestät und Allerhöchst dessen Armee über den auf seinem Wege liegenden Stein fortzuschreiten oder denselben ganz beiseite zu schieben.

Der König, welcher verschiedentlich beipflichtend genickt hatte, äußerte, er habe sich gefreut, meinen klaren und beachtungswerten Vortrag anzuhören. Derselbe bedürfe der reiflichen Erwägung. Es sei ihm lieb, daß auch der Kronprinz und die übrigen anwesenden Herren meine Ansicht sogleich kennen gelernt hätten. Er würde jene demnächst darüber hören; für jetzt wolle er uns entlassen, wünsche aber morgen früh meinen Vortrag über die andern laufenden Geschäfte entgegen zu nehmen.

Damit war diese denkwürdige Audienz vorüber. Noch bevor ich die Villa verlassen hatte, teilte mir der Rittmeister Graf Wedell, welcher damals bis zur Ankunft seines Bruders — des Reisemarschalls Graf Wedell — den Dienst des Hofmarschalls ver-

richtete, mit, daß Se. Majestät soeben befohlen habe, mich auf das Ordinarium zur Hoftafel zu setzen, d. h. ich war täglich zu Tisch befohlen, sollte also längere Zeit bleiben.

Bevor ich den weiteren Verlauf der Begebenheiten schildere, muß ich zunächst diejenigen Personen der Umgebung des Königs vorstellen, welche einen erheblichen Einfluß auf denselben geäußert haben.

Über den Grafen Platen habe ich mich bereits oben ausgesprochen. Da derselbe nicht so gewandt mit der Feder als mit der Zunge ist, hatte er sich noch in Langensalza den Regierungsrat Meding als unentbehrlich zur Begleitung erbeten, nachdem der König schon dessen Rückkehr nach Hannover befohlen hatte. Dieser Mann, welcher dem Könige unendlich geschadet und sein Unglück wesentlich mitverschuldet hat, war dem Grafen Platen an Schlauheit und Erfindungsgeist bei weitem überlegen. Er wußte mit großer Geschicklichkeit, die Eigenschaften des Königs zu benutzen; gerade die edelsten derselben beeinflußte er im höchsten Grade zu seinen Zwecken. Worin bestanden diese?

Im hannöverschen Publikum war man der Überzeugung, Meding verriete den König an Preußen. Diese wohlbekannte, fast allgemeine Meinung war daraus entstanden, daß Meding Preuße und von dem Grafen Borries aus preußischem Dienste herübergenommen war, um ihn im hannöverschen Preßbüreau zu verwenden; ferner daraus, daß seine Thätigkeit, insoweit sie das Publikum kannte, schon damals als höchst nachteilig für den König erachtet wurde.

Ich teile diese Ansicht, daß Meding ein Verräter war, nicht. Ebensowenig aber glaube ich, daß er eine besondere Anhänglichkeit an den König hatte, während von Vaterlandsliebe für Hannover bei ihm überhaupt keine Rede sein konnte. Das eigentliche Motiv aller seiner Handlungen war „Sich beim Könige in Gunst zu erhalten.“

Zu diesem Zwecke war es vor allem notwendig, die Dinge so zu leiten, daß der König seiner Dienste ferner permanent bedurfte. Meding gebrauchte viel Geld; man sagte, er sei schon

in Hannover in erhebliche Schulden geraten, was nachfolgendes zu bestätigen scheint.

Bald nach Ankunft des Generalgouverneurs von Voigts-Rhetz hatte dieser dem Obersten Cordemann gesagt, er habe von Berlin die Weisung bekommen, die Frau des Regierungsrat Meding mit Geld zu unterstützen, da sie hier ohne alle Mittel und Kredit sei; er fürchte, man werde daraus schließen, ihr Mann sei ein Verräter, was keineswegs der Fall wäre.

Dem Könige hat er große Summen unmittelbar wie mittelbar gekostet und ist schließlich, als sein Abgang notwendig geworden war, in eine ganz erhebliche preußische Pension getreten, da ihm der König nicht so viel bewilligen konnte, wie er verlangte.

Er führte in den Konferenzen beim König meistens das Wort, achtete genau auf den Gesichtsausdruck desselben und wandte seine Rede danach.

Als ich im Sommer 1872 in Gmunden bei einem längeren, mit dem Könige über Meding geführten Gespräche sagte, man habe ihm seine Absicht öfter an den Augen abgelesen, auch entsprechende Beispiele aus den früheren Konferenzen anführte, erwiderte der König mit rührendem Seufzer: „Das konnte ich nun leider wegen meiner Blindheit nicht wahrnehmen!“

Sodann habe ich des Hauptmanns von Düring zu erwähnen. Derselbe war, da er noch keine Kompanie hatte, bei Ausbruch der Feindseligkeiten mit einem kleinen Detachement zur Bewachung von Strafgefangenen und einer Küstenbatterie in Emden kommandiert gewesen und durch die einrückenden Preußen abgeschnitten. Es war ihm gelungen, mit seinen Leuten ohne Waffen und in Verkleidung durch Holland nach Frankfurt zu flüchten. Von dort war er nach Mainz gesandt, wo die Leute wieder gekleidet und bewaffnet worden waren. Er meldete sich in Wien zur Zeit meines ersten dortigen Aufenthaltes beim Könige, welcher durch lebhafte Schilderung obiger Vorgänge so sehr für ihn eingenommen wurde, daß er mir noch vor meiner Abreise seinen Entschluß mitteilte, sich diesen Offizier erhalten zu wollen. Düring war ein glühender

Enthusiast, nicht ohne Talent, aber ohne genügende militärwissenschaftliche Ausbildung und ohne hinreichende Erfahrung.

Er wurde von Platen und Meding geleitet und zu ihren Zwecken benutzt.

Die übrigen anwesenden Personen der entourage kann ich übergehen, da sie auf meine Angelegenheiten meines Wissens keinen oder nur einen unbedeutenden Einfluß geäußert haben. Jedoch muß ich noch eines etwas späteren Ankömmlings, des Reisemarschalls Grafen Wedell erwähnen.

Ich halte den Grafen für einen durchaus treuen und ehrlichen Menschen, der aber von großen Vorurteilen befangen war. Er war Lebemann und gab bei jeder Gelegenheit der Ansicht Ausdruck, daß jeder ehrenhafte Offizier lieber Steine klopfen oder Droschken fahren müsse, als den König zu verlassen oder gar in die preußische Armee zu treten. Dieses und die in den letzten Monaten des Jahres 1866 als eigene feste Überzeugung ausgesprochene Ansicht, daß der König bald wieder in Hannover auf seinem Throne sitzen würde, rechtfertigt wohl mein Urteil hinreichend. Er mußte, soeben aus Hannover angelangt, dem Könige schildern, daß meine Ansichten und Vorschläge den Wünschen der Offiziere durchaus zuwiderliefen. Er erbot sich, die Beweise hierfür herbeizuschaffen, worauf ich dann weiter unten zurückkommen werde.

Mittlerweile schien die Angelegenheit, wegen der ich hauptsächlich nach Hietzing gekommen war, und welche mir so dringend und wichtig schien, ganz beiseite geschoben zu sein.

Ich wurde mit wenig bedeutenden Dingen beschäftigt: Ordensverleihungen, Medaillenprägung und Verteilung, persönliche Angelegenheiten und dergleichen mehr.

Man sagte mir, es seien Unterhandlungen durch die englische Regierung eingeleitet. Ich habe nach Jahren erfahren, daß der Graf Platen erst am 23. November mittelst einer Note an den hannöverschen Gesandten Baron Blome in London durch den englischen Gesandten in Berlin wegen der Eidesentbindung einen ungenügenden Schritt versucht hat, welcher wegen der dabei aufgestellten Bedingungen und Forderungen gar keinen Erfolg haben konnte.

Es war also über ein Monat verschleppt mit deliberieren und intrigieren, bevor ohne meine Zuziehung jener zeitraubende Weg beschritten wurde. Man weiß übrigens, daß England für den König nicht das mindeste gethan — jedenfalls gar nichts erreicht hat.

In der ersten Konferenz, welche der König zur Erörterung der Eidesfrage nach längerer Zeit wieder zu sich berufen hatte, erschienen außer den schon bei meinem Empfange gegenwärtigen Personen, der Reisemarschall Graf Wedell und der Rittmeister Volger.

Letzterer hatte sich, wie mir später gesagt wurde, in irgend einem kleinen Landorte Hannovers aufgehalten und war dort plötzlich schriftlich vom Grafen Wedell aufgefordert, Unterschriften von Offizieren zu sammeln, welche keine Eidesentbindung wünschten, sondern zur Disposition des Königs bleiben wollten.

Er hatte, wenn ich nicht irre, etwa 40 Unterschriften zu einer derartigen Erklärung erlangt. Ich werde später die offiziell festgestellte Anzahl der wirklich nicht abgegangenen Offiziere angeben.

Um den in meinem ersten Vortrage ausgesprochenen Gedanken entgegenzutreten, hatte man, außer der eben erwähnten Maßregel, noch dem Könige den Gedanken beigebracht, er würde des Verkaufes der Armee an Preußen beschuldigt werden, wenn er meinen Vorschlägen Gehör gebe.

Als Preußen Hannover plötzlich mit Krieg überzog, waren Staatsgelder im Betrage von ungefähr 22 Millionen Thaler nach London gerettet worden und in der Bank von England deponiert. Dieselben bestanden außer über einer Million Thaler baren Geldes in Landesobligationen au porteur, deren Nummern indes Preußen durch die in Hannover verbliebenen Register bekannt geworden waren. Da nun erwartet werden mußte, daß Preußen jene Obligationen bald außer Kours setzen würde, wenn sie in den Händen des Königs verblieben, so hatte der Finanzrat von Klenck dieselben an englische und französische Bankiers vorbehaltlich der Genehmigung des Königs verkauft, um so ein sicheres Pfand gegen das im Lande verbliebene Privatvermögen des Königs, hauptsächlich in Domänen bestehend, in die Hand zu bekommen. Der König erteilte die

nachgesuchte Genehmigung zum definitiven Verkaufsabschlusse infolge der Vorstellungen von Platen und Meding nicht, da er jeden Gedanken an Unredlichkeit perhorreszierte, seine Hände rein und seinen Ruf unbefleckt erhalten wollte.

Dasselbe Mittel, des Königs Gedanken gefangen zu nehmen, hatte man rücksichtlich meines Vorschlages: „Gegen Erlassung des Militäreides der Armee möglichst viel Vorteile zu verschaffen" in Anwendung gebracht. In diesem Falle, so stellte man Sr. Majestät vor, würde jedermann sagen, er habe seine Armee an Preußen verkauft. Nachdem der König in dieser Weise und durch die Wedellschen 2c. Bemühungen bearbeitet worden war, sollte ich nun in den weiteren Konferenzen bekämpft und geschlagen werden.

Nachdem ich zuerst meine früher angeführten Ansichten abermals hatte äußern müssen, traten meine Gegner auf den Kampfplatz. Vermittels der von Volger vorgelegten Erklärungen wurde behauptet, meine Vorschläge liefen von vornherein den Wünschen einer großen Anzahl von Offizieren schnurstracks entgegen, jene Unterschriften seien nur flüchtig und eiligst gesammelt, drückten aber den Willen der Mehrzahl aus. Die Kapitulation von Langensalza sei ja ein vom Könige von Preußen gegebener, vom Könige von Hannover ratifizierter, ganz unumstößlicher Vertrag. Preußen könne und dürfe es angesichts der Meinung Europas gar nicht wagen, denselben umzustoßen oder zu beseitigen.

Meding machte sich anheischig, dies allein durch die Presse, die gewaltigste Großmacht, zu verhindern.

Preußen sei verpflichtet, allen Offizieren und Unteroffizieren fortwährend ihre Kompetenzen zu zahlen. Die Armee wolle gar keine Eidesentbindung, sondern wünsche zur Disposition des Königs zu bleiben.

Er würde ganz gegen sein eigenes Interesse und gegen dasjenige der Armee handeln, wenn er auf die Wünsche Preußens eingehe.

Selbst wenn die Frage über das königliche Vermögen ganz unberührt bliebe, so würde man sagen, er habe die Armee verkauft.

Ich blieb bei meiner Ansicht und verfocht dieselbe rücksichtslos.

Die Behauptung, daß man Se. Majestät der Unredlichkeit beschuldigen könne, bezeichnete ich als ganz lächerlich, jedenfalls seien solche Urteile nicht beachtungswert.

Wie man angesichts der politischen Lage, der Machtfülle und der Handlungen Preußens rücksichtlich der Beseitigung der Kapitulation von Langensalza von „nicht wagen“, „nicht können“ reden möge, sei mir überhaupt und namentlich mit dem Briefe des Herrn von Keudell vor uns und nach den beglaubigten Äußerungen des Generals von Voigts-Rhetz in demselben Sinne ganz unfaßlich. Die Ansicht von einigen wenigen, nicht zu einer Pension berechtigten und über die eigentliche Sachlage gar nicht unterrichteten jüngeren Offiziere könne wohl nicht in Betracht kommen.

Ich schlage vor, daß Se. Majestät sogleich eine Kommission von älteren Offizieren zusammenberiefe, welchen er unbedingtes Zutrauen schenke, um sich direkt einen Bericht über die Stimmungen und Wünsche in der Armee machen zu lassen. Dies genehmigte der König und er wurde nach so und so viel Zeitverlust durch diese Kommission unterrichtet, daß meine Beobachtungen und Meldungen korrekt gewesen waren. Übrigens verlief diese Konferenz wie noch einige folgende ohne Resultat.

Die obschwebenden Verhandlungen, die entgegenstehenden Meinungen derjenigen Personen, welchen der König Vertrauen schenkte, die Wichtigkeit der Fragen und die düstere, ungewisse und doch drängende Zeit hatten unsern armen Herrn in so hochgradig nervöse Aufregung versetzt, daß er bisweilen bis spät Nachts am Arme seines getreuen Privatsekretärs, Geheimrat Dr. Lex, im Parke der Villa umherwanderte und dann auch nicht unerheblich erkrankte.

Dennoch arbeitete er, auf der Chaise-longue gebettet, weiter, sich dabei so unruhig und fieberisch hin- und herwälzend, daß ich ihn öfter zugedeckt und wieder bequem gebettet habe. Er versäumte dann nie, in liebenswürdiger und rührender Weise zu danken.

Ich will hier gleich einige Beispiele anführen, wie man den König quälte und beeinflußte.

Es war in jener Zeit ein englischer Geistlicher, Mr. Douglas, in Hietzing erschienen, um bei Sr. Majestät Audienz zu erbitten.

Derselbe, ein ganz überspannter, eingebildeter und aufdringlicher, nebenbei auch grundhäßlicher Mensch, behauptete, überzeugt zu sein, daß er durch seine Vorstellungen bei den höchsten und mächtigsten Häuptern Europas und durch Bearbeitung der öffentlichen Meinung vermittels der Presse die Restitution des Königs bewirken könne und werde.

Er wurde längere Zeit am Hofe behalten und als willkommenes Werkzeug benutzt, um dem Könige lebhafte Vorstellungen in obigem Sinne zu machen. Als ich einst bei diesem zum Vortrage verweilte, ließen der Regierungsrat Meding und Mr. Douglas um sofortige Audienz in einer höchst wichtigen und dringenden Angelegenheit bitten.

Der König befahl, die Herren sogleich herein zu führen, ich solle im Vorzimmer bis zu ihrer Entlassung warten.

Die Audienz dauerte sehr lange. Als die Herren endlich wieder heraus waren und ich in das Kabinett hineintrat, rief mir der König mit hochrotem, aufgeregtem Antlitze sogleich entgegen: „Denken Sie sich, lieber Generaladjutant, man beschuldigt mich in der englischen Presse bereits öffentlich des Raubes der Landesgelder!“ Ich erwiderte: „Aber Majestät, das wird ja kein Mensch glauben, ist ja auch sehr leicht öffentlich zu widerlegen!“ „Da irren Sie sehr“, antwortete der König, „man beeinflußt die öffentliche Meinung leicht. Diese niedrige Verleumdung erfordert jedenfalls eine sofortige eingehende öffentliche Widerlegung, und ich muß mich nun doppelt hüten etwas zu thun, was solchen lügenhaften Anschuldigungen auch nur einen Schein von Wahrheit geben könnte. Ich bin den abgetretenen Herren sehr dankbar, daß sie sogleich eingeschritten sind.“

So hatte man den König auch fest davon zu überzeugen gewußt, daß, wenn nicht gar die weitaus größere Hälfte, doch eine sehr bedeutende Anzahl seiner Offiziere keine Entlassung anzunehmen, sondern zu seiner Disposition zu bleiben wünschte.

Nachdem nun der König dem General von Arentschildt die Befugnis erteilt hatte, allen Angehörigen der Armee den Abschied zu erteilen, welche denselben zu haben wünschten und das Resultat

bekannt wurde, geriet der arme Herr wieder in die hochgradigste Erregung und erkrankte abermals. Doch zurück zu dem Fortgange dieser letzteren traurigen Angelegenheit.

Als es mit den Verhandlungen durch den englischen Gesandten nicht vorwärts ging, man von Hannover aus dagegen immer mehr auf Entscheidung drang, zu diesem Zwecke auch von dort den Generalleutnant von dem Knesebeck zur mündlichen Berichterstattung über die Wünsche der Armee an den König gesandt hatte, ordnete derselbe einige Maßregeln an, von welchen er hoffte, daß sie zu einem befriedigenden Ziele führen würden. Die wesentlichste bestand darin, daß der General von Arentschildt mit drei älteren Offizieren als Kommission beauftragt wurde, über die Eidesentlassung und die Bedingungen der Kapitulation von Langensalza, jedoch unter Ausschluß der darunter enthaltenen Bedingung über das königliche Vermögen, zu unterhandeln.

Es war ihnen dazu gewissermaßen eine Erlaubnis, aber keine eigentliche Vollmacht gegeben worden. Außerdem stellte der König als unerläßliche Bedingung hin, daß nur diejenigen des Eides entbunden werden sollten, welche dies wünschten. Dagegen sollten die übrigen ihre bisherigen Kompetenzen bis an ihr Lebensende von Preußen zugesichert erhalten.

Hieraus sowohl, als aus dem Zeitverluste folgerte ich, daß jene Herren nichts erreichen würden, verhehlte dies dem Könige auch nicht. Ich legte meine Ansicht abermals dar, daß Preußen nun und nimmer einen förmlichen Armeekadre weiter besolden würde, welcher stets zur Disposition Sr. Majestät bliebe.

Es würde eine generelle Eidesentlassung verlangen, bevor es sich auf Berücksichtigung der exzeptionellen Verhältnisse einließe.

Jene Kommission hatte sich nach Berlin begeben, um mit den maßgebendsten Personen in direkte Beziehung zu treten, nachdem der Generalgouverneur in Hannover sich auf gar nichts hatte einlassen wollen.

Der König von Preußen hatte zwar den General von Arentschild allein empfangen, ihn aber nach einigen allgemeinen wohlwollenden Worten sogleich wieder entlassen.

Der Kriegsminister hatte sich auf gar keine Zusagen einlassen wollen. Der Graf Bismarck hatte erklärt, die Sache sei jetzt bereits ganz aus seinen Händen; indes möchten die Herren ihn als ihren Anwalt betrachten, er wolle für sie thun, was er könne.

Zur Berichterstattung über diese vollkommene Zurückweisung, fanden sich am 24. Dezember die Mitglieder der Kommission, Obersten Cordemann, von Geyso und Stolzenberg in Hietzing ein und erhielten die Zusage des Königs, daß er die Angelegenheit nunmehr sogleich entscheiden wolle.

Ich will hier gleich erwähnen, daß die ersteren beiden in preußische Dienste traten, der letztere dem Könige von Preußen den Eid leistete und Pension nach preußischem Tarife nahm, nachdem sie vom Könige den Abschied erhalten hatten.

Ähnlich aber in krasserer Weise hatte der General von Arentschildt gehandelt, nachdem er bei seinem Abschiedsgesuche dem König noch in den rührendsten Worten der ewigen Treue versichert und seine künftige Armut beseufzt hatte.

Der König entband nunmehr die Armee nicht pure und generell des Eides, sondern verstattete dem General von Arentschildt, in seinem Namen jedem den Abschied zu erteilen, welcher ihn haben wollte.

Das Resultat war, daß fast sämtliche Armeeangehörige den Abschied nahmen. Nach den offiziellen Listen hatten von den Offizieren:

19, worunter mein ältester Sohn, den Abschied nicht genommen; außerdem selbstverständlich auch nicht die Adjutanten des Königs und die verwandten Prinzen;

425 waren in preußische Dienste getreten;
68 in sächsische;
6 in braunschweigische;
5 in mecklenburg-schwerinsche;
3 in österreichische, darunter mein jüngster Sohn;
1 in sachsen-altenburgische;

70 Offiziere hatten außer obigen dem Könige von Preußen den Eid geleistet und waren deswegen nach dem erheblich höheren preußischen Tarife pensioniert;

62 nahmen ihre gesetzmäßige hannöversche Pension, da sie nicht glaubten, dem mit dem Könige von Hannover noch im Kriege befindlichen Könige von Preußen den Militäreid leisten zu können.

Über diesen letzteren Gegenstand, den Kauf des Eides gegen eine Summe Geld, erlaube ich mir eine Bemerkung.

Preußen hat diesen Akt als unverfänglich und als einen milden, rücksichtsvollen dargestellt. Als aber die französische Regierung den Wortbruch der gefangenen Offiziere prämiierte, war des Geschreis auf preußischer Seite kein Ende; auch mit Recht.

Den Eindruck, welchen das vorstehende Resultat auf den König machte, habe ich bereits oben geschildert. Man bestrebte sich um diese Zeit sogar mir die Schuld an jenem Ergebnisse zu geben, wegen der erlassenen Ausführungsbefehle, worauf der König aber um so weniger einging, da ich nur solche Befehle gegeben hatte, welche derselbe nicht nur genau kannte, sondern auch selbst eigenhändig paraphiert hatte.

Wegen der nachherigen teils mangelhaften, teils geradezu unwahren Darstellungen derjenigen Beteiligten, welche ein Interesse dabei hatten dies zu thun, habe ich jene Vorgänge etwas eingehender geschildert.

Aber auch ganz besonders deswegen habe ich dies gethan, um als Augenzeuge nachzuweisen und zu bekräftigen, daß der König auch hier bestrebt war, nach Pflicht, Ehre und Gewissen in so wohlwollender Weise zu handeln, als er irgend zu können glaubte.

Gerade seine edelsten Eigenschaften wurden benutzt, um ihm das in seiner Hand befindliche Wertvollste ohne irgend welche Gegenleistung zum Vorteile seiner Feinde zu entreißen.

Welche Erregungen der König durchzumachen hatte, davon hier noch ein Beispiel. Als jene Kommission nach Hannover zurückgekehrt war, schrieb mir meine Frau, der Oberst von Geyso würde in preußische Dienste treten, was seine eigene Frau ihr mitgeteilt habe.

Als ich dem Könige das Faktum meldete, Geyso würde in preußische Dienste treten, rief er lachend aus: „Man hat schon oft versucht, den bei mir zu verleumden, ich glaube kein Wort

davon.“ Als ich dann den Brief meiner Frau produzierte und die näheren Umstände vorlas, erwiderte er: „Ich kann es dennoch nicht glauben, das muß anders zusammenhängen!“

Oberst von Geyso war vom Könige stets bedeutend bevorzugt und hatte sich noch am 24. Dezember in den glühendsten Anhänglichkeitsversicherungen erschöpft. Ähnliche Beispiele könnte ich mehrere anführen, welche den König immer schmerzlich erregten.

Endlich denn noch einige Worte über meinen eigenen Abgang. Während der Zeit der Diskussionen und Konferenzen hatten meine Gegner Versuche gemacht, mich für ihre Wünsche und Ansichten einzunehmen. Ohne mich in ihre Zukunftspläne allzutief einzuweihen, suchte man meine Ansichten über die zunächst ratsamen Schritte zu erforschen und deutete mir an, ich könne dabei eine große Rolle spielen.

Als es sich herausgestellt hatte, daß ich nicht bereit sei, bei der Ausführung der ausgeheckten Pläne mitzuwirken, stellte man dem Könige vor, daß ich nichts weiter wolle, als meiner Kompetenzen sicher zu sein. Sobald meine Zukunft in dieser Weise gesichert würde, stimmte ich gewiß ganz anders in der Eidesfrage So wurde ich denn eines Tages, während ich über die Gestaltung meiner Zukunft kaum nachdachte, noch irgend einen Wunsch ausgesprochen hatte, vom Könige plötzlich mit der Versicherung überrascht, daß er mich in seinen Diensten behalten wolle. Diese Zusicherung wurde sodann von Sr. Majestät in Gegenwart des Kronprinzen und des Grafen Platen in förmlicher Weise wiederholt.

Man soll sehr erstaunt gewesen sein, daß dies auf meine Ansichten und mein Verhalten nicht den mindesten Einfluß ausübte.

Als daher die Armee entlassen war und die königliche Vermögensfrage eine bedenkliche Form angenommen hatte, benutzte man diesen Umstand, um mich los zu werden.

Der König ließ mich auffordern einzugeben, wie hoch sich meine Bezüge beliefen. Dann ließ er mir durch den Oberstleutnant von Kohlrausch, einen meiner besten Freunde, sagen, er könne mich nicht mit Sicherheit immer bezahlen; ich möge daher den Abschied nehmen und in die mir gebührende hannöversche Pension treten.

Als ich dies ohne Weiteres sofort gethan hatte, war er höchst erstaunt gewesen. Er hätte nämlich gemeint, ich würde auf Grund seiner Zusicherungen eine größere Entschädigung verlangen, er sei mir allerdings dazu verpflichtet und gespannt darauf, was ich fordern würde.

In meinem Abschiede stellte er mich als Generaladjutant in Uniform, Schärpe und Aktivitätszeichen zur Disposition. In der Abschiedsaudienz sprach er in gnädigen Worten sein Bedauern aus, daß ich gehen müsse „da er mir schließlich sonst vielleicht den leeren Geldbeutel hinhalten müsse."

Ich war beim Abschiede natürlich sehr bewegt und versicherte ihn meiner bleibenden Treue. Ich sagte ihm, ich nehme zwar mit tiefstem Schmerze von Sr. Majestät Abschied, sehe aber vollkommen ein, daß er augenblicklich meiner Dienste durchaus nicht bedürfe. Sollte dies aber je wieder der Fall sein, so würde ich stets zu seiner Disposition stehen. Wir werden später sehen, daß es noch öfter der Fall war.

Mit erneuerter Wehmut habe ich das Ende einer loyalen, treuen und tapferen deutschen Armee aufgezeichnet, deren Fahnen überall geweht hatten, wo es galt den auswärtigen Feind zu bekämpfen. Selbst als ganz Deutschland zu den Füßen Napoleons I. lag, stand Hannover gegen ihn im Felde unter den größten Aufopferungen unserer braven Voreltern. In den bedrängtesten Zeiten Preußens, sowohl als es dem Ruine im siebenjährigen Kriege nahe war, als auch bei der endlichen Niederwerfung Napoleons in der Schlacht von Waterloo hatten Hannover und Preußen Brust an Brust gegen den gemeinsamen Feind gefochten.

Nun war es letzteres, was unsere herrliche Armee vernichtet hatte! Es soll zum Heile Deutschlands geschehen sein. Es mag erlaubt sein, an dieser Phrase zu zweifeln!

Wenn ich nun bislang auch nur vorzugsweise aus meinem Geschäftskreise als Generaladjutant berichtete, so trat ich als des Königs oberster militärischer Diener in Wien doch auch vielfach in ganz andere Beziehungen, welche ich nicht unerwähnt lassen will.

Der König, so gewöhnt an ein innig beglückendes Familien-

leben, entbehrte schmerzlich die Abwesenheit der Königin und der Prinzessinnen.

Es wurde daher während meines Aufenthaltes in Hietzing veranstaltet, daß Prinzessin Friederike zu ihrem leidenden Herrn Vater kam, welcher hierin einen großen Trost fand, ja förmlich wieder auflebte. Diese schöne, heitere und begabte junge Prinzessin bezauberte uns alle und erwarb sich alsbald die herzlichste Zuneigung der Kaiserin, der Erzherzoginnen und der sonstigen höheren Damenwelt. Dies trat am Hofe des Königs nicht nur durch einen lebhafteren Verkehr, sowie in vielen ihr zu Ehren gegebenen Gesellschaften hervor, sondern auch in dem intimsten Verkehr mit den kaiserlichen Herrschaften, von welchem ich mehrfach alleiniger Augenzeuge gewesen bin, wenn ich den König zu geleiten hatte. So als die Kaiserin Elisabeth am 9. Januar 1867 der Prinzessin zum Geburtstage ein prachtvolles Bouquet und ihre Gratulation persönlich überbrachte. Ebenso als zu gleichem Zwecke die hochbetagte Kaiserin Karoline, Witwe des letzten deutschen Kaisers erschien 2c.

Ein anderes höchst belebendes, freilich himmelweit verschiedenes Element in des Königs Umgebung war der zu Sr. Majestät als Kavalier kommandierte Feldmarschalleutnant Baron Reischach.

Ein solche Persönlichkeit kann nur in Österreich und vielleicht auch nur in Wien erstehen. Tapferster Soldat, sprudelnd von Witz und Humor trotz seiner 49 zum teil schweren und schmerzvollen Wunden, urgemütlich und human, dabei klug und vornehm, mit größter Personen- und Sachkenntnis ausgerüstet, war er ein unschätzbarer Begleiter. Durch ihn kam man auch mir in den höchsten Militärkreisen freundlichst entgegen.

Durch ihn erreichte ich es, daß unter Mithilfe des Grafen Crenneville mein jüngster Sohn, seinem dringendem Wunsche gemäß, in das 11. Kaiser Franz Josef-Kürassierregiment aufgenommen wurde, während zahlreiche ähnliche Gesuche abgeschlagen wurden.

Abgesehen von den vielen Kunstschätzen und historischen Erinnerungen Wiens und Schönbrunns waren mir die Verhältnisse der Wiener Gesellschaft und besonders des Kaiserhofes, mit welchem ich mehrfach in nahe Berührung kam, sehr interessant.

Die erste Gesellschaft erhält dadurch ein eigentümliches Gepräge, daß dazu eine große Menge wirklicher Grand seigneurs von verschiedenster Nationalität gehört. Dies gibt dem Hofe, wenn alles in Galla erscheint, ein wunderbar buntes Bild. Selbst der Hut des weiland Landvogt Geßler fehlte bei der großen Neujahrsgratulationskour nicht.

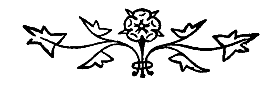
Dieselbe nehmen nämlich nicht etwa Kaiser und Kaiserin persönlich entgegen, sondern die Obersthofmeisterin auf einem Sofa placiert, empfängt namens des Herrscherpaares die Verbeugungen der ganzen Diplomatie, der höchsten Personen aller Kronländer und der vorgestellten Fremden.

Die politische Bedeutung dieses Aktes scheint mir der Hinweis auf die unendliche Erhabenheit des Kaiserpaares über alle Welt zu sein. Er kontrastiert sonderbar mit der ungemeinen Liebenswürdigkeit der Allerhöchsten Herrschaften im persönlichen direkten Verkehre mit jedermann.

An keinem Hofe, in keiner Gesellschaft ist man nach meinen Erfahrungen artiger als in Wien, so exklusiv diese sogenannte erste Gesellschaft auch ist.

Der in ihr aufgenommene Fremde fühlt sich alsbald heimisch in derselben.

Ich blieb nicht lange darin, denn sobald ich meinen Abschied hatte, geleitete ich meinen jüngsten Sohn zu seinem in Ungarn garnisonierenden Regimente und kehrte dann nach Hannover zurück.



III. Teil.

Es werden bis ans Ende meines Lebens recht wehmütige Gefühle bleiben, welche mich bei den Erinnerungen an jene Zeit erfüllen, in welcher so unerwartet früh der Abschluß meiner militärischen Laufbahn, also auch die Annullierung meines Hauptlebenszweckes stattfand.

Erst 48 Jahre alt, in rüstigster, geistiger und körperlicher Kraft war ich durch die obwaltenden Umstände und meine persönliche Stellung sowohl, als meine Ansichten gezwungen, in relativer Unthätigkeit zu verbleiben.

Selbst das wurde mir von außen noch durch den Umstand erschwert, daß die öffentliche Meinung in Hannover mich nicht nur in die Pläne der Herren Projektenmacher in Hietzing völlig eingeweiht, sondern auch für mitbeteiligt hielt.

Man kam von hannöversch-patriotischer Seite vielfach zu mir um Rat und Beistand. Die preußische Polizei, welche längere Zeit die Meinung teilte, überwachte mich scharf, sogar nachts und suchte mich zu allerlei Bekenntnissen durch anscheinend unverdächtige Personen und ihre untergeordneten Organe zu veranlassen.

Das war nun zwar leicht genug zu durchschauen und zu vermeiden, mich zu kompromittieren.

Schwerer aber war es eine diskrete Stellung gegenüber den hannöverscherseits gemachten Anforderungen und den von Sr. Majestät zwar gebilligten, aber — wie später Thatsachen beweisen werden —

keineswegs völlig erkannten Plänen Platens und Medings einzunehmen und zu behaupten.

Dazu kam der schmerzliche, tägliche Anblick des Untergangs alles dessen, was mir noch außerhalb meiner Familie ans Herz gewachsen war. Es ist freilich wahr, daß dies jeder ehrliche Hannoveraner mitempfinden mußte. Dennoch ist es wohl begreiflich, daß ein Militär, mit der seine geliebte Armee ersetzenden feindlichen Macht beständig vor Augen, die Gefühle der Trauer weit lebhafter hegen mußte, als die übrigen Landeseinwohner.

Jedenfalls erregten mich diese Gefühle, die überstandenen geistigen Anstrengungen und Aufregungen in so hohem Grade, daß ich einsah, das Gleichgewicht meiner Seele nur wiedergewinnen zu können, wenn ich das Vaterland — mindestens zeitweilig — verließ.

Die Frage „wie“ und „wohin“? war indes nicht leicht zu entscheiden.

Der König hatte den Wunsch ausgesprochen, ich möge zu seiner Disposition bleiben. Ich hatte nicht gezögert, dies zuzusagen und auch in meinem Abschiede hatte der König diesem Willen Ausdruck gegeben.

Ich war stets für die Ansicht eingetreten, der König solle seinen Aufenthalt in England nehmen, denn seine Rechte, seine Herkunft und Familienverbindung, die früheren historischen Thatsachen und vor allem seine zu wahrende Unabhängigkeit schienen mir dafür zu sprechen.

Ich hegte noch immer die Hoffnung, daß die Übersiedelung stattfinden würde. Dazu kam, daß die Verwandten meiner Frau, mein Schwiegervater ꝛc. dort ihre Heimat hatten und mein ältester Sohn dorthin auswanderte. Der Gedanke, auch dahin zu gehen, lag also nahe. Andere Gründe sprachen für Sachsen.

Die Abneigung des Königs und der Königin nach England zu gehen, trat immer bestimmter zu Tage.

Bei einem bleibenden Aufenthalte Sr. Majestät in Österreich war ich also in Sachsen weit eher und leichter zu seiner Disposition als in England. Jenes Land lag zudem etwa in der Mitte zwischen dem nunmehrigen Aufenthalt meiner beiden Söhne. Ich

konnte dort meinen Mitteln angemessener leben als in England, konnte dort in kameradschaftlichen Beziehungen zu meinen früheren, in großer Anzahl in die sächsische Armee getretenen Offizieren bleiben und endlich waren mir die Sachsen ja bereits von Holstein her bekannt und lieb geworden.

So entschieden wir uns denn zunächst für den Umzug nach Sachsen. Ich eilte alsbald nach Dresden um eine passende Unterkunft zu ermitteln. Dieselbe bot sich mir sehr geeignet in Pirna dar, denn nicht nur fand ich dort eine genügende und billige Wohnung mit einem großen mir Arbeit versprechenden Garten, sondern es war dort auch ein mir sehr lieber Kamerad, der Rittmeister von Schnehen, als Chef einer Gardereiterschwadron stationiert. Ja, als wir nun im Herbste unsern Umzug bewerkstelligt hatten, war indessen zu meiner größten Freude mein persönlicher Adjutant aus dem 1866er Feldzuge, W. von Klenck, Chef der andern in Pirna garnisonierenden Gardereiterschwadron geworden.

Dies gab von Anfang an zu dem angenehmsten Verkehr Veranlassung und erleichterte unser Bekanntwerden mit der Gesellschaft in Stadt und Umgegend ganz außerordentlich. Man kam uns dort allseitig mit größter Liebenswürdigkeit entgegen, und da auch von Dresden aus die hannöverschen Kameraden uns vielfach aufsuchten, zudem die jüngeren sächsischen Gardereiteroffiziere in unserem Hause viel verkehrten, so entwickelte sich um uns ein sehr belebtes geselliges Treiben.

Daneben bot mir mein großer vernachlässigter Garten hinreichende Arbeit.

So empfand man nicht mehr so schmerzlich die erlittenen schweren Verluste, die erduldeten Anstrengungen und Erregungen, eine Art Heimatsgefühl stellte sich ein und Gleichmut, sowie Lebensfreudigkeit kehrten zurück. Sehr wesentlich trug dazu bei, daß man die fremden Einrichtungen, das Unglück so vieler Landsleute im eigenen verlorenen Vaterlande nicht täglich vor Augen zu haben brauchte.

Nur zweimal bin ich dorthin in späteren Jahren zu eintägigem Aufenthalte bei Verwandten zurückgekehrt, wobei ich möglichst vermied zu sehen oder gesehen zu werden.

Meine Landsleute freilich habe ich zu meiner Freude oft genug zu empfangen gehabt; denn bei den fortgesetzten Wallfahrten derselben nach Wien zu Sr. Majestät machten viele in Pirna Station.

Manche kamen auch überhaupt nur bis Pirna, bisweilen mir unbekannte Personen, um zu erkunden, ob und welche Hoffnungen ich für die Zukunft hege; ob ich mich nicht bald an der Spitze einer entscheidenden That befinden würde, deren Möglichkeit in naher Zeit man nicht nur erhoffte, sondern vielfach glaubte.

Voll Ingrimm war man zu den kühnsten — wenn ich nicht sagen soll — tollsten Unternehmungen bereit, wenn sich nur ein unternehmender Mann an die Spitze stellte, welchem man Vertrauen schenkte.

Man glaubte ziemlich allgemein, daß der augenblickliche Zustand auch für Preußen völlig unhaltbar sei und von den Mächten nimmer geduldet werden könne.

Daß diese Ansicht keine ganz verkehrte war, hat man ja gesehen.

Man täuschte sich nur über den Verlauf der kommenden Ereignisse, der politischen Schlauheit und energischen Kraftentwickelung Preußens und der geringen Energie und Klugheit seiner Gegner.

Man kam daher zu falschen Schlüssen und Maßregeln. Ich konnte mich zwar über die in Hintzing gethanen Schritte nicht offen aussprechen, wohl aber meine Ansicht über die auch von mir für möglich gehaltene Wiederherstellung Hannovers unter Voraussetzungen, welche nicht eintraten.

Diese Ansicht habe ich, wie man sehen wird, später in dem allerkritischesten Momente durch die Billigung Sr. Majestät zur Geltung gebracht. Am lautesten und rührendsten sprach sich die Anhänglichkeit der Hannoveraner an ihr Königshaus, ihre Mißbilligung der Annexion und ihre Hoffnung auf baldige Wiederherstellung des Königreichs durch den Zug von circa 2000 Hannoveranern aller Stände zur Feier der silbernen Hochzeit Ihrer Majestäten nach Wien aus. Die Umstände, unter welchen diese Feier stattfand, sowie der Verlauf derselben stehen ganz beispiellos in der Geschichte da.

Sie ist ausführlich in einer bei dem Universitätsbuchdrucker Weiß in München herausgekommenen Broschüre beschrieben.

Daher beschränke ich mich darauf nur wenig darüber zu sagen.

Was es schon an sich heißen will, wenn sich trotz der in den Weg gelegten vielfachen Hindernisse, trotz der großen Kosten, der Jahreszeit (18. Februar) und der Entfernung 2000 Menschen aller Volksklassen, von denen manche nur mit größter Aufopferung die Mittel dazu erschwingen konnten, aufmachen zu einer solchen Feier — lediglich um ihrer Liebe und Treue Ausdruck zu geben — muß jedermann einleuchten.

Unser kleiner, deutscher Volksstamm hat seiner Redlichkeit damit ein ehrenvolles Denkmal gesetzt, welches in der Geschichte von deutscher Treue ein glänzendes Blatt verdient.

Dem erlauchten Königspaare wurden bei dieser Gelegenheit circa 1300 Geschenke dargebracht. Ich weiß nicht, welches die kostbarsten waren; diejenigen, welche das meiste Geld gekostet hatten, deren sehr wertvolle darunter waren, oder diejenigen, deren Kosten sich arme Leute bis zur armen Näherin herab an ihrem kärglichen und mühevollen Verdienst abgespart hatten? Hervorgegangen waren beide aus gleichen Motiven.

Ein weiteres höchst ehrenvolles Zeugnis war aber diese Feier auch für das hohe silberne Ehepaar selbst, ein Zeugnis, wie es bislang überhaupt noch niemandem zu teil geworden ist.

Es gewährte denn auch — wie sie wiederholt damals und später aussprachen — den hohen Herrschaften einen wahrhaften und schönen Trost in ihrem schweren Unglücke.

Wenngleich ich nun teils durch die Beteiligung am Feste selbst, teils durch die gnädige Huld der Herrschaften erfreut nach Pirna zurückkehrte, so war doch dasjenige, was ich durch meine Freunde über die Thätigkeit der Umgebung des Königs erfuhr, keineswegs geeignet, beruhigende oder gar vertrauenerweckende Gedanken über die Zukunft in mir zu erregen.

Freilich bestätigten und vervollständigten jene Mitteilungen eigentlich nur das mir bereits Bekannte, was ich nachstehend kurz anführen will.

Da waren zunächst die weiteren Verhandlungen mit Preußen über das königliche Privatvermögen.

Man machte dabei, wie ich stets vorausgesehen und „gesagt" hatte, das kläglichste Fiasko, weil man trotz der bekannten Absichten — ja Äußerungen des Herrn von Bismarck — noch immer wähnte, sich Preußen gegenüber auf einen Rechtsboden stellen zu können.

Der König selbst hat mir später mehrfach gesagt, wie sehr er bedauere, sich mit Preußen auf einen Vertrag über sein Privatvermögen eingelassen zu haben. Der Verlauf dieser traurigen Angelegenheit war kurz folgender:

Die englische Regierung hatte ihre Vermittelung zur Eröffnung der Unterhandlungen zwischen Preußen einerseits und dem Könige von Hannover anderseits über dessen Privatvermögen angeboten. Der König hatte dies acceptiert unter der Bedingung, daß der Verhandlung die Politik völlig fern bleibe, auch keinerlei politische Folgerungen daraus abgeleitet werden sollten.

Unter englischer Ägide also hatte der König einen Vertrag mit Preußen dahin abgeschlossen:

1) Daß alle politischen Fragen diesem Vertrage fern bleiben, namentlich aber keine Anerkennung des in Deutschland nunmehr faktischen Zustandes seitens des Königs Georg V. aus demselben abgeleitet werden könnte.

2) Wurden dem Könige folgende Vermögensobjekte von Preußen zugesprochen:

das in der englischen Bank liegende Kapital 600 000 £;

die aus den Landeskassen bar nach England geretteten Gelder circa 1 200 000 Thlr.;

die königliche Silberkammer;

die königlichen Pferde des Privatstalles;

alles mit Ausnahme dieser letzteren Gegenstände, welche man seitens der preußischen Regierung bereits im Besitze des Königs glaubte.

3) Nach Auslieferung der sub 2 angeführten Gegenstände sollten die nach London geretteten hannöverschen Wertpapiere, in Summa circa 18 000 000 Thlr. an Preußen ausgeliefert werden.

4) Sollte Preußen als Restentschädigung für die im Lande Hannover liegenden königlichen Güter die Summe von, soweit ich mich erinnere, 16000000 Thlr. zahlen, von welcher Summe der damalige preußische Finanzminister von der Heidt das preußische Abgeordnetenhaus am 1. Februar 1868 versicherte, daß die Zinsen derselben sich bei weitem nicht so hoch beliefen als der Ertrag der Güter.

Nachdem Herr von Bismarck noch darauf bestanden hatte, daß bis zu einem Friedensschlusse nur die Zinsen jenes Kapitals an den König ausgezahlt werden sollten, wurden die Ratifikationen ausgewechselt und es begann die Ausführung des Vertrages.

Zunächst wurden die Pferde und die Silberkammer aus Hannover fortgeholt.

Preußen hatte nach dieser letzteren in Hannover eifrig forschen lassen, da man nichts über den Verbleib derselben wußte. Die königlichen Schlösser waren durchsucht, Belohnungen für ihre Entdeckung in Aussicht gestellt und schließlich die Überzeugung gewonnen, daß sich dieselbe bereits außerhalb der preußischen Machtsphäre befinde. Dennoch war sie im königlichen Schlosse Hannovers die ganze Zeit hindurch eingemauert gewesen und obwohl etwa 40 Personen dabei teils thätig gewesen, teils Kenntnis davon hatten, so war doch unter dieser großen Anzahl Wissender kein schurkischer oder leichtsinniger Verräter gewesen.

Man mag sich die Enttäuschung der Preußen denken, als dieser viele Millionen werte Schatz vor ihren Augen wieder gehoben und davon geführt wurde.

Hierauf hatte der König Georg V. seine kontraktliche Verpflichtung erfüllt, indem er im November 1867 die in London befindlichen hannöverschen Wertpapiere nach Hannover an Preußen ausliefern ließ.

Man brauchte nun auch gar nicht lange auf die Auszahlung der Revenüen des in Preußen verbliebenen königlich hannöverschen Vermögens zu warten, denn bereits am 18. Februar, also gewissermaßen als charakteristisches Geschenk zur silbernen Hochzeitsfeier des hannöverschen Königspaares stellte der preußische Finanzminister im Herren-

hause die Beschlagnahme des Vermögens des Königs Georg V. in nahe Aussicht.

Diese erfolgte bereits am 3. März vermöge einer Verordnung des Königs von Preußen und zwar „zugleich“ mit dem Gesetze betreffend die Bestreitung der Summen für die Ausführung des Vermögensvertrages mit dem Könige Georg V.

Sie stützte sich auf einen Bericht des preußischen Staatsministeriums an den König Wilhelm, eins der wunderbarsten Aktenstücke, welche man lesen kann.

Dasselbe bringt nämlich für die Nichtausführung des Vertrages allerlei Scheingründe vor und macht in der einfachsten Logik die ungeheuerlichsten Sprünge, so daß man, geradezu leugnen müßte, daß Kant existiert habe und Preuße gewesen sei, wenn man dieselben ernst nehmen wollte.

Nach meiner Ansicht wäre jener Bericht wahrheitsgetreuer und kürzer gewesen, wenn das Ministerium einfach gesagt hätte:

„Der Zweck des abgeschlossenen Vertrages ist erreicht, und wir schlagen Euer Majestät aus Staatsraison nunmehr die Konfiskation des fraglichen Vermögens vor, da uns niemand daran hindern kann.“

Zur Bekräftigung dieser Ansicht weise ich noch auf das Verfahren hin, welches Preußen seit dem Tode des Königs Georg in dieser Angelegenheit gegen den Herzog von Cumberland beobachtet hat.

Dieser Herr hatte keine der Handlungen begangen, welche das preußische Staatsministerium in seinem Berichte als Grund der Sequestration des Vermögens des Königs Georg ausgesprochen und deswegen die Beschlagnahme desselben und zwar nur gegen diesen verfügt worden war. Dennoch setzt man die Beschlagnahme ohne weiteres auch gegen den Herzog fort, obwohl derselbe friedlichst in Österreich lebt.

Man knüpft die Zahlung der Zinsen einfach an Bedingungen, welche der Herzog gar nicht erfüllen kann.

Daß ich keiner von denen bin, welche sich über diese Vor-

gänge überhaupt nur wundern konnten, liegt nach meinen schon früher geäußerten Ansichten auf der Hand.

Ich finde das Verfahren Preußens nicht nur begreiflich, sondern erkennen auch an, daß es dabei mit großem Geschicke verfahren ist.

Wenngleich man als ehrlicher Mann dergleichen diplomatische Kunststücke nicht scharf genug verurteilen kann, so kommen sie doch in der Geschichte mehrfach vor. Ihr Gelingen gereicht demjenigen zum Triumphe, welcher sie ausführt, und demjenigen zum Tadel, welcher die bitteren Erfahrungen, welche er bereits gemacht hat, unberücksichtigt läßt oder nicht hinreichend würdigt. Zur Erklärung der in dieser Angelegenheit hannöverscherseits stattgefundenen Leitung, habe ich, soweit die vermöge meiner Stellung und meines Aufenthaltes in Hietzing Ende 1866 und Anfang 1867 gewonnene Einsicht reicht, bereits früher versucht, die Gefühle und Ansichten des Königs, sowie die Einwirkung einiger Personen der Umgebung zu schildern. Es darf demnach nicht wundern, daß der König trotz seiner hohen Intelligenz und seines klaren Geistes die preußischen Absichten nicht erkannte.

Er handelte sowie geschehen hauptsächlich auch seiner moralischen und tiefbegründeten Rechtsanschauungen wegen, zumal er der Meinung war, unter der Garantie oder doch der Ägide einer so bedeutenden Großmacht wie England zu handeln.

Aber, staunen muß man darüber, daß Graf Platen und Regierungsrat Meding die Ausführung eines Vertrages seitens Preußen für möglich, ja für gewiß hielten, welcher Preußen alle Charten in der Hand ließ.

Welcher Staat dieser Welt hat denn in irgend einem Zeitalter einem Feinde, welcher sich in beiderseits anerkanntem Kriegszustande mit ihm befand, die Mittel bewilligt, um den Krieg fortzusetzen?!

Erwägt man nun aber, welcher Art die Handlungen und Maßnahmen gerade Preußens gegen Hannover unmittelbar vorher in so eklatanter Weise gewesen waren, berücksichtigt man ferner die hinreichend bekannten Charaktere des Königs von Preußens und seines Reichskanzlers und ihre Bestrebungen, so kann man

sich über die Einsicht der oben genannten Diener des Königs Georg V. unschwer die richtige Meinung bilden.

Es ist hier auch wohl am Platze, einige Worte über die englische Beteiligung an dieser Sache zu sagen, wobei man einen Vergleich mit bekannten Thatsachen anstellen möchte. Sachsen sollte 1866 nach dem Willen Preußens annektiert werden.

Der Kaiser Napoleon ließ seinen entgegenstehenden Willen bei seiner Vermittelung in Nikolsburg nur durchblicken und setzte ihn sogleich durch, obwohl das siegreiche Preußen genau wußte, daß Frankreich augenblicklich keinen Krieg führen konnte.

England wagte nicht einmal, obwohl es so schlagfertig als je dastand, die Herausgabe des Privatvermögens eines seiner Prinzen zu fordern, trotz des unter seiner Ägide abgeschlossenen Vertrages und trotzdem dies Privatvermögen von Preußen selbst als diesem Fürsten gehörig anerkannt wurde.

Ich folgere daraus nur, daß die Staatsmänner Englands entweder sehr kurzsichtig oder sehr erbärmlich handelten.

Entweder mußten sie der Einleitung von Verhandlungen über diesen Gegenstand völlig fern bleiben, oder darauf bestehen, daß der Vertrag, welchem ja alle Politik fern bleiben sollte, auch ausgeführt wurde, wenn sie der Ehre und Machtstellung Englands gemäß handeln wollten.

Endlich will ich denn auch meine Vermuthungen über den ferneren Verlauf und das Ende dieser Angelegenheit aussprechen.

Würde sich der Herzog von Cumberland für sich und seine Nachkommen aller Rechte auf Hannover bündigst und öffentlich begeben, so wäre es denkbar, daß Preußen ihm seines eigenen Staatsvorteils wegen eine materielle Belohnung zukommen ließe. Es ist weltbekannt, daß die Hannoveraner sich, nur durch die Übermacht gezwungen, der Annexion gefügt haben und nichts mehr wünschen, als von dieser Herrschaft wieder befreit zu werden, ihren früheren Wohlstand, ihre Stammesselbständigkeit gleich Sachsen wieder zu erhalten. Selbst die nationalliberalen Hannoveraner mit Herrn von Bennigsen an der Spitze hegten diesen Wunsch 1866 und sprachen denselben Herrn von Bismark aus.

Das Recht zu diesem Wunsche und dessen Erfüllung haben sie durch nichts verwirkt. Wenn also der Herzog trotz aller stattgefundenen Opfer der Hannoveraner — ja so vieler Märtyrer — ihre Rechte selbst dadurch beeinträchtigte, daß er sich und seine Nachkommen bindend von ihnen lossagte, so könnte das allerdings Preußen zu einem Lohne bewegen, welcher ein solches Verhältnis konstanter machte.

Es fragt sich nur, ist nicht ein anderes Ende dieser Angelegenheit für Preußen vorteilhafter, also erwünschter?

Ich bin der Meinung, daß man eine Unterwerfung des Herzogs unter Preußens Willen gar nicht mehr wünscht.

Die englische Regierung sowohl als Preußen haben das fragliche Vermögen als Fideikommiß des braunschweig-lüneburgischen Gesamthauses bezeichnet.

Der König von Preußen nennt sich bereits „Rechtsnachfolger"! des Königs von Hannover. Sollte er sich nicht auch bald „Rechtsnachfolger" des Herzogs von Braunschweig nennen?!

Wer kennt denn nicht die salomonischen Urteile preußischer Kronjuristen!

Ist denn da der Gedanke nicht sehr nahe gelegt, daß dem Rechtsnachfolger des braunschweig-lüneburgischen Fürstenhauses auch das braunschweig-lüneburgische Familien-Fideikommiß durch preußische Richter rechtlich zugesprochen oder auch ohne solchen Richterspruch hingenommen wird? Die Stiftung dieses Fideikommisses, welches dem Chef des Hauses zur Disposition stehen soll; die Bewilligung der dazu nötigen Summen durch den preußischen Landtag; das Fernhalten jeder Kontrole oder Einmischung desselben von da an; die Beschlagnahme; die Verweigerung der Auszahlung an den friedlichen Herzog von Cumberland, genug, die ganze obige Art der Behandlung dieser Angelegenheit rechtfertigt die Vermutung, daß, wenn nicht ganz unvorherzusehende Ereignisse eintreten, man den günstigsten Zeitpunkt abwarten wird, um ein Ende zu machen.

Gewisse Erfahrungen, welche ich noch in den letzteren Jahren

in allerhöchsten Kreisen sowohl in Berlin, als in mehreren andern gemacht habe, bestärkten mich in der oben ausgesprochenen Ansicht.

Ein anderer Umstand, welcher mich nach meiner Rückkehr von Hietzing mit Sorge und Leidwesen erfüllte, war die Flüchtlingsangelegenheit, die sogenannte „Legion".

Es wurde mir darüber damals mehr bekannt, als vorher. Ich habe zwar erst im Verlaufe des ersten Halbjahres 1870 die eigentlichen Details und die militärische Beimischung genauer kennen gelernt, welche teils unerfahrene, teils interessierte und verblendete Menschen jener Emigration gegeben hatten.

Auch will ich hier gleich bemerken, daß diese meine Kenntnisnahme auf Veranlassung des Königs selbst geschah, wie ich später ausführlicher erzählen werde; auch daß Se. Majestät erst durch meinen Bericht klare und eingehende Kenntnis über die wahre Bewandtnis dieser Legionsangelegenheit erhielt.

Dies beweisen die mir noch vorliegenden Briefe des treuesten und intimsten Flügeladjutanten des Königs aus damaliger Zeit, des Obersten von Kohlrausch.

Aber so viel ging schon damals aus den mir gewordenen Mitteilungen hervor, daß man den König veranlaßt hatte, sich eine ganz unnötige, wertlose, ja finanziell höchst schädliche — politisch aber unweise — Last aufzubürden; sehr bedenklich auch deswegen, weil dadurch viele Menschen nutzlos und unnötig unglücklich gemacht werden konnten.

Vorteil hat die Sache lediglich Preußen und einigen gewissenlosen Veranstaltern gebracht. — Der Regierungsrat Meding erzählt selbst ausführlich in seinen Memoiren, welche Absichten er verfolgte, als er die bezüglich der Emigration getroffenen Maßregeln plante. — Auch ist aus Medings Memoiren zu entnehmen, wie man dem Könige die Sache darstellte. — Was davon Wahrheit, was Dichtung ist und welchen Ausgang die Sache nahm, werden wir später sehen.

Es ist begreiflich, daß bei dem starken Widerwillen gegen die Annexion jüngere militärpflichtige Leute, zumal solche, welche soeben gegen Preußen gefochten hatten, diesem nicht dienen, sondern lieber

auswandern wollten, sofern dies möglich war. — Ebenso begreiflich ist es, daß alle diese Leute gerne ihr Vaterland zurückerobert hätten, wenn sich — wie gehofft und geglaubt wurde — bald wieder Gelegenheit dazu finden würde. — Naturgemäß richtete sich der Strom dieser zahlreichen Männer anfangs, also schon Ende 1866, nach Hietzing zum Könige. — Dieser überzeugt von den reinsten und patriotischesten Gefühlen aller dieser Leute, großenteils seine eigenen Soldaten, erachtete sich selbstverständlich verpflichtet, dieselben zu unterstützen, wenn sie sich in Not an ihn wandten. Es fragte sich nur, auf welche Weise dies zweckentsprechend geschehen sollte.

Die ersten Ankömmlinge verwandte man zu allerlei Dienstleistungen innerhalb des Hofes und der Umgebung.

Allein gegen Ende des Jahres 1866 wurde die Anzahl der Flüchtlinge so groß, daß die Frage, was mit den Leuten anzufangen sei, zur Entscheidung drängte. Es war meine Ansicht, daß man Unterstützungen nur insoweit und so lange gewähren dürfe, als Bedürftigkeit und Mangel an Arbeit dies notwenig erscheinen lasse; daß man also für passende Anstellungen, Beschäftigung und Unterkunft in jenem Sinne sorgen solle.

Es war mit Sicherheit vorauszusehen, daß sich der Zuzug mit der Zeit noch bedeutend vermehren würde; um so mehr, da nach Bekanntwerden der hochherzigen und regelmäßigen Unterstützung durch den König gewiß auch mancher Arbeitsscheue die angenehme Gelegenheit benutzen würde, nichts zu thun und doch bezahlt zu werden. Dies bestätigte sich bereits während meines Aufenthaltes in Hietzing, denn manche nahmen die ihnen gebotenen Stellungen überhaupt nicht an und von den Übrigen blieben nur äußerst wenige bei der ihnen verschafften Stellung und Arbeit, um sodann wieder der königlichen Kasse zur Last zu fallen.

Eine solche Munifizenz hielt ich bei der finanziellen Lage des Königs für äußerst bedenklich.

Die Mittel, welche für den König gerettet waren, sowie diejenigen, welche man mit einiger Sicherheit zu erlangen hoffen durfte, waren nicht erheblich genug, um eine unbeschränkte Frei-

gebigkeit oder gar eine umfangreiche Verpflichtung für zukünftige Zeiten zu gestatten.

Man konnte damals in Österreich überall Ländereien in einem sicheren Zinsertrage von 5 Prozent kaufen.

In Rücksicht auf jene Verhältnisse nun war ich der Ansicht, daß ein Teil der geretteten königlichen Gelder zweckmäßigst zu solchen Landankäufen verwandt werden und den hierzu geeigneten hannöverschen Flüchtlingen auf den Ländereien Arbeit geboten werden sollte.

Dieser Vorschlag wurde nicht angenommen; dagegen entwarfen Platen und Meding andere Pläne, welche letzterer in seinen Memoiren selbst geschildert hat. Preußen kannte dieselben ohne Zweifel von Anfang an. Man suchte deren Ausführung anfangs zu verheimlichen; aber eine so offenkundige Sache ließ sich um so weniger ganz verbergen, da Preußen bald politisch und diplomatisch einschritt. Nachdem durch diese Schritte bei den entsprechenden Regierungen der Strom der jungen Auswanderer zuerst aus Holland, dann aus der Schweiz vertrieben worden war, führte man denselben nach Frankreich.

Dort verteilte man diese Leute in verschiedene Orte, stellte sie unter gleichfalls ausgewanderte Offiziere und Unteroffiziere und gab ihnen in dem Hauptmann (später Major) von Düring einen Chef.

Diesen Teil der Emigration bezeichnete die öffentliche Meinung mit dem Namen „Welfische Legion“.

Preußen erhob, soweit bekannt geworden, weder gegen den Aufenthalt dieses Teiles der Emigration in Frankreich, noch wegen des in England und Amerika befindlichen Teils der Emigration Einsprache. Keinesfalls ist dieselbe, wenn erhoben, von jenen Regierungen berücksichtigt worden.

Diese Umstände hatte ich, wie gesagt, in Hietzing erfahren und meine Mißbilligung derselben ausgesprochen, wo sich Gelegenheit dazu bot, da ich die Gefahren, welche für den König sowohl, als für die beteiligten Individuen aus jenen Maßnahmen entstehen mußten, nicht unterschätzte. Vorläufig hatte die Äußerung dieser Meinung selbstverständlich nicht den geringsten Erfolg. Daß der

König meine Ansichten erfahren hatte, wird sich indes später zeigen.

Unser gemütliches Leben in Pirna konnte noch ein weiteres Jahr ungestört fortgesetzt werden.

Da trat wiederum die Frage an mich heran: „wohin nun?" Das Hausgrundstück, in welchem wir wohnten, wurde von einem Herrn gekauft, welcher selbst hineinziehen wollte. Alle Bemühungen, im Orte eine passende Wohnung zu finden, waren vergeblich.

Im Jahre 1867 hatte ich nicht Dresden, sondern einen kleinen sächsischen Ort zum Aufenthalte gewählt, weil ich aus der sogenannten großen Welt zu verschwinden wünschte.

Die meisten Menschen können sich nur schwer, ja oft überhaupt nicht daran gewöhnen, „nichts mehr zu sein", zumal wenn sie aus hohen und einflußreichen Stellungen geschieden sind. Es scheint sogar in der menschlichen Natur begründet, sich für unentbehrlich zu halten.

Dennoch widerstreitet nichts so sehr den göttlichen Gesetzen, welche uns durch den Tod darauf unwiderleglich hinweisen, daß jedermann entbehrlich ist. Wenn man dem hochseligen Könige Ernst August einen Menschen als unentbehrlich in dieser oder jener Stellung bezeichnete, während er anderweit über denselben verfügen wollte, so wies er dies meistens mit dem Entscheide zurück: „Nehmen Sie nur an, daß er gestorben sei."

Dieser Ausspruch ist mir stets als durchaus zutreffend erschienen, denn der Höchste wie der Niedrigste, der Thätigste, der Klügste, der für seine Mitmenschen anscheinend Unentbehrlichste ist nicht nur nach den göttlichen Gesetzen zu entbehren, sondern ist sogar fast immer sofort ersetzt und alsbald vergessen.

Dies habe ich stets vor Augen gehabt, um der menschlichen Eitelkeit die Thür nicht allzuweit offen zu lassen. Es erleichtert den Rückzug auf die eigene Individualität und den engern Familienkreis, schützt vor Überhebung, falschen Schritten und oft recht schmerzlichen Enttäuschungen. Ich empfehle daher meinen Nachkommen sich die gleiche Überzeugung anzueignen.

Jedenfalls konnte ich mit diesen Anschauungen und meinen

hinreichend bekannt gewordenen Absichten nunmehr unbedenklich in die Residenz Dresden ziehen, welche groß genug schien, um dort völlig unbeachtet zu leben.

Wir wünschten dringend, nicht mehr beständig in der Welt umherziehen zu müssen; wieder ein schwer zu realisierender Wunsch, wie die folgenden Ereignisse beweisen werden. Genug, es wurde in dieser Absicht ein Teil des meiner Frau herrührenden Vermögens dazu verwandt, ein allerliebstes und doch billiges Grundstück im entferntesten Villenviertel Dresdens zu erwerben, wohin wir im Oktober 1869 übersiedelten.

Schon im ersten Winter entwickelte sich dort um uns ein sehr reger geselliger Verkehr, da wir während unseres zweijährigen Aufenthaltes in Pirna viele Bekanntschaften gemacht hatten, uns von einem Kreise alter hannöverscher Kameraden umgeben fanden und auch von manchen in unserem Viertel wohnenden Familien aufgesucht wurden.

Dresden ist bekanntlich ein Haupt-Fremden- und Touristenort. Es bietet Fremden mehr Vorteile dar, als irgend eine andere mir bekannte Stadt, deren ich ja die vorzüglichsten Europas kennen gelernt habe. Die sehr bedeutenden Schätze der Kunst und Wissenschaft jedermann leicht zugänglich gemacht, die vortrefflichen Bildungsanstalten, die leichte Einführung bei Hofe für Fremde, die schöne Umgebung, die zentrale Lage im gemäßigten Klima, die zu Gebote stehenden angenehmen Kommunikationsmittel jeder Art, die Leichtigkeit der Erlangung aller Lebensbedürfnisse und Bequemlichkeiten, den humanen und zuvorkommenden Charakter des Volkes, jetzt allerdings bereits teilweise verdorben durch sozialistische Wühlereien, findet man in gleicher Beschaffenheit und Ausdehnung in keinem andern Orte.

So bildeten sich hier denn schon seit langen Zeiten förmliche Fremdenkolonien. Die gleichartigen Mitglieder derselben suchen Verkehr untereinander und machen leicht Bekanntschaften, so daß es schwer, bisweilen unmöglich ist, sich dem zu entziehen, wenn man auch von der großen, der offiziellen Welt, völlig zurückgezogen lebt.

So erübrigte also nur noch, sich Arbeit zu verschaffen, da

mein sehr kleiner hiesiger Garten mich die bisherige Thätigkeit in meinem schönen großen Pirnaer Garten schmerzlich vermissen ließ. Schon aus diesem Grunde nahm ich gern das mir gemachte Anerbieten an, wieder einen jungen Engländer aus vornehmer Familie, welcher Offizier zu werden beabsichtigte, als Zögling in meine Familie aufzunehmen.

Ich habe diese Lehrthätigkeit mit regem Interesse nacheinander, jedoch mit kurzer Unterbrechung im Jahre 1870 bei vier derartigen, mir sehr lieb gewordenen, jungen Männern bis zum Jahre 1874 fortgesetzt, dieselbe damals wegen Kränklichkeit meiner lieben Frau aufgeben und die mir später gemachten dringenden Anträge gleicher Art ablehnen müssen.

Ein bekannter Wiener-Satiriker (Saphir) hat geäußert, daß wenn er wisse, die Welt gehe nächstens unter, er sofort nach Dresden eilen werde, da die Welt dort sicher ein Menschenalter später untergehen würde. Dieser Witz hatte in den ersten Jahren meines hiesigen Aufenthaltes noch seine volle Berechtigung. Die Verwaltung der Kommunalangelegenheiten, viele städtische Einrichtungen, die Sorge für die Straßen, Plätze und öffentlichen Anlagen waren ganz außerordentlich vernachlässigt und zurückgeblieben.

In dem Magistratskollegium bestand eine Art fauler Paschawirtschaft, durch welche die Stadt mit verkniffener Zopfigkeit und Kleinlichkeit in Anschauungen und Handlungen regiert wurde.

Von Kreisdirektion und Ministerium wurde dies nicht nur geduldet, sondern sogar unterstützt, da man als obersten Grundsatz befolgte, die unfehlbare Autorität des Stadtrates den Bürgern gegenüber aufrecht zu erhalten.

Als nun eine Blatternepidemie ausbrach und keinerlei Vorkehrungen gegen einen derartigen Fall getroffen oder geplant waren, ergriff der Stadtrat die unerhörte Maßregel, die von den schwarzen Blattern befallenen zahlreichen Kranken in ein in unserem Villenviertel gerade zur Disposition stehendes größeres Gebäude zu schaffen. Die Toten legte man in einen offenen Brettschuppen des Gartens, woselbst sie bis zur Beerdigung blieben.

Einigermaßen verständige Verwaltungen errichten bekanntlich

in solchen unvorhergesehenen Fällen provisorische oder fliegende Hospitäler in freiem Felde, nicht aber in einem völlig infektionsfreien Viertel, in welchem gesetzmäßig nicht einmal Fabriksanlagen ganz unbelästigender Art erlaubt waren.

Ja, in den meisten andern Städten von Dresdens Größe hatte man längst zweckmäßige Hospitaleinrichtungen für etwa eintretende Epidemien getroffen. Es konnte nicht fehlen, daß namentlich die jenes Viertel bewohnenden Fremden sich behufs Einsprache gegen die Maßregel des hochweisen Stadtrates zusammenfanden und auch die sonst so geduldigen Sachsen mit fortrissen.

Man wählte mich zum Sprecher einer großen Deputation, welche Einsprache beim Oberbürgermeister gegen das unerhörte Verfahren erheben sollte, was denn auch geschah.

Bei dieser Gelegenheit waren auch viele andere städtische Übelstände zur Sprache gekommen.

Um diesen möglichst wirksam entgegenzutreten und eine Stelle zu schaffen, wo die Einwohner dergleichen öffentliche Mängel auch öffentlich besprechen konnten, wurde ein Bezirksverein aller Stadtteile rechts der Elbe gegründet, zu dessen Präsidenten man mich so lange Jahre hindurch wählte bis ich zu längerem Aufenthalte nach Italien ging.

Ebenso stagnierend, wie bis dahin die Verwaltung Dresdens sich verhalten hatte, ebenso fortschreitend, bessernd, das Gute dabei erhaltend ist sie seitdem geworden; es ist ganz außerordentlich viel geschehen.

Wenn ich nun auch überzeugt bin, daß die in allen Vierteln entstandenen Bezirksvereine ganz wesentlich die Anregung dazu gegeben haben, indem die vielfachen Übelstände und Vernachlässigungen dadurch zur Sprache gebracht und auf Abhilfe gedrungen wurde, so will ich mit dieser Behauptung doch keineswegs die großen Verdienste der jetzigen Regenten der Stadt verkleinern.

Die Thätigkeit der Bezirksvereine braucht sich jetzt wesentlich nur noch den Wahlen und der Wohlthätigkeit zuzuwenden.

Der Stadtrat geht in einigen Dingen: luxuriöse Schulgebäude, Bauvorschriften, Wohlfahrtspolizeiaufsicht und manchen andern

minderen Angelegenheiten eher zu weit als umgekehrt. Die Verwaltung könnte ganz unbeschadet vereinfacht, das Personal und die Ausgaben erheblich vermindert werden, ohne den Glanz der Residenz oder die Wohlfahrt der Einwohner zu beeinträchtigen.

Der Bürger hat das bezeichnende Witzwort aufgebracht: „Die königliche Polizei wird vom Staate, und die städtische zum Staate gehalten."

Zur Illustration dieses Überflusses an Angestellten könnte man manche drastische Dinge anführen; indes darf man nicht vergessen, daß über die Grenze des Wünschenswerten und des Notwendigen einerseits und des Unnötigen und Belästigenden anderseits die Begriffe ja oft weit auseinander gehen.

Schon zwei Jahre nach meiner anscheinend festen Ansiedelung in Dresden wurden meine diesfälligen Absichten bereits durch den notwendig gewordenen Ankauf eines Nachbargrundstückes geändert.

Auf diesem Areal befand sich damals nur ein kleines Hinterhaus. In diesem wohnte eine Familie, welche eine sehr ordinäre Wirtschaft betrieb, ein zahlreiches, sehr belästigendes Proletariat beherbergte und durch Ankauf des Grundstückes sich dort als permanente und unleidliche Nachbarschaft einzunisten beabsichtigte. Dieses konnte nur dadurch verhindert werden, daß man sofort selbst einen Kaufabschluß zu Wege brachte.

Bei dem langen Darniederliegen aller Baulust und der stetigen Vermehrung der Einwohnerschaft, sowie der bevorzugten Lage meiner Grundstücke war vorauszusehen, daß sich die Bebauung dieses neu erworbenen demnächst lohnen würde.

Ich richtete dieselbe daher alsogleich ins Werk, indem ich vor dem renovierten Hinterhäuschen eine geschmackvolle Villa erbaute.

Kaum war dieselbe fertiggestellt und eins meiner beiden Grundstücke zum Verkaufe ausgeboten, zeigte die sogenannte Schwindelperiode ihre ersten Anfänge.

Alle Realitäten stiegen enorm im Preise, die Nachfrage nach Häusern wurde um so größer, da nicht allzuviel leere zu haben waren und jedermann bemüht war, sich einen festen Wohnsitz zu sichern. So verkaufte ich denn die von mir bewohnte Villa zum

doppelten Einkaufspreise und wir hatten alsbald in die neu erbaute zu übersiedeln. Bevor dies jedoch geschah, befahl Sr. Majestät wieder meine Dienste.

Gegen Mitte Januar 1870 erschienen plötzlich ein Flügeladjutant und ein Ordonnanzoffizier des Königs (von Adelebsen und Schwarz) bei mir, um mich im allerhöchsten Auftrage aufzufordern nach Paris zu reisen, die Verhältnisse der sogenannten Legion zu untersuchen und dem Könige einen Bericht sowohl darüber, wie über die Möglichkeit und Rätlichkeit einer Übersiedelung derselben nach Algier behufs dortiger Errichtung einer hannöverschen Militärkolonie zu machen.

Die Herren Meding und von Düring hatten diesen Plan entworfen und ihn, unterstützt durch die Wünsche der Offiziere 2c., dem Könige sehr dringend zur Annahme empfohlen.

Dieser, welcher ja jenen Herren bislang ein so großes Vertrauen geschenkt hatte, war indes durch die bisherigen sehr bedeutenden Ausgaben, durch die immer wachsenden Ansprüche jener Leiter und vorzüglich durch die Sorge um das Schicksal so vieler Menschen von der Genehmigung der befürworteten Pläne zurückgehalten. Der Zweifel an die bisherigen Leistungen und die Nützlichkeit der stattgehabten Einrichtungen hatte ihn um so bedenklicher gemacht, als die Ausführbarkeit und Nützlichkeit derselben nicht wohl abzusehen war. Er wollte also vor Beschlußfassung die motivierte Ansicht eines Mannes haben, dessen abfälliges Urteil über die bislang getroffenen Einrichtungen er mindestens vermutete, auch wohl teilweise kannte.

Zu meiner Begleitung hatte er den Oberstleutnant von Landsberg beordert, einen unabhängigen einsichtsvollen Offizier. Später sollte dann noch der frühere Minister von Münchhausen in Begleitung des längere Zeit in Algier gewesenen Herrn C. von der Decken die politische, volkswirtschaftliche, geographische und klimatische Seite des Projekts erörtern. Zu diesem Zwecke sollte er sich direkt mit der französischen Regierung ins Einvernehmen setzen.

In bezug auf diese letztere will ich hier gleich bemerken, daß

sie erklärte, die Niederlassung einer förmlichen hannöverschen Militär-kolonie in Algier nicht dulden zu können.

Die königliche Ordre und Vollmacht zur Untersuchung hatte ich den Herren, welche dadurch zu ihrem Schrecken zuerst von Sr. Majestät Befehlen Kenntnis erhielten, selbst mitzuteilen. Man ersah hieraus, daß der König der Sache mißtraute und etwaige abwehrende Schritte und Verabredungen der Beteiligten verhindern wollte.

Herrn Meding fand ich in einem reizenden Hotel, ganz ähnlich dem des Monsieur Thiers etabliert und charmant eingerichtet. Man sagte mir, er beziehe jährlich 11000 Thaler und seinem Etablissement nach zu schließen, wäre das auch nicht eine zu hohe Summe gewesen. Da seine Stellung kaum einen andern Zweck haben konnte, als die Beziehungen zwischen der französischen Regierung und der Emigration zu regeln, so läßt sich schon daraus auf die Kostspieligkeit derselben schließen, umsomehr, als auch noch der Legationssekretär Hattensauer und wohl noch mindere Unterbeamte zu Medings Disposition standen.

Auch Düring hatte ein elegantes Geschäftslokal, bezog damals inklusive der Zulagen und Diäten Generalseinkünfte und hatte dennoch im Oktober vorigen Jahres abermals eine sehr bedeutende Zulage verlangt.

Dies teilte mir der Flügeladjutant Oberst von Kohlrausch mit. Unter dem 26. Januar 1870 benachrichtigte mich derselbe brieflich, daß Düring die Einreichung seines Abschiedes in Aussicht gestellt habe, wenn er nicht noch 20 Franks tägliche Zulage mehr erhalte.

Um nun dem Könige eine klare, unanfechtbare Einsicht in die Angelegenheiten und die bisherigen Leistungen der Emigration, in die gehegten Pläne der Leiter und die daraus entstehenden Folgen bei Ausführung derselben zu verschaffen, auch durchaus loyal und unparteiisch nach allen Seiten zu verfahren, beschloß ich die Darlegung der ganzen Angelegenheit durch die beteiligten Herren selbst machen zu lassen. Ich bestimmte daher, daß aus den Reihen der Emigration selbst ein Protokollführer ernannt werden solle, wozu Düring den Leutnant von Tschirschnitz wählte.

In jeder Sitzung legte ich eine ganze Reihe von Fragen vor, deren Beantwortung die Herren selbst niederschreiben und unterzeichnen mußten.

So mußten sie also ihre bisherige Thätigkeit, wie ihre demnächstigen Absichten ausführlich selbst darlegen und bescheinigen, mußten auch die wünschenswerten umfangreichen Belege anschließen.

Ich brauche kaum zu sagen, daß diese Protokolle die nutzloseste Zeit- und Geldverschwendung für die Emigration, die völlige Unausführbarkeit der gehegten weiteren Absichten, das Verderben, wohin der Versuch dieselben zu verwirklichen führen mußte, vollständig klar machten.

Ich war der Meinung, daß auch den Beteiligten trotz ihrer Voreingenommenheit für ihre Projekte, diese Überzeugung durch ihre eigenen Auslassungen sich unabwendbar aufdrängen mußte.

Allein als nun Herr von Münchhausen eingetroffen war, und die politische Seite der Frage mit den Herren erörterte, zeigte es sich, daß dieselben dennoch ihre Pläne festhielten. Selbst als Herr von Münchhausen ihnen mitgeteilt hatte, daß der französische Minister Daru erklärt habe, die französische Regierung werde eine hannöversche Militärkolonie in Algier weder unterstützen, noch überall dulden, wollten jene Projektmacher ihre Absichten in etwas modifizierter Weise dennoch durchsetzen, wie wir sehen werden.

Ich beschränkte mich darauf, die Protokolle der Sitzungen, welche ich mit den Herren abgehalten hatte, Sr. Majestät einzusenden.

Da dieselben weit mehr enthielten, als der König zu erfahren verlangt hatte, so machte ich in meinem Begleitschreiben gewissermaßen zur Entschuldigung der Offiziere darauf aufmerksam, daß keiner der Herren eine hinreichend militärwissenschaftliche Ausbildung genossen habe, um in so schwierigen Verhältnissen nicht allerlei Mißgriffe zu begehen; zumal da ihnen auch die Erfahrung gänzlich mangele, welche selbst ein flüchtiges Durchlaufen der Militärhierarchie gewährt. Selbst der als Chef fungierende von Düring hatte in der hannöverschen Armee bis zum Jahre 1866 nur Gelegenheit gehabt, sich in der Stellung eines Leutnants zu bewegen.

Ich bin übrigens noch immer der Ansicht, daß die Offiziere von der Ausführbarkeit ihrer Pläne nicht nur, sondern auch von der Nützlichkeit derselben für sich und ihre Untergebenen überzeugt waren. v. Düring besaß auch hinreichende Ideologie um denken zu können, daß er sich mit seiner Truppe noch sehr nützlich erweisen würde.

Meding dagegen handelte sicher aus andern Motiven und äußerte auf Düring einen bestimmenden Einfluß.

Ich will vorgreifend hier den weiteren Verlauf dieser Angelegenheit bis zu dem Zeitpunkte kurz erzählen, in welchem ich abermals zur Thätigkeit in derselben berufen wurde.

Der König war infolge der ihm gewordenen Aufklärungen und der dadurch verursachten Aufregung erkrankt, wodurch seine Entscheidung verzögert wurde.

Diese Zeit wurde von Seiten Medings und Dürings benutzt, um den König durch energische Mittel und Vorstellungen zu Gunsten ihrer Wünsche zu beeinflußen.

Dennoch wurde die Auflösung für welche namentlich auch der Kronprinz eintrat, beschlossen und vom Könige angeordnet.

Diesen Befehlen wurde aber nunmehr ein Widerstand entgegengesetzt, welcher die Erledigung der Angelegenheit sehr erschwerte und verzögerte.

Der Aufenthalt in Paris war für mich zwar ein höchst interessanter, aber auch ein tief trauriger gewesen. Ich war zum zweitenmale in dieser so interessanten Weltmetropole. Bei einer Rückreise von England im Jahre 1846 hatte ich dort zuerst einige Tage zugebracht, die Hauptsehenswürdigkeiten in Paris und Umgegend besichtigt.

Diese damals also orleanistische Stadt hatte sich seit dem ersten Kaiserreiche im Innern wenig verändert, hatte trotz des Festungsgürtels kein militärisches auch kein sehr glänzendes Gepräge.

Damals sah ich den alten Bourgeois Louis Philippe an einem Fenster des Tuilerienpalastes stehen, in demselben Pavillon, in welchem nun Napoleon III. residierte.

Das jetzt kaiserliche Paris hatte das glänzende Ansehen gewonnen, welches dasselbe bekanntlich am Ende des zweiten Kaiserreiches auszeichnete. Die Kunstschätze waren zwar nicht erheblich vermehrt. Aber die prachtvollen neuen Boulevards und Straßen, die reichen Läden und glänzende Beleuchtung, die eleganten Wagen, Pferde und Menschen in großen Mengen, die Afrikaner in ihren weißen, flatternden Mänteln, welche teils als Posten und Wachen den Tuilerienpalast umgaben, teils die Straßen durchzogen, erzeugten ein schillerndes, abenteuerliches Bild, welches gegen dasjenige vor 25 Jahren wunderbar abstach.

Trotz dieses ungemein erhöhten Glanzes konnte man sich doch über die sehr gewachsene Liederlichkeit, den größeren moralischen Verfall keineswegs täuschen, da er zu offen zu Tage trat. Das macht einen traurigen Eindruck, umsomehr, wenn es auch schon traurig im Gemüte aussieht.

Meine geliebte Mutter lag gerade zu der Zeit auf ihrem Sterbelager, verstarb während meines dortigen Aufenthaltes am 21. Januar 1870, 86 Jahre alt, und ich konnte ihr nicht einmal die letzte Ehre erweisen.

Erst auf meiner Rückreise besuchte ich ihr für mich offen gelassenes Grab. Dazu kam der Schmerz über die Details, welche ich rücksichtlich der Emigration kennen lernen und aufdecken mußte.

Ich will hier übrigens erwähnen, daß ich mit den beteiligten Offizieren durchaus kameradschaftlich verkehrte und von ihnen mein Verfahren durch Offenheit erwidert, also damals als ein völlig unparteiisches anerkannt wurde. Später freilich waren die Herren den unausbleiblichen Folgen heftig entgegengetreten. Ich erwähne dies nur deshalb, um zu zeigen, wie kurzsichtig und befangen ihre Ansichten über ihr bisheriges Verhalten und ihre Projekte waren. Man begreift, wie große Ursache ich hatte, Paris mit wahrer Erleichterung endlich den Rücken wenden zu können.

Die Ruhe, deren ich nach meiner Rückkehr zu meiner Familie pflegen zu können glaubte, dauerte nicht lange. Nachdem vom Könige mit schwerem Herzen und nach längerer Erwägung die Auflösung der Emigration beschlossen war, waren wie bei so vielen

früheren Gelegenheiten die verkehrtesten Maßregeln zur Ausführung derselben ergriffen.

Auch der Flügeladjutant, Major von Adelebsen, in gleichen Angelegenheiten nach Paris gesandt, hatte den beabsichtigten Zweck nicht erreicht.

Die nächste Folge des Widerstrebens der Emigration gegen ihre Auflösung einerseits und des zur Durchführung der königlichen Befehle anderseits eingeschlagenen Verfahrens zeigte sich in einem unerquicklichen, stets sich verschärfenden Streite unter den Beteiligten. Derselbe führte allmählich zur völligen Nichtachtung aller Befehle, zu den schärfsten Beleidigungen und Forderungen.

Dem Könige war es ganz unfaßlich, daß Personen, welche ihm schon als Unterthanen und Offiziere, mehr noch durch so vielfache Gnadenbezeugungen und so großes ihnen gezeigtes Vertrauen verpflichtet waren, sich bis zur Widersetzlichkeit gegen seine reiflich erwogenen Befehle verirren konnten.

Seine tiefbegründeten Gefühle für Recht und die in ihm verkörperten Begriffe seiner königlichen Rechte und Machtvollkommenheit bewogen ihn, auch in dieser Angelegenheit den Rechtsweg einschlagen zu wollen.

Er hatte daher den Stabsauditeur Dr. Reddersen, meinen Rechtsbeistand aus meiner früheren Garnison Northeim, nach Gmunden beordert, wo die königliche Familie damals residierte. Derselbe war zwar auf die Idee einer gerichtlichen Untersuchung und Aburteilung eingegangen, hatte auch ein Protokoll begonnen, aber daneben die Bedingung gemacht, daß er sich mit mir des weiteren besprechen dürfe und sich meines Einverständnisses versichern könne.

Er hatte damals so wie so ganz unaufschiebbare Geschäfte, zu deren Regelung er erst nach Northeim zurück mußte, und konnte also leicht über Dresden reisen. Es war im Mai 1870, als er zu jenem Zwecke bei mir erschien. Bis dahin hatten die Verhandlungen und Streitigkeiten sich also bereits hingezogen.

Er teilte mir die Sachlage, welche er natürlich nnr einseitig und überhaupt nicht ausführlich kannte, mit.

Der Graf Platen, sagte er, wolle eine förmliche gerichtliche Untersuchung, wonach ein Kriegsgericht verabschiedeter hannöverscher Offiziere den Fall aburteilen solle. Die Verurteilten sollten ihre Strafen auf einer österreichischen Festung absitzen, wozu der Kaiser von Österreich gewiß seine Genehmigung erteilen würde.

Ich brauche wohl kein Wort über solche Ansichten zu sagen, als daß ich sie zur Charakteristik anführe.

Es bedurfte keiner langen Auseinandersetzungen, um Reddersen von der völligen Ungeeignetheit und Unausführbarkeit nicht nur solcher Pläne, sondern auch jedweder gerichtlichen Prozedur überhaupt zu überzeugen. Er hatte meine Ausführungen unter eigener Zustimmung nach Gmunden berichtet und geäußert, er könne also in der Sache nichts thun.

Anfangs Juni erschien Reddersen abermals bei mir, da er dennoch wieder nach Gmunden beordert war.

Er wünschte vor seinem dortigen Eintreffen meine Ansicht darüber einzuholen, was denn nun zur Austragung und Beendigung der ganzen traurigen Angelegenheit geschehen könne und müsse.

Auch wollte er wissen, ob ich mich wohl bereit finden ließe, die Sache in die Hand zu nehmen.

Ich erklärte, daß, wenn auch das Verfahren keinesfalls ein gerichtliches sein könne, man doch die verblendeten Leute überzeugen müsse, daß man sich zwar nur auf dem Boden der hannöverschen Militärgesetze bewegen könne, daß aber die Verhandlungen mit ihnen nur gütlich ausgleichende und kameradschaftliche sein würden.

Als Endausgang müsse man ihnen die Aussicht auf die so bekannte königliche Gnade einerseits, anderseits aber auf die öffentliche Schande und Verachtung zeigen.

Es müßten einige Personen unter einem Präsidenten als Leiter ausgewählt werden, dessen Überlegenheit und Unparteilichkeit von den Betreffenden nach aller Wahrscheinlichkeit freiwillig anerkannt werden würde, und welcher mit genügenden Vollmachten versehen sei.

Ich erklärte, daß ich hierzu die ungeeignetste Persönlichkeit zu sein glaube, da ich vor so kurzer Zeit die Untersuchung in Paris geführt habe, in Folge deren die Auflösung der Emigration

beschlossen sei. Von den betreffenden Offizieren würde ich also wohl mit Mißtrauen und Ungunst angesehen werden. Ich bezeichnete einige frühere Kameraden, welche mir zur Behandlung der Angelegenheit geeignet erschienen und schrieb nach Reddersens Abreise noch einen Brief nach Gmunden zur Mitteilung an den König, in welchem ich meine Ungeeignetheit für den vorliegenden Fall auseinandersetzte.

Dennoch erhielt ich am 7. Juni bereits „in Form einer Einladung" den Befehl des Königs, sofort nach Gmunden zu kommen und mich auf einen längeren Aufenthalt daselbst einzurichten. Schon am folgenden Tage reiste ich ab.

Als ich mich bei Sr. Majestät meldete, war ich tief ergriffen von seinem herzlich gnädigen Empfange sowohl, als von den sichtbaren Spuren des Kummers, welche sich bei ihm seit den verflossenen drei Jahren ausgeprägt hatten.

Er schilderte mir den vorliegenden Fall, sagte mir, er pflichte meinen Ansichten vollkommen bei und gab mir den letzten Brief Dürings an ihn selbst zu lesen.

Nach der gebräuchlichen Anrede äußert von Düring zuerst in hier nicht wieder zu gebenden Worten seine Ansicht über die Personen, welche — wie er sagt — die Geschicke des Welfenhauses leiten und legt sodann seinen Degen als Flügeladjutant zu Sr. Majestät Füßen nieder u. s. w.

„Ja," sagte der König lachend, „aber seine Gage zieht er ruhig weiter."

Er teilte mir hierauf mit, daß er die Offiziere beordert habe, nach dem nahen Salzburg zu kommen, da er sie in Gmunden nicht haben wolle.

Ich möge mir auswählen, wer mich dahin begleiten solle und die Angelegenheit ganz nach meinem Ermessen leiten. Er glaube übrigens kaum, daß ich irgend etwas erreichen werde. Die Akten sollten mir sofort ausgefolgt werden.

Ich gehe etwas mehr ins Detail dieser Angelegenheit, da ich mich hier wieder in einer so ungewöhnlichen Lage und einer so

schwierigen Aufgabe gegenüber befand, wie sie in dieser Weise wohl kaum jemals dagewesen ist.

Aus den mir übergebenen Akten war ersichtlich, bis zu welch hohem Grade sich der Konflikt unter den Beteiligten zugespitzt hatte.

Die beabsichtigte Auflösung der Emigration und die erhöhten Geldforderungen hatten die erste Veranlassung dazu gegeben.

Als Düring in Folge seines oben erwähnten Schreibens an den König seiner Geschäfte enthoben wurde und dieselben an Adelebsen übergeben sollte, hatte er dies verweigert. Die eigentlichen Gründe dieser exorbitanten Zustände gingen aber aus den Akten durchaus nicht klar hervor.

Ich mußte dieselben erst erforschen, kombinieren und aufklären, bevor ich an die Entwirrung dieses Labyrinthes von Anschuldigungen, Beleidigungen und Meutereien denken konnte.

Es wurde das zunächst dadurch unmöglich gemacht, daß die nach Salzburg beorderten Offiziere sich geradezu weigerten, dahin zu kommen und daß sich nunmehr plötzlich und ganz unerwartet kriegerische Aussichten eröffnet hatten. Frankreich erklärte Preußen den Krieg und der Ausbruch der Feindseligkeiten stand unmittelbar bevor.

In Gmunden wußte man von diesen Ereignissen nicht nur nichts vorher, wie denn diese Wendung wohl nirgends vorhergesehen war, sondern man erfuhr überhaupt nur, was die Zeitungen brachten und auch das erst einen Tag später als in den Kapitalen.

Es ist begreiflich, daß die Zustände in Paris die Emigration umsomehr aufregen mußten, als dieselbe die Dinge vom französischen Gesichtspunkte betrachtete und dasjenige als gewiß annahm, was die Presse Frankreichs zuverlässig behauptete.

Danach würde man Österreich und die süddeutschen Staaten alsbald an der Seite Frankreichs als Alliierte sehen.

Italien sei schon aus Dankbarkeit zu gleicher Hilfe verpflichtet.

Preußen werde alsbald tüchtig geschlagen sein, man werde sehr rasch in Berlin sein.

So glaubten die Mitglieder der Emigration denn den Zeitpunkt gekommen, Hannover seinem rechtmäßigen Könige und sich

selbst bald wieder gegeben zu sehen. Man bestürmte sonach den König von Paris aus, dorthin zu kommen, mit dem Kaiser Napoleon einen Allianz- und Subsidienvertrag abzuschließen; ja Adelebsen hatte in dieser sicheren Erwartung bereits die Hand auf ein für den König passendes Palais gelegt. Als dieser nicht rasch genug diesen ausgesprochenen Wünschen folgte, sandte Herr Meding seinen Legationssekretär Hattensauer an den Grafen Platen nach Wien mit den dringendsten Aufforderungen, den König zu bewegen, nach den dortigen Anschauungen und Wünschen zu handeln.

Platen schrieb in diesem Sinne einen dringenden Brief an den König, welchen Hattensauer überbringen und als begeisterter Augenzeuge des Ausmarsches der kaiserlichen Garden aus Paris durch feurige Worte und Schilderungen unterstützen mußte.

Nachdem der König ihn angehört und das mitgebrachte Schreiben vernommen hatte, beorderte er mich in sein Audienzzimmer, teilte mir die ganze Sachlage mit und gab mir den Brief des Grafen Platen zu lesen.

Dieser erklärte sich mit den Anschauungen und Wünschen des Herrn Meding vollkommen einverstanden; sollte aber der König Anstand nehmen, sogleich selbst nach Paris zu gehen, so möge er mich zum kommandierenden General ernennen, mir alles bewilligen, was ich etwa verlangen würde und mich sofort mit ausreichenden Vollmachten dorthin senden.

Nachdem ich den Brief gelesen hatte, forderte mich der König auf, ihm nunmehr meine Ansichten darzulegen. Ich entwickelte ausführlich die Gründe, weswegen ich es für durchaus unpolitisch, unpatriotisch und unweise halte, wenn Se. Majestät schon jetzt überhaupt irgend welche definitiven Entschlüsse fassen wolle.

Ich wies nach, daß dazu noch genügende politische und militärische Grundlagen völlig fehlten, die Lage noch ganz unklar und unentschieden sei. Handle der König nach den Vorschlägen des Grafen Platen und des Herrn Meding, so könne sehr leicht das Ansehen, das Recht und das Vermögen Sr. Majestät völlig verloren gehen. Ich bezeichnete ausführlich den Zeitpunkt und die Umstände, unter welchen der König nach meiner Ansicht zu dem

14*

Versuche, die Krone Hannovers wieder zu erlangen, berechtigt und verpflichtet sei; auch wie dann zu verfahren, setzte ich auseinander.

Die früheren in bezug auf die Emigration gegebenen königlichen Befehle müßten aufrecht erhalten und deren Durchführung versucht werden.

Der König hörte mich schweigend bis zu Ende an, erwiderte dann aber sogleich: „Das alles trifft ganz genau meine eigenen Ansichten.“

Ich erhielt den Befehl noch in dieser Nacht nach Wien zu fahren, um die Sache mit dem Grafen Platen abzumachen.

Dort in der Frühe eingetroffen, begab ich mich sofort zu diesem und teilte ihm die obigen Erwägungen und den Willen des Königs mit. Kaum hatte ich geendet, als der Graf erklärte, das sei auch ganz und gar seine Ansicht.

Ich erwiderte also, daß der König über unsere völlige Übereinstimmung sehr befriedigt sein würde.

Konforme Befehle wurden nun auch nach Paris gesandt, von Meding und Düring aber nicht befolgt.

Diese Herren hatten die Emigration versammelt, soweit dies möglich war. Mit diesen Leuten hatte man unter Vorantragung einer hannoverschen Fahne öffentliche Demonstrationen auf den Boulevards gemacht; ja man hatte versucht, direkt mit der französischen Regierung gegen den ausgesprochenen Willen des Königs Verträge abzuschließen.

Mittlerweile hatte ich Schritte gethan, die Pariser Herren zum Gehorsam zurückzuführen. Ich sandte zu diesem Zwecke den Rittmeister von Reden der Garde du Korps und den Hauptmann von Düring des Garderegiments, welche sich gerade in Gmunden aufhielten, mit sachgemäßer Instruktion nach Paris.

Diese Herren konnten wegen des beginnenden Krieges nur auf größeren Umwegen dahin gelangen. Ihren Vernunftsgründen, unterstützt durch die allgemeinste Achtung, in welcher diese Offiziere standen, gelang es denn auch schließlich den Major von Düring zu veranlassen, daß er sich bereit erklärte, nach Salzburg zu kommen um zu hören, was ich ihm auseinander zu setzen wünsche. Diese

Zusammenkunft fand in den ersten Tagen des August statt. Ich hatte mir als Begleiter den Stabsauditeur Dr. Reddersen und den in Gmunden aufhältlichen damaligen Rittmeister von Klenck erbeten.

Ersteren sandte ich gleich nach Ankunft Dürings in dessen Hotel, um durch eine Vorbesprechung mit ihm die Verhandlungen zu erleichtern.

Am folgenden Morgen eröffnete ich dieselben damit, daß ich dem in hochgradiger Aufregung befindlichen Düring erklärte, unsere Besprechungen könnten zwar nur auf Grund und in Übereinstimmung mit unsern bisherigen hannoverschen Militärgesetzen und Anschauungen stattfinden, doch sollten unsere Verhandlungen nur den Charakter außergerichtlicher, kameradschaftlicher Besprechungen haben. Es bleibe ihm und den Herren in Paris ganz überlassen, ob sie meine Ratschläge annehmen und dementsprechende Schritte thun wollten oder nicht.

Auf meine lange und sehr eindringliche Auseinandersetzung ihres Verfahrens und dessen unausbleiblichen Folgen im Falle des Verharrens dabei, will ich nicht näher eingehen, weil das zu weit führen würde. — Das Resultat war, daß Düring erklärte, er wolle sich schriftlich an die Gnade Sr. Majestät wenden und darum bitten, daß er einen ehrenvollen Abschied erhalte.

Er habe die Absicht und das Versprechen, auf dem Stabe des Marschalls Mac-Mahon angestellt zu werden.

Er zweifle nicht, daß auch die anderen beteiligten Offiziere sich nach Mitteilung des Sachverhaltes seiner Ansicht anschließen würden.

Düring beschied nun die betreffenden anderen Offiziere telegraphisch nach Salzburg.

Alle setzten dann Schreiben an Se. Majestät ganz im gleichen Sinne wie Düring auf und ich überbrachte diese Schreiben nach Gmunden.

Der König war sehr zufrieden über das erreichte Resultat. Es handelte sich nun zunächst darum, in wieweit der König die Bitte der Offiziere gewähren und etwa noch mehr bewilligen würde.

Seine Verzeihung und die Erteilung der erbetenen ehrenvollen Abschiede gestand der König sogleich zu.

Dagegen schien es ihm sehr bedenklich, mehr zu gewähren, als die Schuldigen selbst erbeten hatten.

Dennoch bewilligte der König allen die ihnen nach ihrem derzeitigen Range und dem hannöverschen Tarife zustehenden Offizierspensionen; ja dem Leutenant von Tschirschnitz die Kompaniechefpension, da er im Jahre 1866 in Sachsen eine Kompanie hätte erhalten können.

Meding und die nicht beteiligten Offiziere wurden später weit höher pensioniert.

Als ich die königlichen Entschließungen den Herren nach Salzburg überbrachte, waren sie entzückt von der königlichen Großmut.

Es mag hiezu beigetragen haben, daß zu der Zeit gerade die Kunde von den ersten deutschen Schlägen gekommen war, welche die Franzosen erhalten hatten. Als aber dann später Meding durch den preußischen Gesandten in der Schweiz, General von Röder, für sich und Düring eine sehr hohe Pension, ich hörte aus glaubwürdiger Quelle 3000 Thaler p. a., und für jeden der andern inkulpierten Leutnants 1200 Thaler p. a. vermittelt hatte, suchten diese Herren die Annahme derselben durch die Behauptung zu entschuldigen, daß der König sie zu karg bedacht habe.

Ich vermag nicht zu sagen, was Preußen, welches keine Ausgabe zu machen pflegt, die das Staatswohl nicht erheischt, zu dieser Munifizenz bewog. Es liegt aber wohl auf der Hand, daß der Grund für dieselbe in politischen Motiven gesucht werden muß, da man doch wohl nicht annehmen darf, daß es für Preußen geleistete wertvolle Dienste waren, welche man angemessen zu belohnen hatte.

Mein Aufenthalt in Gmunden hatte länger als zwei Monate gedauert und der König wollte mir auch dann die Abreise kaum gestatten, da er anscheinend sichere Kunde erhalten hatte, ich solle bei meiner Rückkehr verhaftet werden.

Um mir eine Anerkennung zu geben, legte er mir den Titel eines Generalmajor bei, welcher der Charge entsprach, die ich bei

Auflösung der Armee bekleidete, und für welche ich die gesetzliche hannöversche Pension bezog. Einen Wert hatte dies begreiflich für mich nur durch die mir dadurch ausgedrückte königliche Zufriedenheit.

Ich habe den Titel jahrelang nicht geführt, bis das nach dem allmählichen Bekanntwerden der Thatsache durch den ganz allgemeinen Gebrauch desselben von allen Personen, mit welchen ich in Berührung kam, obligatorisch ward.

Ein Nachspiel zu den oben erzählten Vorgängen wurde noch dadurch aufgeführt, daß der Regierungspräsident in Hannover befohlen hatte, die Zahlung meiner gesetzlichen Pension zu sistieren.

Auf meine Anfrage nach dem Grunde dieser Maßregel wurde mir geantwortet, sie sei angeordnet:

1. „weil ich mich längere Zeit in Gmunden aufgehalten habe."
2. „weil ich von dort aus staatsgefährliche Handlungen gegen Preußen begangen habe."

Zu dem ersteren Verbrechen bekannte ich mich unter Darlegung des Zweckes meines Aufenthaltes.

Die zweite Anschuldigung nahm ich in Abrede, indem ich verlangte, daß man mir entweder den Prozeß machte und mich meinen Anklägern gegenüberstelle, oder die Sistierung der Pensionszahlung aufhöbe.

Nach längerer Zeit wählte man diesen letzteren Weg, da Beweise für Anschuldigung Nr. 2 wohl nicht beizubringen waren.

Eine weitere Folge der geschilderten Vorgänge war, daß der König den Grafen Platen pensionierte.

In den Jahren 1872 und 1873 gewährte mir wieder die Erziehung einiger junger Engländer befreundeter Familien hinreichende und angenehme Beschäftigung, während ein sehr reger Verkehr älterer und jüngerer früher hannöverscher Kameraden in meinem Hause nicht wenig zu meiner Befriedigung und zur Annehmlichkeit des Lebens beitrug.

Weshalb gerade mir dies besondere Freude erregte, will ich mit wenigen Worten erläutern.

Obgleich und vielleicht gerade weil mir die Zufriedenheit und das Vertrauen, welche Allerhöchst Se. Majestät zu den verschiedensten Zeiten und auf vielfache Weise mir erwiesen hatte, völlig genügte, so konnte es doch nicht ausbleiben, daß ein Mann in so hoher und oft so schwieriger Stellung vielfach beneidet, öffentlich verdächtigt und angegriffen wurde.

Man darf sich eben über manche Dinge und Personen entweder gar nicht oder erst nach langer Zeit öffentlich aussprechen.

Da werden denn Anschuldigungen und Kritiken vorgebracht, welche sich oft auf Unkenntnis der Thatsachen und der Ursachen der Ereignisse und Handlungen stützen, oft auch auf persönliche Abneigung, ja Haß zurückzuführen sind.

So war es mir rücksichtlich der Rendsburger Ereignisse, meiner Stellung und Wirksamkeit beim Könige, meiner Thätigkeit im Feldzuge 1866 und derjenigen 1870 in Paris und Gmunden ergangen.

Ja der König selbst hatte insoferne dazu beigetragen, als auf seinen Befehl im Berichte über den Feldzug ein unverdienter Tadel rücksichtlich einer Vollmacht ausgesprochen war. Ich beschwerte mich darüber, worauf mir Graf Platen schreiben mußte, das habe aus höherer Politik geschehen müssen; ein so hochgestellter Diener als ich, habe das stillschweigend auf sich zu nehmen.

Wenn nun diejenigen, deren Urteil uns nicht gleichgültig ist, uns trotz allem Hochachtung und Zuneigung an den Tag legen, so läßt sich das Gebell der unwissenden Kläffer leichter ertragen. Die schwersten Familiensorgen blieben übrigens nicht aus.

Meine Tochter mußte meiner schwerkranken Frau den ganzen großen Haushalt abnehmen und als sie sich verheiratete, vertrat meine Nichte, Tochter meines Bruders, ihre Stelle, bis wir zur Wiederherstellung der Gesundheit meiner Frau nach Italien abreisten, nachdem eine Kur in Marienbad nicht den gewünschten Erfolg gehabt hatte.

Meine Tochter Marie verheiratete sich im Jahre 1873 mit dem Regierungsassessor von Polenz, welcher in Dresden angestellt war.

Nachdem wir ein Jahr hindurch Zeuge ihres ehelichen Glückes gewesen waren und sie uns mit dem ersten Großtöchterchen

beschenkt hatte, reisten meine Frau und ich im Herbste 1874 in Begleitung zweier junger englischer Freunde ab, um nach kurzem Aufenthalte in der Schweiz den Winter und einen Teil des Frühlings in Italien zu verleben.

Jene beiden liebenswürdigen jungen Männer Vereker Hamilton und Reginald Huth haben durch ihren heiteren Sinn, ihr reges Interesse für alles Sehenswerte und ihre freundlichen Aufmerksamkeiten und Gefälligkeiten nicht wenig dazu beigetragen, unsere Reise zu einer angenehmen zu machen.

Der Reisebeschreibungen in der Schweiz kann man sich jetzt füglich enthalten, denn nicht nur existieren so viele detaillierte Berichte über dies Wunderland, daß jede wünschenswerte Auskunft und Belehrung leicht zu erlangen ist, sondern die Reise dorthin und der Aufenthalt daselbst ist nunmehr so außerordentlich erleichtert, daß es einer großen Anzahl Menschen ermöglicht ist, dort eine Zeit lang zuzubringen und selbst zu schauen. Ist diese Zeit kurz bemessen, so kann ich allerdings nur raten, sich vorher eingehend mit dem zu beschäftigen, was man sehen möchte, eine sorgfältige Auswahl zu treffen und darnach den Reiseplan festzustellen.

Nicht nur ist die Schweiz in allen ihren Teilen schön, sondern sie bietet auch eine große Auswahl zwischen lieblichen, großartigen, erhabenen, ja furchtbaren Szenerien dar, sowie auch von mehr oder weniger angenehmen Aufenthaltsorten. Die tiefen Eindrücke der herrlichen Naturschönheiten wirken nun auf den Reisenden vom ersten Eintritte in das Land an, haben daher schon vielfach Touristen veranlaßt, bei dem minder Schönen und Sehenswerten allzulange zu verweilen. So hätten wir uns fast schon bei Zürich festhalten lassen und wie sehr würde uns das gereut haben!

Die Zwecke, welche man bei einem Aufenthalte in der Schweiz verfolgt, sind ja ungemein verschieden. Darnach, sowie nach der Jahreszeit richtet sich dann wesentlich die Wahl des Aufenthaltsortes.

Kann man aber längere Zeit in der Schweiz zubringen, ohne einen besonderen Kurort wählen zu müssen, so bietet Zürich, Bern, der Vierwaldstättersee nebst Luzern, Interlaken, Lugano und Genf gewiß je nach den besonderen Neigungen die meisten Annehmlich-

keiten. Wir fanden Genf als den interessantesten und angenehmsten Ort.

So blieben wir denn dort auch längere Zeit als am Vierwaldstättersee. Bis Mitte November war der Aufenthalt im Freien, zumal bei Sonnenschein, noch immer höchst angenehm. Dann freilich traten die bösen Herbststürme, die sogenannte Biese ein, Staub und Kälte bringend.

So eilten wir denn nun über Chamberry, durch den Mont-Cenistunnel über Turin nach Genua.

Hier hat man noch in dieser Jahreszeit den ersten vollen zauberhaften Eindruck des Südens.

Die schon winterlichen Alpen, das kalte Turin liegen hinter uns.

Wir verlassen den Zug, laue Luft umfängt uns und auf der Terrasse unseres Hotels, dessen Thüren und Fenster geöffnet sind, stehen Orangenbäume voller Blüten und reifender Früchte, einen herrlichen Duft verbreitend.

Wir ersteigen den öffentlichen Garten Giardino publico und können uns nicht satt sehen an dem üppigen Pflanzenwuchse, an dem prachtvollen Panorama, welches in einem nie gesehenen Sonnenlichte in unbeschreiblicher Großartigkeit und Lieblichkeit zugleich vor, unter, neben und über uns liegt.

Die Farben des klaren Himmels, des blauen schimmernden Meeres, der Gewächse, der Gebirge, die überraschenden Lichtreflexe, alles ist neu, überwältigend schön. Ebenso schön und bewunderns-wert und doch so unendlich verschieden hiervon tritt uns in Genua der Gegensatz der lebendigen Natur, der Tod entgegen. Die Schönheit der Lage des Campo Santo, die Großartigkeit, Zweckmäßigkeit und stilvolle Anordnung desselben, die große Zahl der zum Teile sehr edlen und kunstvollen Grabmonumente von karrarischem Marmor vereinigen sich zu einem Ganzen, welches sehens- und bewunderswert ist; auch die tiefsten Eindrücke hinterläßt.

Auch die Bevölkerung Genuas, ihr Treiben am Hafen und in dem Gewirre zum Teil orientalisch-enger Gassen verstattet eine Menge interessanter und fremdartiger Beobachtungen.

Genua ist die bedeutendste Handelsstadt Italiens und steht

mit den fernsten Teilen der Erde seit Jahrhunderten in unmittelbarer Berührung. Die verschiedensten Nationalitäten sieht man dort verkehren, daher der auffallende und gewaltige Unterschied von Turin, welches in seinen langweiligen, geraden, nicht sehr belebten Straßen, seiner gemessen einherschreitenden kalten Bevölkerung, seinem Anhauche einer gewesenen Residenz wohl das Gegenteil jener Stadt genannt werden kann, nach welcher uns wenige Stunden Eisenbahnfahrt versetzt hatten.

Hier an dem Orte, an welchem ich sozusagen zuerst das Land der Sehnsucht meines Lebens, schöner noch als ich es erträumt, erblickte, endete mein seliger Vater seinen langen Aufenthalt in Italien unter so gänzlich verschiedenen Verhältnissen etwa sechzig Jahre vorher.

Sein Bataillon der Kings german legion war mit bei den englischen Truppen, welche schließlich Genua von den Franzosen eroberten.

Weiter führte uns das Dampfroß in die hesperischen Gärten, denn anders kann man die Strecke durchs ligurische Littorale gar nicht nennen; namentlich gilt dies von dem Teile, welchen man Riviera di Levante nennt und der sich von Genua bis Sargana und Massa erstreckt.

Die Bahn war damals erst in allen ihren Strecken eröffnet. Sie läuft unmittelbar am Seeufer entlang, die Vorgebirge vermittels 38 teils langer Tunnel durchschneidend. Schaute man nach rechts in die blitzende See, so mußte man oft glauben, man führe in derselben dahin, bis man die Blicke wieder links auf die mit Villen übersäte Gegend wandte, die von Oliven-, Zitronen-, Orangen-Wäldern bedeckt und hie und da mit Palmen durchsetzt war. Bisweilen fuhr man mitten durch diese entzückenden Landschaften, dann nahe den weiß schimmernden Marmorbrüchen Carraras und Massas vorüber; eine ganz bezaubernde Fahrt.

Endlich erreicht man die Ebene der Serchio- und Arnomündungen und langt in Pisa an. Diese im Mittelalter so mächtige Gegnerin des eben verlassenen Genua ist jetzt eine stille, tote Stadt. Es würde überhaupt schwer sein, beim Anblicke der im Mittelalter

und in der Renaissanceperiode so kraftvollen italienischen Städte mit ihren Staatsgebilden sich ihren Glanz und ihre Bedeutung in damaligen Zeiten zu vergegenwärtigen, wenn nicht ihre Bauwerke überall daran erinnerten. So in Pisa der prachtvolle Marmordom, das Babtisterium, der schiefe Turm und der Campo Santo. Sie sind so sehenswert, daß sie den Besuch jener Stadt reichlich lohnen.

Im Dome waren keine Andächtigen zu erblicken, obwohl von einer großen Menge Geistlicher schön gesungen und die Messe celebriert wurde. Wie saßen sie da, diese Unzahl fetter Domparasiten, diese bleichen Chorknaben, alle mit den gleichgiltigsten Gesichtern ihrer Aufgabe genügend, wem zum Nutzen und zu welchem Zwecke?

Kann ein so erhabenes Wesen wie Gott eine derartige Anbetung mit gnädigem Blicke betrachten, ist sie von Jesus und seinen Jüngern geübt oder vorgeschrieben? Mit beklemmendem Gefühle verließ ich den Prachtbau und fühlte die Brust sozusagen erst wieder frei, als ich an der Stelle auf dem schiefen Turme stand, an welcher Galilëi seine bekannten Versuche über den Fall der Körper machte. Auf dem weltberühmten Campo Santo interessierten mich am meisten das Grabmal Kaiser Heinrich VII. und das des Pabstes Gregor XIII. Wenn auch im Leben durch fast 200 Jahre getrennt, hier vereinigt sich ihr Ende auf kleinem Fleck und die Namen erinnern uns lebhaft an die furchtbaren Kämpfe, welche Kaiser und Päbste hauptsächlich auf diesem historischen Boden viele Jahrhunderte hindurch gegen einander ausfochten.

Drei, respektive fünf Jahrhunderte früher als jener Heinrich, jener Gregor lebten, kam bekanntlich dieser Kampf zwischen zwei Vorgängern mit gleichen Namen im nördlicher gelegenen Canossa zum krassesten Ausdrucke.

Auch der gläubigste Katholik — falls er Geschichte studiert hat — wird nicht mehr zu behaupten wagen, daß man sich um Christi willen stritt! An den Sarkophagen der verschiedenen Zeitalter kann man bereits erkennen, wie die italienische Renaissance allmählich zu heidnischen Dar- und Vorstellungen zurückkehrte.

Am nächsten Tage ging es weiter gen Rom. Ich hatte die

Bahn durch die Maremmen gewählt, um auch diesen interessanten Teil Italiens flüchtig kennen zu lernen. Wir fuhren nur bis Civita-vecchia, um nicht abends in Rom anzukommen und um Freund Huth dorthin voraussenden zu können. Der älteste Bruder desselben, dort ansässig und mit einer Italienerin verheiratet, hatte mir eine dringende Einladung für uns alle gesandt, während unseres Aufenthaltes in Rom bei ihm zu wohnen.

Da ich nun den kältesten Teil des Winters in Süditalien zuzubringen, dann in Rom jedenfalls unabhängig zu sein beabsichtigte, so hatte ich jene liebenswürdige Einladung nur für wenige Tage bei der Durchreise angenommen.

Schon in Pisa hatte ich vor Eintritt ins Hotel meine Bedingungen über die Preise der Zimmer gemacht, wie die Reisehandbücher dies für italienische Wirtshäuser raten.

In Civita vecchia war im ersten Hotel noch recht italienische Wirtschaft. Ich ließ nichts vom Wagen herabnehmen, niemand aussteigen, bis ich alle Bedingungen vereinbart hatte. Das Resultat war, daß ich die Zimmer für die Hälfte des zuerst geforderten Preises erhielt. Während unseres Aufenthaltes in Luzern hatte mir ein italienischer Abbate geraten, in Italien nie den geforderten Preis zu bewilligen, sondern für viele Dinge sogar nur ein Drittel desselben zu bieten und dann die Sache zu behandeln. Dies erscheint dem Nordländer als ein höchst lästiges und sehr unreelles Verfahren. Nicht so dem Italiener, welcher sich immer als Handelsmann betrachtet und das Recht für sich in Anspruch nimmt, den höchsten Preis herauszuschlagen zu dürfen.

Dagegen räumt er dem Käufer bereitwillig das Recht ein, nur das mindeste zahlen zu wollen, also alles zu behandeln.

Diesen Grundsatz findet man nun auch selbst in den ersten Hotels und Pensionen angewandt, so daß ich z. B. in Salerno und in Caserta mit dem Hotelier erst einig wurde, als ich den Wagen zum Davonfahren bereits wieder bestiegen hatte. Mit um so größerer Aufmerksamkeit wurde ich dann nachher bedient.

Wenige Stunden Eisenbahnfahrt brachten uns folgenden Tages nach Rom, dessen Nähe sich dem ausschauenden Blicke zuerst durch

das Albanergebirge mit dem leuchtenden Frascati und dem Sabinergebirge im Hintergrunde bemerkbar macht. Vorn zeigt sich der prächtige Dom San Paoli fuori le Mura mit dem Benedictinerkloster. Der Aventin, das Kapitol und Trastevere stellen sich dem Blicke dar.

Wir passieren den Tiber und umfahren langsam die südliche Mauer Roms, in welcher sich die Piramyde des Cestius neben dem protestantischen Kirchhofe bemerkbar macht. Dahinter hervor blickt der Monte Testaccio, jener wunderbare, jetzt völlig überwachsene Scherbenberg. Über die Via Appia, am Lateran vorbei, unter der Acqua Felice hindurch, noch zwei alte Wasserleitungen bei Porta maggiore passierend, durchfahren wir erst jetzt die alte Stadtmauer und landen — nachdem wir noch einen flüchtigen Blick auf den prachtvollen Dom Santa Maria Maggiore geworfen haben — endlich im Bahnhofe den Thermen des Diocletian gegenüber; wir befinden uns in der ewigen Stadt!

Je mehr jemand von Rom und römischer Geschichte weiß, mit desto größerer Erwartung und Spannung wird er diesen Wunderort betreten; desto größer wird aber anfänglich seine Enttäuschung sein; sei es, daß seiner Seele hauptsächlich antike oder moderne Städtebilder vorschwebten.

Um zu unserem Ziele zu gelangen, hatten wir Rom gleich nach der Ankunft mitten quer durchfahren.

Ein Gewirre meist sehr enger, schmutziger, sehr schlecht gepflasterter Gassen ohne Trottoirs nahm uns auf, unansehnliche Häuser zu beiden Seiten; hie und da streifte der Blick flüchtig ein altes Bauwerk, eine antike Säule.

Unser Freund bewohnte die Villa Savorelli unmittelbar neben der Porta Pancrazio, auf der Spitze des Janiculus gelegen; ein älteres, weitläufiges Gebäude mit römischer Einrichtung, von einem großen Garten umgeben, welcher nach Rom zu in Terrassen abfiel. Es war Abend geworden, als das Empfangsdiner bei unseren gastfreien Wirten vorüber war. Man mußte also den begehrten Ausblick von dem vor unseren Zimmern in zweiter Etage befindlichen großen Balkon auf den folgenden Morgen verschieben.

Sobald die Sonne des 20. November heraufstieg, eilte ich denn auch auf jenen Aussichtsplatz, um ein ganz unvergeßliches, prachtvolles Rundgemälde zu genießen, überstrahlt von einem immer wärmer sich entwickelnden Sonnenglanze.

Die Villa Savorelli liegt gerade über, jedoch erheblich höher als die Kirche San Pietro in Montorio. In dieser Kirche zeigte man uns später das Loch, in welchem das Kreuz gesteckt hatte, an dem der Apostelfürst St. Peter gekreuzigt wurde, der bekanntlich höchstwahrscheinlich niemals in Rom gewesen ist! Von dem Platze vor jener Kirche ist die Rundansicht Roms aufgenommen, welche sich im Bädecker befindet; man konnte dieselbe also bequem zur genauen Orientierung benutzen.

Der Blick über die Siebenhügelstadt von San Paoli fuori le Mura an bis zum St. Peter und die dahinter liegenden Landstrecken schweift über den Tiber bis zum Meere, wendet sich links dem Albaner- und dem Sabinergebirge, dem Monte Genaro, dem Sorakte entlang bis zum Monte Mario. Stundenlang saß ich mit dem Rundgemälde aus dem Bädecker vor mir an diesem wundervollen Punkte, mich so vollständig in Rom orientierend, daß es mir nachher außerordentlich leicht wurde, mich in dem sonst so schwierigen Straßengewirre zurecht zu finden.

Noch an demselben Tage ermietete ich angenehme Räume in einem Hotel der Via Condotti für den Termin unserer beabsichtigten Rückkehr.

Schon am folgenden Morgen setzten wir die Reise nach Neapel fort, wo wir uns bereits gegen Abend dem dampfenden Vesuve, dem unvergleichlichen Golfe gegenüber, von lauer, echt südlicher Luft umfangen befanden und Capri noch im goldigen Abendduft verschwinden sehen konnten.

Während wir vor wenigen Tagen gesehen hatten, wie die wütende Biese in Genf die letzten gelben Blätter von den Bäumen fegte, fanden wir uns nun in einen warmen Sommer und in die frische üppige und blühende Vegetation der Villa reale versetzt, für den Nordländer zumal ein wonnevolles Gefühl.

Der Vollmond stieg neben dem Vesuv herauf, überstrahlte

mit Tageshelle die zauberische Szenerie; die Klarheit der Luft war dabei so bedeutend, daß man die Häuser Porticis deutlich erkennen konnte.

Um den romantischen Zauber vollständig zu machen, traf ich auch noch im späten Abend an der Via Chiatamone auf ein echt neapolitanisches Ständchen, welches einer auf hohem Balkone sich zeigenden jungen Dame gebracht wurde.

Der betreffende Liebhaber hatte dazu zwei Sänger mit Geige und Guitarre engagiert, welche ihre Sache vortrefflich machten.

An dieser selben Straße mietete ich folgenden Tages Zimmer in einer im Palazzo Mele befindlichen, von einer Frau Doktorin Genzmar gehaltenen Pension. Diese ehrenwerte Dame, welche wegen eines großen roten Fleckens über Backe und Nase von den Engländern sofort mit dem Beinamen „The Portwine-Woman“ erhielt, hatte vermittels dieser Pension für Fremde ihren beschäftigungslosen Mann und eine kleine Familie zu erhalten. Wir fanden anfangs nur wenige Personen vor.

Es waren da eine Französin, Comtesse Hugo, nebst kleiner Tochter, Jungfer und Bräutigam, ein sizilianischer Kavalier oder Marchese, welche Zimmer neben uns inne hatten, ferner eine holländische Baronin, Witwe eines Admirals, welche sich später als Tochter aus erster Ehe des unthätigen Doktors entpuppte, nebst einer Nichte des letzteren, Fräulein Genzmar, die als Gouvernante und Stütze der Hausfrau agierte.

Alsbald kamen hinzu eine sehr nette deutsch-russische Familie; ein junges verheiratetes Paar aus Kurland und ein Mecklenburger, anscheinend ein im französischen Kriege reich gewordener Ochsenlieferant; die flüchtigern Passanten aller Nationen erwähne ich nicht.

Ich gehe auf diese Verhältnisse etwas näher ein, um zu zeigen, was man so alles unterwegs trifft, denn annähernd haben wir es in fast allen Pensionen gefunden.

Den Mittelpunkt der Geselligkeit und die Hauptanregung gab die Französin ab, welche schon längere Zeit dort weilte und von den Wirten mit großer Rücksicht behandelt wurde. Deutsch, englisch und italienisch sprach sie sehr geläufig, spielte meisterhaft

Klavier, sang reizend, war viel in der Welt herum gewesen, sehr unterhaltend und witzig. Sie schien weit jünger, als sie wirklich war, gab sich liebenswürdig und immer gut gelaunt. Ihr Bräutigam kehrte nach Sizilien zurück und wir gelangten bald in Kenntnis, was unter dem äußern Firnis steckte. Von ihrem noch lebenden Manne konnte sie als Katholikin gar nicht geschieden werden, wenngleich sie schon lange Jahre getrennt von ihm lebte.

Ihre legitime, in einem Kloster fromm erzogene Tochter machte ihr über ihr sündhaftes Leben stets ernste Vorwürfe, welche sie bespöttelte und verlachte.

Ihre jüngere Tochter, welche sie zur Tänzerin erziehen wollte, damit sie das Leben genösse, war das Kind eines österreichischen Offiziers. Der sizilianische Kavaliere verschwand von der Bildfläche, sie beschuldigte ihn, sie bestohlen zu haben.

Die Russen und wir verließen wegen dieser Frau die Pension. Nachher erfuhren wir, daß sie mit dem gewandten jungen Oberkellner und Hauptleiter der Pension davongegangen und diese infolgedessen ganz aufgeflogen war.

Der Mecklenburger hatte sich im kalten Parterre das billigste Zimmer nach dem von Stallungen umgebenen, unter dem hohen Felsen Pizzifalcone gelegenen Hofe gemietet. Da hatte man denn auf seinem Schreibtische einen offenen Brief nach der Heimat gefunden, mit einer glühenden Beschreibung des Blickes aus seinem Fenster auf den köstlichen Golf und den dampfenden Vesuv, welcher wie allen bekannt, aus einer Mistpfütze und dem dampfenden Pferdedünger bestand aus den umgebenden Ställen; so werden oft Beschreibungen fabriziert.

Einer Schilderung Neapels, seiner Bewohner und seiner Umgebungen enthalte ich mich, da bereits genug darüber geschrieben worden ist. Nur einiges selbst Erlebte und Gesehene mag interessieren, zuerst also über den Ort selbst.

Wenn derselbe nichts Interessantes enthielte als das Museum nationale, diese einzig dastehende Sammlung der in Stabia, Cumä, Herculaneum und Pompeji ausgegrabenen Altertümer, so würde er dadurch allein eines langen Aufenthaltes würdig sein. Bei

Betrachtung dieser Sammlung drängte sich mir die Überzeugung auf, daß wir noch immer 2000 Jahre und mehr nachahmend und nachbildend zurückgehen, daß unsere hochgepriesene Kultur zwar auf einigen Gebieten und in einigen Volksklassen Fortschritte gemacht hat, daß aber Kunst- und Schönheitssinn damals bei weitem mehr in Fleisch und Blut der ganzen Völkerschaft gedrungen war, als dies heutzutage der Fall ist. Die damaligen Bronzen, die Bildhauereien, die geschmackvolle und zarte Zusammenstellung von Farben sind noch immer unvergleichlich schön. Geht man nun mit den frischen Eindrücken vom Anschauen der vielfach so herrlichen häuslichen 2000jährigen Gebrauchsgegenstände nach den Fundorten selbst, weilt man dort z. B. in Pompeji in den verschiedenen Privat- und öffentlichen Bauwerken, in den Läden der Kaufleute und Handwerker, in den reizenden Villen reicher Einwohner, ja teils sogar in ihrer eigenen Gegenwart, so kann es nichts geben, was uns so sehr ins Altertum unmittelbar versetzt.

Ich erwähnte eben der früheren Bewohner. Man hat nämlich eine Anzahl Leichen derselben in den Stellungen, in welchen sie bei den Ausgrabungen gefunden wurden, konserviert, indem man ihre in der Asche genau ausgedrückten Formen mit Gyps ausgegossen und so die ganze Menschengestalt inklusive des Knochengerippes als Bildsäule herausgenommen hat. Diese Körper sind in derselben Lage, in welcher man sie aufgefunden hat, in Glaskästen aufgestellt und zwar so, daß man unter diesen durchgehen und die Abgüsse von allen Seiten betrachten kann.

Neapel war bekanntlich mehr als 1000 Jahre hindurch eine der Hauptkapitalen Italiens und hat infolgedessen viele Etablissements und Gebäude, welche das Interesse erregen. Dahin gehören gewissermaßen als geschichtliche Gegenstücke das Castel del'Ovo und das königliche Schloß.

Wie viel Erinnerungen aus dem Mittelalter ruft nicht das Erstere wach! Wenn man dagegen den letzteren Prachtbau aus neuerer Zeit in der unvergleichlich schönen Lage betrachtet, so kann man nur bedauern, daß er aufgehört hat, eine königliche Residenz zu sein, wie so manche andere herrlich gelegene königliche Schlösser.

Interessanter aber als Neapel selbst ist unstreitig seine Bevölkerung, welche so viel Eigenartigkeit hat. Von norddeutschen Augen ist dieselbe vielfach unrichtig angesehen und falsch beurteilt worden; ja das geschieht sogar noch oft mit dem ganzen italienischen Volke. Kommt man von Norden, so scheint die Rohheit der Bevölkerung abzunehmen, je weiter man nach Süden gelangt. Besteht schon ein gewaltiger Unterschied zwischen dem Preußen und dem Sachsen, so bemerkt man wieder einen geringen Fortschritt in Österreich; ganz auffallend aber beim Italiener.

In Italien habe ich den Neapolitaner vom liebenswürdigsten Charakter gefunden. Dabei ist das Volk höchst genügsam, mäßig und intelligent. Man findet nicht selten Droschkenkutscher, welche ohne lesen und schreiben zu können, auf dem Bocke so viel englisch und französisch gelernt haben, daß sie sich mit den Fremden dadurch hinreichend verständigen können. Erstaunlich ist es auch, wie sich die Neapolitaner auf große Entfernungen hin lediglich durch fast unbemerkbare Zeichen über die verschiedensten Dinge ausführlich unterhalten, worüber mir mein späterer italienischer Wirt wunderbare Beispiele erzählte.

Mit einer Apfelsine, ein wenig Makkaroni oder einer geringen im Meere selbst gefangenen Mahlzeit ist der Neapolitaner völlig zufrieden. So werden denn auch im Markte die kleinsten Portionen für Wohlhabendere ausgeboten, z. B. das Bein eines Huhnes und dergleichen mehr.

Die Straße wird in diesem schönen Klima von dem Handwerker, von dem geringeren Manne überhaupt ganz und gar als Arbeits-, Wohn-, ja selbst für Frauen und Mädchen als Toilettenraum mitbenutzt. Kleidung wird im Sommer für Kinder zumal, als unnötiger Luxus betrachtet, selbst im Winter habe ich kleine Kinder im Hemdchen umherlaufen sehen.

Für die Fischer aber dienen bei ihren Nachtarbeiten Mäntel zur Erwärmung, welche bereits aus dem Mittelalter herzurühren scheinen, so sehr sind sie von Flicken aller Farben und Zeitalter be- und übersetzt.

Man thut übrigens den Lazzaronis sehr unrecht, sie der Faul-

heit zu beschuldigen. Aus meinen Fenstern habe ich oft die hunderte von Böten beobachtet, welche den Golf nachts bedeckten, und worin bis morgens bei Fackelschein gefischt wurde.

In der Morgendämmerung kehrt man zurück; der Fang wird verwertet und die Fischer, welche die Nacht hindurch gearbeitet haben, liegen nun schlafend vor ihren kellerartigen Wohnungen in der Sonne, sobald dieselbe das Pflaster genügend erwärmt hat.

Öffentliche Tanzböden, wie sie in Deutschland zum Ruine des Volkes leider in Unzahl existieren, giebt es in Italien nicht; Trunkene habe ich nirgends gesehen mit Ausnahme eines Priesters und einiger Mönche bei Leichenbegängnissen, wobei man den Wein in Menge gratis gab.

Das Volk findet seine Unterhaltung in der Kirche bei den vielen Festen, mit seinen Heiligen, in und vor den Osterien und vor allem in der Familie. Da klappert denn das Tambourin, man tanzt abends die Tarantella vor den Thüren mit befreundeten Nachbarn in kleinem Kreise; die Alten lehren die Jungen, selbst ganz alte Mütterchen habe ich praktischen Unterricht erteilen sehen. Wenn man nun oft die irrige Meinung hört, daß die Italiener überhaupt träge seien, so behaupte ich dagegen, daß dies eine grundlose Anschuldigung ist. Überall sieht man die fleißigen Hände rege, den Frauen kommt die Spindel nicht aus der Hand, wenn sie sonst unbeschäftigt sind.

Auf dem Lande aber — nicht bloß in dem so glücklich fruchtbaren Campanien — macht man vielfach drei Ernten auf demselben Boden, da viele Landstrecken noch mit Wein hoch oben ganz überzogen sind und der kleine Mann muß da wahrlich hart genug arbeiten.

Da ich hier von der Masse des Volkes rede, darf ich ihrer Beziehungen zur Religion nicht vergessen.

Eine andere Art des Kultus, als er in Italien unter Anleitung der Hierarchie betrieben wird, scheint mir dort noch auf unabsehbare Zeit hinaus ganz undenkbar.

Man muß übrigens wie überall die Anschauungen und Gefühle der gebildeten Klassen völlig von denen der ungebildeten trennen.

Von allen Zeiten her ist das ja ebenso gewesen und namentlich in Italien hat man bekanntlich vom frühesten Mittelalter an auf Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern gedrungen, da man die völlige Ungläubigkeit, die Schlemmerei und Liederlichkeit so vieler Päbste und Kirchenfürsten, sowie fast der ganzen Clerisei vor Augen hatte.

Wie haben gerade die Römer die Päbste bekriegt, oft grausam mißhandelt, beraubt und ihre Unabhängigkeit gegen sie verteidigt! Zwar haben ja auch die Päbste die Reformatoren in Italien, wo dieselben zuerst erstanden, als Ketzer vielfach verdammt und verbrannt bis zu Savonarola herunter; aber der freidenkerische Geist der gebildeten Klassen hat sich doch von daher stets erhalten und erweitert.

Trotz der allerdings viel zu späten Reformation der katholischen Klerisei, hat man die Dogmen doch nicht von dem seit Christo allmählich hineingekommenen Heidentum und allerlei eigenen Erfindungen gereinigt, ja man hat die wahnwitzigsten Dogmen bis zur Unfehlbarkeit eines Menschen, also Gottgleichheit und seine und der Priester Machtvollkommenheit über den Tod der Gläubigen hinaus noch neuerdings als Macht verstärkende Mittel erfunden. Schwindet nun auch dennoch diese Allgewalt der katholischen Hierarchie mehr und mehr, regiert sie auch nicht mehr unumschränkt, so beherrscht sie dennoch das Volk noch stark genug, hauptsächlich durch den Aberglauben.

Es scheint fast, als ob dieser in der menschlichen Natur begründet ist, denn seit den ältesten Zeiten wird der Mensch dadurch geplagt.

Den Priestern aller Religionen muß man das Zeugnis ausstellen, daß sie stets erkannt haben, wie leicht man denselben zum Herrschen benutzen kann. Endlich empfiehlt denn auch Machiavelli den Fürsten geradezu den Aberglauben zu fördern und zu unterstützen als ein vorzüglich die Herrschaft erleichterndes Mittel.

In Italien macht sich derselbe nun je südlicher, desto stärker unter dem Volke bemerkbar und wie die katholische Priesterschaft die verschiedenen Völkerschaften je nach ihren Eigenschaften anders

zu behandeln und sich deren Charakteren anzupassen versteht, so benutzt sie auch den Aberglauben dementsprechend.

Die Wunder wirkenden Knochen, Bilder, Bildsäulen, Tücher, Röcke, Nägel, Splitter und wie die Dinge sonst alle heißen, vermittels deren man auf die Abergläubigen einwirkt, werden im Norden und im Süden Europas, selbst Italiens sehr verschieden gehandhabt. Um mich nicht ins allgemeine zu verlieren, werde ich nur einiges darüber aus Neapel anführen.

Der Schutzheilige des Ortes ist der heilige Januarius, nach der Legende Bischof von Benevent zu Kaiser Diocletians Zeit. Im Amphitheater zu Pozzuoli den Löwen vorgeworfen, welche, statt ihn zu zerreißen, sich demütig vor ihm verneigten, wurde er sodann auf Befehl des römischen Prokonsuls Dracontius enthauptet. Zur Zeit Konstantins ließ der Bischof St. Serverus seinen Leib zur Bestattung nach Neapel kommen, worauf ihm ein Weib zwei Flaschen mit dem Blute des Heiligen brachte, das sogleich wieder flüssig wurde, als es der Bischof empfing. Dieses Flüssigwerden passiert nun noch immer dreimal des Jahres an bestimmten Tagen, und es bedeutet großes Unglück, schweren Zorn des Heiligen, wenn das Blut nicht fließen will. Am 16. Dezember habe ich den Vorgang mit angesehen.

Es existieren in Neapel noch mehrere direkte Nachkommen des Heiligen, welche den untersten Volksklassen angehören. An Tagen des Flüssigwerdens nehmen diese die Ehrenplätze auf den vordersten Bänken vor dem Altare ein. Mit Bitten und Beten beginnen sie, den Heiligen laut anzuflehen; erhört er sie nicht bald genug, so schreiten die lieben Verwandten zu ernstem Zureden, zu Klagen, zu Drohungen und endlich zu den ärgsten Schimpfreden. Das wirkt, der Heilige beeilt sich, das Blut fließt und alles sinkt anbetend auf die Knie nieder. Übrigens läßt der verständige Herr auch sonst mit sich reden. Als im Anfange von Murats Regierung das Blut nicht fließen wollte und infolgedessen ein Volksaufstand drohte, ließ Murat den Priestern sagen, wenn das Blut nicht sogleich flösse, so würde er von St. Elmo aus den Dom zusammenschießen lassen und das Blut floß sofort.

In diesem Dome, welcher eigentlich aus drei neben einander gebauten Kirchen besteht, habe ich auch eine feierliche Inthronisation und folgende Prozession und Messe des Erzbischofs Kardinals Riario mit dem allergrößten kirchlichen Pompe abhalten sehen.

Wenngleich dabèi das gläubige Volk vielfach auf den Knien lag und den Segen spendenden und winkenden Kardinal voll Verehrung und Dankbarkeit vorüber ziehen ließ, so blieben doch auch eine große Menge Leute stehen, dem Mummenschanze neugierig zuschauend.

Wenn ich auch den guten Riario nicht mit dem liederlichen Alexander VI. vergleichen will, so fiel mir doch unwillkürlich ein, daß diesen der Jesuit Mariana schon damals nicht mehr Pabst, sondern nur noch Vorsteher der kirchlichen Zeremonien nannte, denn der Kardinal sowohl als die Menge der nachschreitenden Bischöfe und sonstigen Priester zeigten nur den Gesichtsausdruck, welchen die Ausführenden einer gleichgiltigen Zeremonie zu tragen pflegen.

Der heilige Januarius beschützt Neapel hauptsächlich von den Folgen der Ausbrüche des Vesuv. Man hat deswegen seine Bildsäule auf der Brücke des Sebeto zwischen Neapel und Portici aufgestellt, ein ganz zweckmäßiger Platz dieser Terraineinschnitt, um Lavaströme, vielleicht auch Erdbeben zu unterbrechen.

Übrigens hat der Heilige nicht immer seine Schuldigkeit gethan; in diesem Falle ist er ab- und ersetzt worden, einmal durch irgend eine Heilige. Später aber hat man ihm immer von neuem das Wohl der Stadt anvertraut.

Der Neapolitaner ist aber nicht zufrieden damit, einen doch so wunderbaren Heiligen und Schutzpatron, wie Januarius zu besitzen; auch nicht mit der bedeutenden Anhäufung von anbetungswürdigen Knochen und sonstigen Reliquien in den Kirchen, mit vielen ebendaselbst aufgestellten Götzenbildern, deren Wunderkuren an einzelnen Gliedern die Abbildungen beweisen, welche oft alle Wände der betreffenden Kirche bedecken, wie z. B. in der Santa Maria di Piedigrotta, sondern er verlangt noch für sich selbst einen besonderen Hausgott, einen eigenen Schutzpatron oder eine Patronin.

Das betreffende Bildnis des- oder derselben ist in einer Ecke der Wohnung mit einem Lämpchen davor aufgestellt. Zu den hohen Festen strömen dann die Pifferari aus den Gebirgen herbei; man wendet oft den letzten Lire auf, um durch sie dem Heiligen Musik vorspielen zu lassen, um ihn in gute, wohlgeneigte Laune zu versetzen. Zeigt er sich nachher aber nicht dankbar dafür, so setzt man ihn ab und wählt einen andern; etwa so, wie es die Neger mit ihren Fetischen machen. In den gebildeteren Kreisen ist man nun zwar vielfach auch nicht frei von Aberglauben, aber man sieht doch im Priester nicht die personifizierte Religion, man weiß das priesterliche Beiwerk von der christlichen Religion zu trennen, man ist katholisch, bisweilen bigott, vielfach aber auch sehr freisinnig.

Zu diesen letzteren zählt hauptsächlich der Offizier-, Gelehrten-, Studenten und bessere Bürgerstand, sowie die Aristokratie.

Diese schien mir in Neapel ein recht eintöniges Leben zu führen.

Jeden Nachmittag Korsofahrt, jeden Abend Theater. In den Heiratsvertrag der hochadeligen Neapolitanerin gehört allemal die Bedingung: „Eigene Equipage, eigene Loge". Es ist bon ton, daß der Gemahl nicht mit seiner Frau, sondern für sich fährt. So bewegen sich denn zwei volle Stunden hindurch bis 6½ Uhr, also bis nahe der Essenszeit viele hundert Equipagen in langsamem Tempo die Chiaja hinauf und herunter; die wundervolle Straße den Posilipp hinauf fährt aber fast keine.

Wenn ich hier einiges besonders Neapolitanisches erwähnt habe, darf ich zwei dahin gehörende Eigentümlichkeiten nicht vergessen. Das sind die Ziegen und die Esel.

Je südlicher, desto weniger Kühe werden gehalten, es wird also fast nur Ziegenmilch getrunken.

So sieht man denn morgens und abens große Ziegenheerden Neapel durchziehen, an verschiedenen Punkten haltend. Die Einwohnerschaft kommt von allen Seiten herbei und versieht sich an den Eutern selbst mit ihrem Bedarf.

Aber das Überraschendste ist, daß diese klugen Tiere teilweise ihre Kundschaft in deren Häusern aufsuchen, die Treppen hinauf-

steigen, sich in den verschiedenen Stockwerken abmelken lassen und dann zu ihrer Heerde zurückkehren.

Macht es schon einen eigentümlichen Eindruck, wenn man in dem hohen zum Pizzifalcone hinaufführenden Treppenturme einer ganzen Ziegenheerde begegnet, so ist man anfangs völlig überrascht, wenn man auf den Treppen der Häuser einzelne Ziegen begegnet, wie dies im Palazzo Farini, unserer späteren Wohnung häufig der Fall war.

Was nun die Esel anlangt, so werden dieselben in und um Neapel in großer Anzahl gehalten zum Fahren, zum Reiten und zum Transport.

Es giebt da eine sehr flinke, muntere, niedliche Rasse und wieder größere, recht starke Tiere, alle aber scheinbar sehr gelehrig. Da sie fast sämtlich durch eigentümlichen Zuruf angetrieben werden, so vermehrt das Geschrei ihrer Herren, wie auch ihr eigenes von früh bis spät den so berühmten neapolitanischen Straßenlärm in ganz erheblicher Weise. Die zum Transport benutzten, von denen meistens großen Taschen ähnliche Strohsäcke zu beiden Seiten herabhängen, werden vielfach ganz ohne Zaumzeug am Schwanze vom Besitzer gelenkt, welcher denselben in der Hand hält, und durch Zeichen vermittels Druckes oder Kneifens dem verständigen Tiere seinen Willen kundgibt.

Den Hauptgrund, weswegen wir unsere Wohnung an der Chiatamone aufgeben mußten, habe ich bereits angeführt. Es trug aber noch ein anderer Umstand dazu bei, welchen ich als einer Eigentümlichkeit Neapels ebenfalls erwähnen will.

Aus dieser Stadt von mehr als einer halben Million Einwohner führen mangelhafte Schleußen von oben her in den Golf, wodurch denn auch in den unteren Stadtteilen oft epidemische Krankheiten erzeugt werden.

In einzelnen Pensionen an den Quais hörte deswegen der Typhus auch nicht auf. Der Palazzo Mele lag nun frei dem Golf gegenüber, freilich circa 60 Schritt von der hohen Quaimauer entfernt.

Wenn aber der westliche Sturm die See und damit den ab-

scheulichen, darin ablagernden Schlamm aufrührte, die schäumende Brandung bis 80 Fuß hoch über die Quaimauer hinweg gegen die Häuser trieb, so brachte er dadurch nicht nur einen unerträglichen Gestank in die Zimmer, sondern es strömte auch das dann so schmutzige Seewasser in die undichte Balkonthüre förmlich herein, obwohl wir im zweiten Stocke wohnten. Auch die Kaminfeuer mußten dann wegen Rauchens gelöscht werden, wie dies in Süditalien namentlich auch bei jeder heftigen Tramontane der Fall ist, zumal man fast nur schlecht brennendes und nicht trockenes Olivenholz erhält.

Unter diesen Umständen waren wir ganz glücklich, im Palazzo Farini am Posilipp bei einem italienischen Advokaten, Signor Acampora, der mit einer Engländerin verheiratet war, in Pension aufgenommen und vortrefflich verpflegt zu werden. Wir hatten sehr angenehme Räume im zweiten Stock mit einem reizenden Orangen- und Citronengarten und einer großen Terrasse auf flachem Dache des Anbaues, auf welcher, in der Sonne sitzend, der Vesuv, der ganze Golf und die terrassenförmig ansteigende Großstadt unmittelbar vor uns lagen, namentlich bei Mondschein, ein unvergeßlich prachtvoller Anblick. Dazu bot die Strada di Posilippo vor uns einen täglichen Spaziergang dar, wie er wechselvoller, lieblicher und großartiger wohl nirgends wieder gefunden wird. Während man beständig einen malerischen Vordergrund neben sich hat, schweift der Blick immer ungehindert über den ganzen Golf bis Capri. Wendet man sich am Kap dann zurück nach Vomero und Agnano entlang der hinteren Seite des Posilipp, so hat man die Ausblicke nach Nisida, Baja, Pozzuoli, Kap Miseno, Ischia und Procida.

Steigt man herab, so kann man durch den ersten und merkwürdigsten Tunnel der Welt, die Piedagrotta, zurückkehren.

Unser Aufenthalt im Palazzo Farina gewährte mir noch den Vorteil, von Signor Acampora, welcher mich auch in verwandte italienische Familien einführte, von neapolitanischen Verhältnissen mehr zu sehen und zu erfahren, als dies sonst dem Ausländer vergönnt ist, welcher sich nur kürzere Zeit in Neapel aufhält.

Über die Umgebungen dieses hochinteressanten Ortes könnte ich außer dem schon Erwähnten noch recht Vieles sagen. Da man aber bereits hinreichende Beschreibungen und Schilderungen darüber besitzt, so beschränke ich mich auf wenige Äußerungen.

Die teils wunderbar schönen, teils hochinteressanten und wechselvollen Umgebungen sollte jedermann besuchen, welchem Zeit und Mittel dies irgend gestatten. Er kann für zeitlebens unvergeßliche Eindrücke des Grauenvollsten, des Erhabensten und des Schönsten von dort mitnehmen. Zu den ersteren rechne ich den Besuch der Solfatara in Pozzuoli und des Vesuv. Zu diesem ritten wir, da die Eisenbahn hinauf noch nicht existierte, über Lavaströme, von denen einige trotz zweijährigen Alters noch nicht völlig erkaltet waren, bis an den aus Asche, Lapilli und ausgeworfenen Steinen gebildeten, steilen Kegel, dessen Erklimmen wegen des losen Grundes äußerst mühsam war und eine Stunde Zeit erforderte. Wir erblickten in dem großartigen, schaurigen Krater an mehreren Stellen das unterirdische Feuer, während überall betäubende, schweflige Dämpfe hervorqualmten. Landeinwärts dagegen bot sich dem Blicke die entzückendste, reiche und lebensvolle Landschaft Campaniens dar. Der Abstieg vom Kegel dauerte nur wenige Minuten, aber die neuen Stiefel waren in Fetzen. Des Erhabenen und Schönen gibt es um Neapel bekanntlich viel.

Ich möchte als das Beste eine Fahrt nach Kap Miseno, nach Amalfi über La Cava und Capo d'Orso, sowie nach Sorrento über Castellamare und Massa nennen.

Die letzteren Routen waren damals noch nicht ganz Räubersicher, da sich der Brigantaggio im St. Angelogebirge trotz der energischen Maßregeln der Regierung noch immer nicht ganz hatte ausrotten lassen.

Interessant ist auch der Besuch eines wohlgepflegten Orangen- und Citronengartens, wie uns dies in Portici geboten wurde. Man pflegt die Bäume sorgfältig mit viel Dünger und Wasser. Der Anblick der ungeheuren Masse der Früchte, der Duft der Blüten war herrlich; für einen Lire (75 Pfennig) konnte man sich

65 Stück der schönsten Exemplare selbst aussuchen und pflücken. Wenngleich Ende Januar in und um Neapel noch ein reichlicher Blumenflor vorhanden war (ich kaufte z. B. ein großes Bouquet mit 17 Kamelien, einer Menge Rosen und anderer Blumen für 15 Pfennige), so wurde doch die Luft merklich kühler.

Da wir nun auch Neapel und Umgegend hinreichend kennen gelernt hatten, so siedelten wir im Februar nach dem südlicher gelegenen, interessanten Salerno über, wohin mich namentlich die mit reichen Früchten beladenen Dattelpalmen und die blühenden Mandelbäume des Hotel Vittoria als Zeugen einer wärmeren Luft gelockt hatten.

Unsere Zimmer waren wieder südlich gelegen, dem herrlichen Golfe zugekehrt und die Verpflegung wie Bedienung waren gut. Dennoch war der Aufenthalt bisweilen dadurch ungemütlich, daß, wenn die kalte und stürmische Tramontane wehte, die Kamine rauchten und also kein Feuer gebrannt werden konnte.

Salerno und die Sarazenentürme der Umgegend, sowie die über der Stadt thronende alte Normannenburg erweckten recht die Erinnerungen an seine reiche Geschichte des Mittelalters. Dies ist zumal der Fall bei Besichtigung des hochinteressanten Domes San Matteo und seiner prachtvollen Krypta.

Ist dasjenige, welches man als Leiche des Evangelisten Matthäus dort beigesetzt hat, echt oder nicht?

Da man an verschiedenen Orten behauptet, seine Leiche zu besitzen, so hat man, ich vergesse, welchem Papste die Frage vorgelegt, welches die echte sei? Die Antwort soll gewesen sein, sie seien alle echt, es sei ein Wunder! Ob wahr oder nicht, so muß man doch die Echtheit des Salerno-Matthäus bezweifeln, da die Leiche erst im Jahre 930 nach Christo aus dem Oriente hierher gebracht ist.

Dagegen ist Papst Gregor VII. sicher hier beigesetzt worden in der mit seiner Büste geschmückten Kapelle der Krypta. Da endete der von Priesterhochmut in die wahnsinnigsten Herrschergedanken und Thaten verlockte Mann im Exile und machtlos, ein

Häufchen Asche, nachdem er durch die Demütigung Kaiser Heinrich IV. den Gipfel der Macht erklommen hatte!

Ende Februar bekam ich in Salerno durch Erkältung ein Halsübel, welches der dortige Arzt nicht richtig zu behandeln schien. Wir gingen deswegen nach Caserta, dessen gesunde Lage und schöne Luft bekannt genug sind. Aus diesem Grunde wurde dort das prachtvolle, große königliche Sommerschloß erbaut und wurden nach jenem Orte eine große Garnison und die großen Militärhospitäler gelegt, welche zugleich für Neapel mit bestimmt sind.

Mein Übel verschlimmerte sich indes in sehr bedenklicher Weise; der mich zuerst behandelnde Zivilarzt erklärte, es würde eine Operation notwendig werden, deren Vornahme er offenbar nicht gern übernehmen wollte; es schien sich ums Leben zu handeln.

Unter diesen Umständen wandte ich mich mittels eines Briefes, welchen ich noch am Abend durch einen Boten nach Neapel sandte, an den Generalgouverneur und Oberstkommandierenden Grafen Pallavicini und bat um Behandlung durch einen geschickten Militärchirurgen.

Schon am folgenden Morgen früh erschienen der Adjutant des Generalgouverneurs mit dem Garnisonskommandanten, General Garin di Cocconato in voller Uniform an meinem Bette, um sich meine Befehle zu erbitten.

Man stellte mir den Chefarzt der dortigen Hospitäler Dottore Majore Pateta zur Disposition, welcher mit seinem Assistenten Medico Capitano Cavaliere Luigi Muja mich äußerst aufmerksam und erfolgreich behandelte und zur rechten, schon vorher bestimmten Zeit mit großer Sicherheit und Geschicklichkeit operirte. Schließlich waren diese Herren, denen ich vielleicht mein Leben verdankte, jedenfalls aber sehr viel Arbeit verursacht hatte, auf keine Weise zu bewegen, ein Honorar anzunehmen.

Der General Garin hatte sich während meines dreiwöchentlichen Krankenlagers gleich einem liebenswürdigen Kameraden gegen mich benommen. Auch mein Krankenwärter wollte anfangs keine Remuneration von mir annehmen und im Wirtshause hatte man mich gleichfalls durchaus uneigennützig und höchst rücksichtsvoll behandelt.

Die Offiziere der Garnison hatten meine jungen englischen Freunde in ihr Offizierskasino aufgenommen und ihnen viel liebenswürdige Zuvorkommenheit erwiesen.

Ich glaube nicht, daß man in irgend einem Lande der Welt so wie oben geschildert verfahren wäre.

Leider konnte ich bei meiner Abreise meines Zustandes wegen noch nicht persönlich zum Grafen Pallavicini eilen, um meinen wärmsten Dank auszusprechen; so geschah dies wenigstens durch einen Brief, welcher sehr artig beantwortet wurde.

Unsere Ankunft in Rom hatte sich um mehrere Wochen verzögert. Infolgedessen waren die von mir im Hotel Anglaise ermieteten Zimmer anderweit vergeben worden; wir mußten, da kurz vor Ostern Rom mit Fremden überfüllt war, vorläufig mit elenden Räumen vorlieb nehmen. Nach vielem Suchen gelang es mir indes, eine ganze möblierte Etage in der Via del Croce zu bekommen, worin wir mit italienischer Bedienung eigenen Haushalt führen konnten. Das macht sich in Rom sehr leicht, da man das Diner billig und ganz vortrefflich aus nahegelegenen Speisehäusern erhalten kann. Dazu kam die Geschicklichkeit und Dienstwilligkeit unserer Philene, mit welcher sie alles leicht beschaffte und vollführte. Einen solchen Dienstboten giebt es wohl kaum in einem anderen Lande und vielleicht überhaupt nur ausnahmsweise. Sie konnte weder lesen noch schreiben, leistete aber alles mit großem Geschick, was man von einem weiblichen Dienstboten verlangen kann.

Ihr Mann, welcher einen anderen Dienst versah, war nur des Nachts im Hause, konnte ihr also nur wenig helfen. Sie verrichtete daher fast allein nicht nur den ganzen Dienst für uns alle zur vollsten Zufriedenheit, sondern besorgte auch auf eigene Bitte unsere ganze Wäsche gleich der geschicktesten Wäscherin für den üblichen Preis. Als ich ihr anfangs Erlaubnis anbot, zu ihrem Vergnügen auszugehen, wies sie dies mit ungeheucheltem Erstaunen zurück, indem sie beteuerte, in ihrer siebzehnjährigen Dienstzeit niemals zu solchem Zwecke ausgegangen zu sein. Sie meinte, wenn sie nur ohne Korb ausgehe, so würde sie in üble Nachrede geraten.

Über römisches Leben, die römischen Kunstschätze und Sehens-

würdigkeiten will ich aus den schon früher angegebenen Gründen nur wenig sagen, zumal es dem Zwecke dieser Aufzeichnungen nicht entsprechen würde.

Wir blieben in Rom zwar bis anfangs Mai und haben in dieser Zeit unendlich viel gesehen, aber für meine Wünsche dennoch lange nicht genug. Rom ist für mich der interessanteste Ort der Welt und fesselt den Geist mit solchen Banden, daß man sich immer wieder dorthin gezogen fühlt. So wenig auch verhältnismäßig aus den ersten Jahrtausenden der ewigen Stadt erhalten geblieben ist, so ist es doch noch unendlich viel an sich und jedenfalls hinreichend, um sich in historische Erinnerungen aus den verschiedenen Zeitaltern vertiefen, um aus den noch immer unvergleichlichen Sammlungen der erhabensten Denkmäler der Kunst und der Schönheit die unvergeßlichsten Eindrücke mitnehmen zu können.

Auch dessen kann man noch vielfach Zeuge sein, was in der Gegenwart geschaffen wird; wenngleich das jetzt im Vergleiche mit der antiken und der Renaissancezeit sehr gering ist, da die Mittel fehlen. Ich habe mich in Rom so recht überzeugt, daß man sich in meiner Jugend (und auch wohl noch jetzt) viel zu lange und zu ausschließlich mit dem klassischen Altertume beschäftigte. Die Geschichte des Mittelalters dagegen wurde oberflächlich behandelt, die wichtigsten Vorgänge, welche sich während der Zeit gerade in Italien abspielten, fast ganz vernachlässigt, ja sogar das wunderbare Aufleben des Menschengeistes in der Renaissancezeit aus den völlig barbarisch gewordenen Zuständen fast ganz übergangen, kaum die Namen der großen Geistesheroen jener Zeit, Bramante, Michel Angelo, Raphael u. s. w. genannt.

Dazu trug allerdings wesentlich bei, daß sich die weit wichtigere Reformation, die Befreiung von der Priesterschaft unmittelbar an jene Periode schloß und Lehrer wie Schüler zu sehr in Anspruch nahm. Dasjenige, was Rom aus jener Zeit am eigentümlichsten fortentwickelt hat, ist die musivische Kunst, welche am vollkommensten in der päbstlichen Mosaikfabrik gepflegt wird. Man sagte mir dort, daß man die Farbenabtönungen der Steine auf 32 000 gebracht habe, während die mir früher gemachte Angabe nur 10 000 betrug.

Dem sei wie ihm wolle, ich habe dort farbenprächtige Gemälde der verschiedensten Art gesehen, welche man in geringer Entfernung nicht von wirklichen Gemälden unterscheiden konnte. Man war damals mit überlebensgroßen, runden Porträts heilig gesprochener Päbste beschäftigt, welche ihren Platz über den Kolonaden in dem so enorm großen und überaus prachtvollen Dome San Paoli fuori le Mura finden sollten.

Es waren zu jener Zeit bereits so viele in dessen Mauern eingefügt, daß man nicht nur über die lange Reihe staunen mußte, sondern auch darüber, daß es so vielen heiligen Männern nicht gelungen war, die Priester und die Kirche zu reformieren, die verderbte Menschheit dem Barbarismus zu entreißen und die Sitten zu veredeln, anstatt dies der Reformation durch Ketzer und den Künstlern, sowie Gelehrten überlassen zu müssen!

Staunen und Bewunderung erregt in Rom vorzugsweise die noch so große Anzahl von Werken der Bildhauerkunst, welche uns aus dem klassischen Altertume erhalten worden sind, wenn man bedenkt, daß seit der Verchristlichung Roms nicht nur etwa 1000 Jahre der wütendsten Kriege und fanatischsten Zerstörungen die damaligen Kulturländer durchzogen hatten; sondern daß auch erst dann, also beim Beginne der Renaissancezeit die Wut des Sammelns jener Altertümer begonnen hatte. Bis dahin hatte man sich mit demselben Eifer auf das Sammeln alter Knochen, Nägel, Tücher, Kleider, Holzstückchen und dergleichen Reliquien gelegt, ja bekanntlich blutige Kriege darum geführt.

Neueren Forschungen ist der Beweis gelungen, daß die erobernden Barbarenhorden die Kunstwerke Roms noch mit Ehrfurcht geschont und daß erst das ganz verkommene Mittelalter und zwar meistens die Römer selbst ihre unschätzbaren Monumente anfangs aus christlicher Bigotterie, nachher in barbarischer Gleichgiltigkeit, um aus dem Marmor Kalk zu brennen, Steine und Säulen anderweit zu benutzen, zerstört haben. Die Notitea erzählt uns, daß zur Zeit des Kaiser Honorius (also circa im Jahre 400) in Rom noch unversehrt gewesen sind: 2 Kolosse, 22 große Reiterstatuen, 80 vergoldete Götterstatuen und 74 dergleichen von Elfenbein,

während uns ein Geschichtschreiber aus Justinians Zeit erzählt, daß im 5. Jahrhundert noch 3785 eherne öffentliche Bildsäulen der Kaiser und großen Römer in der Stadt gezählt worden seien. Wenn nun auch die Vandalen, die Gothen und die Saracenen manche Zerstörungen verschuldet, die Kaiser viel nach Byzanz fortgeschleppt haben mögen, so haben doch die plündernden und mordenden Scharen des apostolischen Kaisers Karl V. während des langen und beispiellosen Saccos Roms die meisten Zerstörungen verschuldet.

Woher stammt nun dennoch der reiche Inhalt von 20 bis 30 wirklichen Sammlungen der Antiken, darunter die größten der Welt, und die außerdem noch in circa 75 Palästen verstreuten Gebilde aus alter Zeit? Es sind zwar, als die Sammelwut begann, aus allen Teilen der alten Welt wieder aufgefundene Kunstwerke nach Rom gebracht worden, die meisten derselben hatte aber der etwa 14 Fuß hohe Schutt, auf welchem das neuere Rom erbaut ist, bis zum Wiederauffinden derselben bedeckt.

Bei Betrachtung dieser Überbleibsel aus altrömischer Zeit und vorzugsweise bei Besichtigung der meist trümmerhaften Bauten der mächtigen Kaiser drängt sich so recht das Gefühl auf, wie nichtig alles menschliche Thun, wie bald vergänglich die scheinbar für die Ewigkeit geschaffenen größten und schönsten Werke sind.

Gerade in Rom kann man sich so wohl erinnern, zu welchen Zwecken die vor uns liegenden Trümmer dienten und dienen sollten, kann sich vielfach auch noch ihre ursprüngliche Beschaffenheit ausmalen.

Steht nun auch noch ein Denkmal aus jener Zeit, wie z. B. Kaiser Hadrians Mausoleum ziemlich erhalten da, wo ist seine Asche geblieben und welch schandbaren Zwecken hat es seitdem gedient? Wie mancher ist in demselben gefoltert, erwürgt und enthauptet worden! Wie mancher ist in dem schaurigen Verließe Sam Marocco zu Tode gequält und verhungert bis zu den höchsten und verdienstvollsten Personen hinauf!

Wo ist die Asche des größten Kaisers Augustus samt seinem für die Ewigkeit erbauten Mausoleum nach einer so kurzen Spanne Zeit geblieben? Wenige Steine nur deuten die mißachtete Stätte

an, wo es stand. Nur Geisteswerke bleiben der Menschheit in ihren geistigen Wirkungen. Das sieht man wieder nirgends so deutlich als in Rom.

Von der interessanten Umgebung Roms konnten wir leider nicht viel sehen und von Rom selbst bei einem 6wöchentlichen Aufenthalte nur das Wünschenswerteste.

Will man Rom genießen, wie es verdient und verlockt, so muß man Jahre bleiben oder öfter wiederkommen. Man sagt, wer aus der berühmten Fontana di Trevi getrunken, den zieht es immer wieder mit Zaubermacht dorthin. Darin liegt viel Wahres, wenn es auch nicht durch das herrliche Wasser der Acqua Virgo bewirkt wird, so doch durch die um dieselbe herum liegende ewige Stadt selbst.

Da ich noch mehrere interessante Städte Norditaliens und womöglich auch die Seen besuchen wollte, so war es die höchste Zeit, Rom zu verlassen, von wo bereits sämtliche Touristen der Malaria wegen abgereist waren.

Freilich auf dem lieblichen Monte Pincio, wo die Gesellschaft jeden Nachmittag ihren Korso hielt, war noch keine Leere zu bemerken.

Der Tag der Abreise war da.

Unsere gute Philene und ihr Gatte Maurice waren über ihr buono mano so erstaunt, daß sie anfänglich an ihr Glück gar nicht glauben wollten, wieder und wieder fragten, was sie denn für das viele Geld noch zu leisten hätten. Maurice fuhr wenigstens noch mit bis zum Bahnhofe und nahm uns alle dortige Schererei ab.

Abends waren wir in Perugia und erlebten einen Luftwechsel von der schlechten römischen zu einer wahrhaft prachtvollen Luft, wie man denselben auf so kurze Entfernung und in ebener Gegend kaum für möglich halten sollte, wenn auch Perugia auf einer Höhe und frei liegt.

Hier kann man sich so recht ins Mittelalter versetzen, denn der Ort ist noch ziemlich so, wie er im 13. und 14. Jahrhundert vollendet worden ist, enthält sogar noch wohlerhaltene Bauten aus Kaiser Augustus Zeit.

Nicht bloß hierdurch lohnt sich ein Aufenthalt daselbst, sondern

auch durch die Vollständigkeit seiner Bildergallerie älterer Meister, namentlich aus Perugios Zeit und Schule, sowie durch die reiche Sammlung der in der Umgegend ausgegrabenen etruskischen Altertümer.

Die Fahrt von dort nach Florenz bietet nur Interesse durch den flüchtigen Blick auf den Trasimenischen See.

In der lieblichen Stadt am Arno trafen wir am 3. Mai den vollen Sommer, alles in Blüte. Im Hotel Alleanza gab man uns ganz vortreffliche Zimmer mit großem blumenumkränzten Balkon, bediente uns sehr gut und stellte mäßige Preise.

Florenz bietet so unendlich viel Schönes und Interessantes dar, daß man sich dort trotz eines unmittelbar vorangegangenen Aufenthaltes in Neapel und Rom gefesselt fühlt. Freilich trug die in dieser Jahreszeit so wonnige Cascine, in welcher wir fast täglich spazieren fuhren, und die wundervolle weitere Umgebung der Stadt nicht wenig zur Annehmlichkeit unseres Aufenthaltes bei.

Auch in diesem Orte wird man durch manches Denkmal in seine große Vergangenheit zurückgeführt, wenn auch die großartigen Sammlungen unser Hauptinteresse in Anspruch nehmen.

Man hat Florenz vielfach mit meiner jetzigen Heimat Dresden verglichen und dieses sogar Elb-Florenz benannt. Meiner Ansicht nach ist dieses gerade so wenig zutreffend, als ob man Florenz Arno-Dresden nennen wollte. Beide haben etwa nur das gemeinsam, daß sie an den Ufern zweier, jedoch sehr verschiedener Flüsse, beide in lieblicher, aber im Charakter grundverschiedener Gegend liegen; beide voller berühmter Kunstsammlungen sind. Früher mag auch das zum Aufkommen jenes Namens beigetragen haben, daß an beiden Orten Regenten residierten und in beiden reger Kunstfleiß herrschte.

Jetzt hat Dresden Florenz weit überholt und bietet in fast allen Richtungen viel Bedeutenderes dar als Florenz. Durch seine Annehmlichkeiten hatten wir uns solange halten lassen, bis es zu heiß wurde.

So dampften wir denn gen Norden, zuerst zur Stadt der Colonaden Bologna, wohin uns eine ganz prachtvolle und hochinteressante Fahrt durch den Appenin führte.

Auch dort war die Hitze bereits unerträglich, wogegen in dem alsbald erreichten Venedig noch eine angenehme, durch das Meer gemäßigte Temperatur herrschte.

Die Reise zu den Seen hatten wir wegen der Hitze und des verlängerten Aufenthaltes in Florenz aufgegeben.

Ein Hauptunterschied zwischen Italien und den andern zivilisierten, europäischen Ländern besteht darin, daß seine größeren Städte sämtlich ein ganz eigenartiges, weit von einander verschiedenes Gepräge tragen.

Dies tritt besonders stark auch in Venedig hervor sowohl in Lage, als in Bauart und Einrichtungen. Daher wird man denn auch, mag man vorher noch so viel Interessantes und Belehrendes gesehen haben, diesen wunderbaren und in seiner Art einzig dastehenden Ort mit Vorliebe besuchen.

Der geräuschlose Verkehr auf den Wasserstraßen und die mühelose Kommunikation wirken äußerst angenehm auf die Nerven. Wir hatten in mehrfacher Beziehung Glück bei unserem dortigen Aufenthalte. Unser Hotel lag gerade der Punta della Saluta gegenüber, gewährte uns also aus unseren Fenstern den Blick über den Eingang zum Canale Grande, zur Gindecca und fern übers Meer.

Allabendlich stieg gerade damals der Vollmond am Horizonte herauf und übergoß bei dem stets prachtvollen Wetter jene ganz großartige Szenerie mit seinem zauberischen Lichte.

Trotz der vielen Sehenswürdigkeiten, des unvergleichlichen Dogenpalastes, des prachtvollen St. Markus-Domes und so mancher anderer Kirchen und Paläste mit ihren Sammlungen, des eigenartigen, so anziehenden, allabendlichen Lebens auf der Piazza St. Marko, hat doch Venedig auf die Dauer etwas recht Eintöniges.

Wenn nun aber, wie dies schon damals begann, die Kanäle ihre übeln, sommerlichen Dünste entwickeln und von Moskitos schwärmen, so hört alle Poesie auf und der Aufenthalt in Venezia la bella muß ein ganz unleidlicher werden. Wir blieben daher auch nicht allzulange dort, sondern eilten über Graz und den Semmering nach Wien, um dort mit unserem Sohne Charles und seiner jungen Frau zusammen zu treffen.

Nach mehrtägigem angenehmen Aufenthalte kehrten wir sodann nach Dresden zurück, voll so bedeutender Eindrücke, daß man ein Leben hindurch daran zehren kann.

Wir hatten auf unserer Rückfahrt das heiterste, herrlichste Wetter. Dennoch nahmen die Klarheit der Luft und der Sonnenglanz in so bemerkbarer Weise ab, daß meine Frau kurz nach Passieren des Karstes meinte, wir würden gleich Regen bekommen.

Im April des Jahres 1876 erhielt ich in Form einer Einladung den Befehl Sr. Majestät, sobald als möglich nach Paris zu kommen, um mit nach England zu gehen, wo ein längerer Besuch der ganzen königlichen Familie in Aussicht genommen war.

Der ostensible Zweck desselben war der, die ehrwürdige Tante des Königs, die Herzogin von Cambridge, frühere Vizekönigin des Königreichs Hannover (von 1815 bis 1837) zu besuchen. Diese hohe Frau wurde vom Könige ganz besonders hoch geschätzt, wie denn auch alle Hannoveraner, welche sie kannten, mit größter Liebe und Verehrung ihrer gedachten. Ein zweiter Hauptzweck dieser Reise wurde zwar nicht erwähnt, ward aber alsbald von Freund und Feind erkannt und von letzteren für einen unliebsamen gehalten, wie man aus dem Folgenden ersehen wird. Es war der, die königlichen Kinder der Königin von England näher bekannt zu machen, diese für jene zu interessieren und die früher so herzlichen Bande der Verwandtschaft und Freundschaft wieder enger zu knüpfen.

Die Reiseabsicht und die Veranstaltungen dazu sollten geheim gehalten werden. Sie blieben es aber schon deswegen nicht, weil der König einen großen Teil von Claridges Hotel in London hatte mieten lassen. Da hatte sich nun, nach einer Benachrichtigung des Königs durch den Herzog von Cambridge, die Kaiserin Augusta bei der Königin von England zum Besuche angemeldet und war auch sogleich eingetroffen. Der König nahm die Rücksicht, seine Reise um 14 Tage, als der beabsichtigten Dauer jenes unvorhergesehenen kaiserlichen Besuches, zu verschieben. Dies wurde mir mit dem Bedeuten mitgeteilt, ich brauche nun erst um so viel später in Paris einzutreffen. Der König wohnte dort seit dem Herbste 1874, also seit meiner Abreise nach Italien; da die Ärzte diesen

Ort als besonders geeignet zum Aufenthalte für meinen armen Herrn erachteten, bei welchem sich seit dem Anfange jenes Jahres ein schweres Leiden (Knochenfraß) gezeigt hatte.

Im Jahre 1873 war ich einige Tage zur Geburtstagsfeier des Königs in Gmunden anwesend gewesen.

Damals hatte ich alle Ursache, mich nicht nur über die mir erwiesene ganz besonders gnädige Berücksichtigung, sondern auch über das gesunde Aussehen und die heitere, zufriedene Laune Sr. Majestät herzlich zu freuen.

Jetzt bei meiner Ankunft in Paris fand ich einen alternden Greis, fast kahlköpfig, mit dem Ausdrucke schmerzhaften Leidens im Gesichte wieder. Dennoch beherrschte er sich durch seine starke Willenskraft und zwang sich Fremden gegenüber zu einer Heiterkeit, welche er umsoweniger fühlen konnte, da er gerade vom Herzoge von Cambridge die Nachricht erhalten hatte, daß die Kaiserin ihren Besuch in England um eine Woche verlängert habe.

Der König, welcher so schon durch sein Leiden und die Aussicht auf die ihm bevorstehende Anstrengung sehr angegriffen war, geriet hierdurch in eine hochgradige Aufregung, konnte nicht mehr schlafen und verlor den Appetit.

Man muß nämlich wissen, daß Königin Viktoria ihren Geburtstag, den 24. Mai, stets in Balmoral still feierte, dahin immer einige Tage vorher von Windsor abreiste und sich durch kein Ereignis der Welt hieran verhindern läßt. Dieser Tag rückte nun, da der König abermals seine Reise verschob, so nahe, daß man befürchten konnte, die Königin überhaupt nicht mehr zu treffen.

Diese verlebt nämlich ihre meiste Zeit in Schottland und in Osborne, da sie sehr wenige Regierungsgeschäfte und gar keine Verantwortlichkeit hat, die sehr unbedeutende Repräsentation dem Prinzen von Wales und die verschiedenen Grundsteinlegungen, sowie Eröffnungsfeierlichkeiten ihm und den verschiedenen anderen Prinzen des Hauses überläßt.

Die Ärzte verordneten nun dem Könige, daß er nach dem damals noch leeren Dieppe gehen und dort in völliger Ruhe bis zur Abreise nach England Erfrischung und Kräftigung suchen solle.

Die Prinzessin Friederike, die Gräfin Bremer, der Flügeladjutant von Pawel und ich begleiteten Se. Majestät, auf welche der so zusagende Aufenthalt denn auch den erhofften Erfolg äußerte.

Da nur gemütliche Unterhaltung gepflogen werden sollte, so hatte ich dem Könige viel von Italien, der Schweiz und namentlich auch aus meinen früheren Erlebnissen zu erzählen, wozu ich nur die heiteren Dinge, Schilderungen der unendlich vielen mir bekannt gewordenen Originale, lustige Anekdoten u. dgl. wählte.

Dies regte ihn so an, daß er auch manch dahin Gehörendes zum besten gab und sein ausgezeichnetes Conversationstalent höchst anziehend entfaltete.

Der König wollte an einem bestimmten Tage nach Boulogne gehen, woselbst am folgenden Morgen die Königin, der Kronprinz, die Prinzeß Mary und das große Gefolge aus Paris ankommen wollte, um sodann vereint auf einen dort wartenden englischen Regierungsdampfer nach Dover hinüber zu fahren.

Da kam am Abend vor unserer Abfahrt nach Boulogne abermals ein Telegramm des Herzogs von Cambridge mit der Nachricht, daß die Kaiserin ihren Besuch bis zur Abreise der Königin nach Schottland auszudehnen beabsichtige.

Die Prinzessin Friederike hatte dies Telegramm geöffnet und beschied mich und die Gräfin Bremer in ihr Zimmer, uns dasselbe mitzuteilen. Sie äußerte, wenn sie dies jetzt dem Könige vorlese und um seine Befehle bitte, so würde das unfehlbar eine schlaflose Nacht und die übelste Einwirkung auf sein Befinden zur Folge haben; ich solle raten, was zu thun sei.

Ich meinte, man solle sogleich auf eigene Verantwortung zurücktelegraphieren, daß die schon auf morgen früh angeordneten Abreisen von hier und von Paris nicht mehr abgeändert werden könnten; man würde also kommen.

Am folgenden Morgen nach eingenommenem Kaffee müsse man denn unser selbständiges Handeln und dessen Gründe bekennen.

Der König billigte dasselbe nicht nur, sondern war sogar sehr erfreut über die ergriffene Maßregel. Die Abreise fand ganz in der angeordneten Weise statt.

Als wir vor der Einfahrt nach Dover anlangten, begegnete uns auf Schußweite der Dampfer, welcher die Kaiserin nach Deutschland zurückführte.

Der Empfang des Königs in England war nicht nur von seiten seiner zahlreichen schon bekannten Verehrer bereits von Dover an, wohin ihm mehrere entgegengereist waren, sondern auch in weiteren Kreisen und selbst im Volke ein ungemein herzlicher.

In London war selbstverständlich Empfang durch die königlichen Prinzen am Bahnhofe und kaum im Hotel angelangt, strömte die Aristokratie herbei, sich einzuschreiben, bevor nur ein Buch ausgelegt werden konnte.

Einladungen zu Festlichkeiten für fast alle Tage unseres Aufenthaltes kamen von allen Seiten; auch von Korporationen (sogar von Brighton) und zu Kirchenbesuchen.

In Bezug hierauf will ich gleich bemerken, daß diejenigen der Korporationen wegen des Königs Gesundheitszustand abgelehnt werden mußten, während in offizieller Weise nur Westminster-Abbey von der königlichen Familie besucht wurde, wobei Dean Stanley einen höchst großartigen und feierlichen Empfang und Gottesdienst veranstaltete.

Zum Könige war Lord Charles Fitzroy, einer der Equerries der Königin, kommandiert; eine Charge, welche derjenigen eines General- oder Flügeladjutanten entspricht. Lord Charles war Generalmajor und einen liebenswürdigern, erfahrenern und taktvollern Mann hätte man uns nicht beiordern können.

Außerdem beeiferte sich aus freien Stücken Colonel Fielding, Bruder des Earl of Denbigh, sehr, dem Könige Dienste zu leisten. Derselbe wurde aber im Laufe unseres Aufenthaltes in Folge einer Intrigue in englischen Kreisen, zu seinem außerhalb London befindlichen Bataillon gesandt.

Es ist unmöglich, jemanden herzlichere und größere Aufmerksamkeiten zu erweisen, als dies seitens der englischen Aristokratie dem Könige zu teil wurde.

Alle seine Gastgeber waren bemüht, ihm nicht nur das Beste zu bieten, was sie ohne irgend welche Rücksicht auf die Kosten

vermochten, sondern man war auch in zarter Weise bemüht, des Königs Lieblingsneigungen zu Rate zu ziehen und jede denkbare Rücksicht auf seinen körperlichen Zustand zu nehmen.

Ich schicke dies vor allem der Wahrheit gemäß voraus und wünsche es besonders zu betonen, weil ich auch dasjenige erwähnen werde, was mir noch als vorzüglich hervorragend, als eigentümlich oder als komisch erschienen ist.

Was das Erstere anlangt, so waren diejenigen Feste, welche die Herzöge von Buccleuch und von Westminster veranstaltet hatten, wohl die großartigsten teils wegen ihrer schönen Londoner Paläste, ihrer glänzenden Einrichtung und ihrer zahlreichen Dienerschaft, teils wegen der gebotenen musikalischen und sonstigen Genüsse. Der König sagte mir nach diesen Festen: „Sehen Sie, da waren wir bei wahren „Grand seigneurs"!

Diesen schlossen sich die Feste bei dem Marquis of Hertford, dem Grafen von Denbigh, den Ladies Henniker, Coutts, Pawlet und vielen anderen, sowie ein Gartenfest beim Herzog von Rutland würdig an. Abweichend von den kontinentalen Gebräuchen und als eigentümlich fielen mir folgende Dinge auf. Zunächst die große Beschränktheit der meisten Stadthäuser der englischen Aristokratie mit ihren engen und schlechten Treppen, kleinen Räumen, in welchen sich oft eine so zahlreiche Gesellschaft drängte, daß in den Zimmern alles Schulter an Schulter stand, ja selbst die Hausfluren und Treppen mit Gästen angefüllt waren.

Man setzte sich um 8, auch um $8^1/_2$ Uhr Abends mit einer selekten Gesellschaft von 18 bis höchstens 24 Personen zum Diner nieder.

Sobald dies vorüber, stellte sich dann eine oft nach Hunderten zählende Gesellschaft ein, um an den Abendunterhaltungen und einem gegen 1 Uhr servierten Buffet Teil zu nehmen.

Für den König war indes stets ein besonderer Tisch mit Sitzplätzen eingerichtet, wobei man mich aus Rücksicht für ihn oft an seine Seite setzte, während einige der höchsten Gäste die übrigen Plätze einnahmen.

Bei dem Diner gab es ein premier und ein second service, bei welch letzterem man fast von vorn wieder mit größeren Delikatessen begann.

Mich wunderte, daß wir fast bei jedem Diner Wachteln oder Ortolanen erhielten, bis ich erfuhr, daß diese erstaunliche Menge in England selbst gezüchtet wurde, da sie gerade in Mode waren.

Eigentümlich waren auch die musikalischen Genüsse, welche man dem Könige als leidenschaftlichen Musikfreunde und großen Kenner fast bei jedem Feste bot, welche aber recht oft große Mittelmäßigkeit nicht überschritten.

Am gelungensten waren die Vorträge englischer Glees, welche der Herzog von Buccleuch dem Könige vortragen ließ. Der Musikdirektor der Alberthallen hatte aus seinen 800—900 Sängern die besten Kräfte dazu ausgewählt.

Der König war ganz entzückt von diesen Gesängen und der meisterhaften Art, in welcher dieselben vorgetragen wurden.

Im Convent-Garden-Theater, wo wir Wilhelm Tell von kläglichen Sängern und mit ganz erbärmlichen Dekorationen aufführen sahen, rief er dem in die Loge tretenden Erbgroßherzog von Mecklenburg entgegen: „Aber das ist ja ganz schauderhafte Musik"! „Ja, Majestät" erwiderte dieser „es ist eine wohlbekannte Thatsache, daß in diesem Orchester jeder seine Violine nach seinem eigenen Geschmacke spielt."

Höchst eigentümlich war die Idee der Lady Egerton of Tatton, einer Dame, welche in liebenswürdigster Weise bestrebt war, des Königs Geschmack in ihrer Abendunterhaltung zu treffen und für seine Bequemlichkeit zu sorgen.

Sie hatte nämlich einen comic singer zu den musikalischen Genüssen engagiert. Wer die englischen comic songs und die Art, wie sie vorgetragen werden, kennt, wird den musikalischen Gehalt derselben beurteilen können. Die Bemühungen der guten Lady waren aber dadurch noch besonders amüsant, daß sie den Sänger aufgefordert hatte, seine Produktionen während zweier Stunden zum Besten zu geben. Als derselbe das für ganz unmöglich er-

klärte, hatte sie gemeint, daß sie doch erst neulich einen Taschenspieler gehabt habe, welcher ihre Gäste zwei Stunden hindurch unterhalten hätte.

Ich kann dem nur dasjenige Amüsement an die Seite stellen, welches ein königlicher Prinz dem Könige bot, indem er ihn en petit comité mit einem sogenannten Whit, einem gewissen Dr. Quin zum Diner einlud.

Einige sonstige Eigentümlichkeiten in Bezug auf die königliche Familie will ich später erwähnen.

Daß alle hervorragenderen Personen, alle alten Freunde (manche davon mehrfach) beim Könige Privataudienz nachsuchten und erhielten, war selbstverständlich.

Es war mir dabei besonders interessant, auch hierbei viele der damals bemerkenswertesten Personen flüchtig kennen zu lernen. Disraeli verweilte recht lange beim Könige und hatte ihm, nach den Mitteilungen Sr. Majestät zu schließen, viel Dunst vorgemacht. Der König erzählte auch davon seiner Tante, der Herzogin von Cambridge, als wir nachher in den Privatgärten von Buckingham Palace zusammensaßen und fügte hinzu, Disraeli sei höchst erfreut darüber gewesen, daß er seiner Romane lobend erwähnt, also dieselben gekannt habe. „Ja," sagte die Herzogin, „auf seine Romane ist er sehr stolz, wenn Du die gehörig lobst, so erobert er Dir Dein Königreich wieder!"

Hierauf fragte sie mich, welchen Eindruck der Premier auf mich gemacht habe. Ich erwiderte: „Nach seinem Äußeren und seinem Benehmen im Vorzimmer den eines Handelsjuden mit alten Kleidungsstücken." Auch von der Vorsicht und der Gewundenheit, mit welcher sich englische Staatsmänner oft ausdrücken, gab es ein komisches Beispiel.

Die Zeitungen brachten die Nachricht von der Ermordung des Sultans Abdul Aziz. Ich teilte dies, wie die sonstigen interessanteren Tagesneuigkeiten dem Könige mit, welcher indes jene Nachricht für erfunden hielt. Lord Derby, damals Minister des Äußern, hatte hierauf Audienz. Als er fort war und ich wieder beim Könige eintrat, erzählte mir dieser lachend, er habe

Derby gefragt, ob jene Nachricht wahr sei. Der edle Lord hätte erwidert, er habe einigen Grund, daran glauben zu können. Auf die weitere Frage des Königs nach diesem Grunde hätte der Minister geantwortet: Musurus Pascha, der türkische Botschafter, habe ihm heute Morgen die offizielle Anzeige von diesem Ereignisse gemacht.

So selbstverständlich diese Audienzen nun auch waren, so eigentümlich war die Beflissenheit, einer unglaublichen Anzahl von Personen in den verschiedenen Gesellschaften wieder und wieder einige Worte mit dem Könige zu wechseln oder gar einer thunlichst langen Unterhaltung gewürdigt zu werden, welche dann vielfach durch eine neue Vorstellung unterbrochen werden mußte.

Der König hatte den Wunsch ausgesprochen, daß die Vorstellungen durch mich, nicht durch die Gastgeber und Gastgeberinnen erfolgen möchten, welche mir daher diejenigen Personen nannten, die mir noch nicht bekannt waren. Da bildeten bisweilen 10 bis 20 Personen Queue oder warteten in der Ferne, die Augen auf mich gerichtet, bis die Reihe an sie kam, Herren sowohl, wie Damen.

Der König sprach mir mehrfach sein Erstaunen darüber aus, wie es mir möglich sei, ihm an einem Abende so viele Personen, oft 100 bis 150, mit fremdländischen Namen vorzustellen, ohne Irrtümer zu begehen.

Aber was will das sagen im Vergleiche mit der bewundernswerten Sicherheit, mit welcher der in einem Armstuhl oder einem Divan lehnende König sich stets sogleich in zurechtgefundener und liebenswürdigster Weise mit den Betreffenden unterhielt, welche immer ganz bezaubert von ihm schieden.

Gleich bewundernswert war es zu sehen, wie seine durch die freudige Anregung gesteigerte geistige Kraft über den armen, höchst leidenden Körper triumphierte, welcher diese Austrengungen Tag für Tag und Nacht für Nacht meistens bis 2 Uhr morgens aushielt. Ein Kammerdiener, welcher den König damals zu verbinden pflegte, versicherte mir, seine Wunde, in welcher eine Abflußröhre lag, sei 14 Zoll tief gewesen.

Oft, wenn ich den armen Herrn umfaßte, um ihm beim Niedersitzen in der Wagenecke beizustehen, konnte er sich während des Umdrehens und Niederbeugens eines halbunterdrückten Schmerzensausrufes nicht völlig enthalten. Dennoch hielt er sich durch seine starke Willenskraft während der circa 6 Wochen dauernden Anstrengungen nicht nur aufrecht, sondern fühlte sich auch durch das, was ihm sein Aufenthalt in England an Freundschaft und Erinnerungen bot, wahrhaft beglückt. Seine liebsten Erholungen waren die fast täglichen Spazierfahrten und Promenaden, welche er in meiner Begleitung im Hydepark und in Kensington-Gardens zu machen pflegte.

Sodann aber vorzugsweise seine fast täglichen Besuche bei seiner verehrten Tante, der Herzogin von Cambridge im St. James Palace. Dort weilte er oft stundenlang, besonders wenn ihn die anwesende Großherzogin von Mecklenburg-Strelitz mit ihrer Kammersängerin Schubert durch Gesang und Spiel erfreuten.

Nachdem ich den König ins Zimmer der Herzogin geleitet hatte, pflegte ich in den Vorsaal zurückzukehren, dort häufig den allerliebsten Kindern des Herzogs von Teck Geschichten zu erzählen oder mich mit der charmanten Hofdame Lady Joceline Sommerset oder dem treuherzigen Colonel Greville zu unterhalten.

Bisweilen nahm auch die Herzogin von Teck dort ihren 4 o clock tea gemütlich mit uns ein.

Die Zusammenkünfte des Königs mit der Herzogin fanden auch bisweilen in den Privatgärten des Buckingham Palace statt, wohin sich dieselbe im Rollstuhle hatte fahren lassen, und wo man denn ungestört in schönster Umgebung längere Zeit beisammensaß.

Die liebe verehrte Herzogin hat auch mich allein damals sowohl, als später während der Beisetzung der königlichen Leiche in Windsor empfangen, um über die alten glücklichen hannöverschen Zeiten zu plaudern. Der bleibende Eindruck war jedesmal ein herzgewinnender.

Über ihren Sohn, den Herzog, äußerte sie, er sei ein lieber, stets aufmerksamer Sohn, der sich fast täglich selbst bei ihr ein-

finde, um sich von ihrem Befinden zu überzeugen. Ich erwähne dies um so lieber, da ich sonst keine vorteilhaften Eindrücke von demselben aus der damaligen Zeit mitgenommen habe. Sein Aussehen war das eines weit über seine Jahre abgelebten Mannes geworden. Ich hörte ihn zudem militärische Ansichten aussprechen, welche es recht erfreulich für die englische Armee erscheinen lassen, daß er einige so tüchtige Generäle, wie Aircy, Pawlet, Horsford, Wolselly, Roberts und viele andere zu seiner Disposition hat.

Ganz besonders gern hatte der König auch die Herzogin von Teck, Prinzeß Mary von Cambridge, welche öfter bei ihm verweilte. Beide, sie sowohl als der Herzog, waren übrigens nicht nur beflissen, der königlichen Familie alle Aufmerksamkeiten zu erweisen, sondern bezeugten auch deren Gefolge vielfach ein liebenswürdiges Wohlwollen. Ich weiß nicht, ob es überhaupt Brauch in der englischen Königsfamilie ist, rücksichtlich des Gefolges königlicher Gäste anders zu verfahren, als dies auf dem Kontinente der Fall ist.

Jedenfalls fiel der Unterschied unangenehm auf, zumal in allen übrigen Kreisen die größte Zuvorkommenheit gegen uns alle herrschte. Hierzu mag allerdings wohl wesentlich die liebenswürdige Weise beigetragen haben, wie der König seine Umgebung einführte.

So hatte er mich überall als einen alten treuen Diener und Freund vorgestellt.

Über jene bemerkenswerten Unterschiede will ich einiges anführen; jedoch erst noch erwähnen, daß auch der Prinz Christian und der Marquis of Lorme, Schwiegersöhne der Königin, eine angenehme Ausnahme in dieser Beziehung machten.

Als der König seinen Besuch in Windsor nebst Familie und Gefolge angesagt hatte, ließ die Königin anheim geben, ob nicht das Gefolge gänzlich beschränkt werden könne?

Se. Majestät erwiderte, es sei überall Gebrauch beim ersten Besuche, das Gefolge vorzustellen, weswegen er darin keine Änderung machen könne. Wenn der König in meiner Begleitung dem Herzoge von Connaught, welcher einige Zimmer im Buckingham Palace bewohnte, zu bisweilen längerer Unterhaltung einen Besuch machte, und der Herzog den König in die Zimmer geleitete, so

hielt der Adjutant mich in der Halle, worin sich auch Portier und Lakaien aufhielten, zurück und verließ mich dann alsbald in dieser Gesellschaft. Ich entzog mich derselben nur dadurch, daß ich im Garten oder bei schlechtem Wetter in einem öden Gewächshause die langweiligsten Stunden meines Lebens zubrachte.

Als englische Damen am Ende unseres Aufenthaltes die Gräfin Bremer gefragt hatten, wie ihr denn Marlborough house, Residenz des Prinzen von Wales, welcher die Königin während ihrer Abwesenheit repräsentierte, gefallen habe, war sie zu antworten genötigt: „Wir alle, außer der königlichen Familie, kennen nur dessen Außenseite.“

Als die königliche Familie ihren Besuch in Windsor machte, wurde sie von der Königin von England, welche folgenden Tages nach Balmoral abreiste, der Prinzeß Beatrice und einigen Prinzen am Portale empfangen und sogleich in die Privatgemächer zum Lunch geführt.

Wir nahmen an der Marschallstafel Platz und wurden nach eingenommenem vortrefflichen, gemütlichen Mahle in den mir freilich längst bekannten so großartigen Windsor umhergeführt, wobei auch die bemerkenswertesten Kostbarkeiten gezeigt wurden.

Sodann hielt die Königin Cercle, wobei der König uns einzeln vorstellte und die Königin sich artig und heiter zeigte. Unsere königliche Familie schien ihre Zuneigung völlig gewonnen zu haben, wie dies uns auch später bestätigt wurde, und wie es bei den Eigenschaften derselben gewiß auch das unausbleibliche Resultat ihres Besuches sein mußte.

Auch der alte Leibkammerdiener des Königs, der gute Mahlmann, dessen treue Seele immer auf seinem Gesichte lag, hatte Königin Victoria ganz besonders gefallen. Derselbe war bereits pensioniert; da er aber geläufig englisch sprach, hatte der König ihn für diese Reise nochmal einbeordert. Dem guten Alten habe auch ich viel liebenswürdige Aufmerksamkeit zu danken, welche aus unserer Bekanntschaft vom 1866er Feldzuge resultierte.

Es liegt nahe, hier im Vergleiche auch des bekannten Mr. Brown zu erwähnen, welchen ich damals sowohl, als bei der Bei-

setzung Sr. Majestät in Windsor, freilich nur flüchtig gesehen habe. Seinem rüden Äußeren schienen seine Manieren zu entsprechen; wenigstens bewegte er sich mit einer auffallenden Nonchalance und grober Rücksichtslosigkeit umher, als ob er der Herr und die Hauptperson sei. Ich glaube, seine Stellung und sein Wesen hat auf die Dienerschaft überhaupt insofern einen nachteiligen Einfluß geäußert, als sich unter den königl. englischen Lakaien mehrere bemerkbar machten, welche ich wegen ungeschliffenen Benehmens in Gegenwart des Königs zurecht weisen mußte.

Dies passierte bei den Ausfahrten; die Königin von England hatte nämlich Sr. Majestät ihren Marstall nebst Dienerschaft zur Benutzung überwiesen. An sonstigen Aufmerksamkeiten ließ Königin Victoria ihrem Vetter die folgenden zu teil werden:

Sie ernannte den König zum General, den Kronprinzen zum Obersten der englischen Armee.

Da dies nach einer großen Parade geschah, welcher ich später nochmal erwähnen werde, auf welcher der Kronprinz in hannöverscher Husarenuniform erschienen war, so will ich dahin gestellt sein lassen, in wie weit Äußerungen des früheren ersten Edelmanns des Königreichs Hannover, jetzigen preußischen Gesandten zu Obigem Veranlassung gegeben hatten.

Sodann übersandte die Königin zweimal einen Lachs aus dem river Dee und dreimal ein Blumenbouquet als Geschenk.

Ich erwähne diese Freundlichkeiten besonders deshalb, weil man in den höheren englischen Kreisen sich vielfach ganz empört über den Mangel an Aufmerksamkeit ihrer Königin gegen deren Vetter äußerte. Sogar ihr eigener Lord Chamberlain, der so loyale und ausgezeichnete Lord Hertford sprach es an seiner eigenen Tafel in starken Ausdrücken öffentlich aus, mann habe gewünscht und erwartet, daß die Königin ihren Herrn Vetter im Buckingham Palace logiert und ihm umso größere Aufmerksamkeit erwiesen hätte, je weniger sie in politischer, ja selbst in privatrechtlicher Beziehung hatte für ihn thun oder erreichen können. Ich betone übrigens, daß ich mich selbst zu gar keinem Urteile in dieser Beziehung

für kompetent erachte. Daß übrigens nicht nur in den höheren, sondern auch in den bürgerlichen Kreisen die größten Sympathien für den König herrschten, wurde ihm durch zahlreiche Beweise kundgegeben.

Selbst von solchen Leuten geschah dies, zum teile mit wahrer Aufopferung, welche ihn garnicht kannten, und welche sicher nicht das mindeste Interesse dabei haben konnten.

Um nur ein Beispiel anzuführen, so fuhr ein Ladenbesitzer einen ganzen Morgen bis zu unserer nachmittägigen Abreise in London umher, um dem Könige eine schottische Mütze von gewisser Form zu verschaffen, welche er zu haben wünschte.

Als er dieselbe kurz vor unserer Abfahrt selbst brachte, war er nicht zu bewegen, eine Entschädigung für seine Bemühungen, noch selbst Erstattung seiner Auslagen für den Wagen p. p. anzunehmen.

Fast täglich passierten derartige Dinge und solche, welche mit des Königs Jugendleben und Erinnerungen zusammenhingen.

Sein wunderbares Gedächtnis auch hiefür setzte oft Personen in das größte Erstaunen, wenn ihnen kleine Ereignisse aus jener Zeit wieder ins Gedächtnis gerufen wurden mit allen Umständen und Zeitdaten, als ob dieselben erst soeben passiert wären.

Am meisten aber verwunderten sich die betreffenden Augenzeugen über den erstaunlichen Ortssinn dieses blinden Herrn, welcher in den Lokalitäten, in welchen er als sehender Knabe früher geweilt hatte, noch jetzt so Bescheid wußte, als ob ihm das Augenlicht geblieben wäre. Namentlich war das höchst auffällig in Kew und Cumberland Lodge In letzterer — um nur ein Beispiel zu erzählen, wohnte der Prinz Christian, Gemahl der Prinzessin Helene mit Familie. Die Prinzeß war noch im Wochenbett, als der König und Prinzessin Friederike in meiner Begleitung dorthin zum Besuch fuhren.

Als wir beim Lunch saßen, an welchem außer den königlichen Herrschaften nur noch die liebenswürdige Prinzeß Amalie von Holstein, eine englische Hofdame und ich teil nahmen, wies der König auf eine Stelle an der Wand und sagte:

„Durch jene Thür bin ich auch oft genug gelaufen.“ Der Prinz erwiderte: genau an der bezeichneten Stelle sei allerdings die erwähnte Thüre noch gewesen, als er Cumberland Lodge bezogen; er habe dieselbe aber zumauern lassen.

Am ergreifendsten war übrigens eine Erinnerungs-Szene ganz anderer Art, welcher ich beiwohnte, als die Königin mit den beiden Prinzessinnen Friederike und Mary von der zur Feier des Geburtstages der Königin von England abgehaltenen großen Parade zurückkehrten.

Die Thüre des königlichen Gemaches öffnete sich plötzlich zum Hereintritt jener erlauchten Damen, welche sich weinend, schluchzend mit dem Ausrufe: „Oh, wie schrecklich war das!“ in die Arme des Königs warfen. Dieser war anfangs ganz erschrocken. Als aber bei der aufgeregten Schilderung, wie die englischen Garden mit auch unserem Parademarsche vorbei marschiert, wie der Kronprinz, welcher nach Sitz und Uniform so sehr an den König Ernst August erinnert habe, mit seinem Adjutanten Volger, gleichfalls in hannöverscher Husarenuniform, daher geritten sei und ihnen das Herz vor Wehmut habe brechen wollen, die Erinnerungen zu mächtig wurden, da übermannte auch den König die Rührung, obwohl er sich dazwischen fortwährend bemühte, dieselbe zu bekämpfen und die Damen zu trösten in liebreichem Zuspruch. Der Aufenthalt der Königin und der Prinzessin Mary in England war von Haus aus nur auf kürzere Zeit in Aussicht genommen gewesen. Auch besuchte Ihre Majestät nur sehr wenige Gesellschaften, blieb auch von dem alljährigen großen Ballfeste der Season im Buckingham-Palace nebst Sr. Majestät zu Hause.

Ich war recht froh, dies als Grund angeben zu können, ebenfalls fort zu bleiben.

Der Kronprinz blieb mit seinem Adjutanten zwar noch einige Tage länger als die Königin, um das Derbyrennen mitmachen zu können, reiste dann aber ebenfalls ab, während der König und Prinzessin Friederike noch längere Zeit in London, wo es ihnen so ungemein gefiel, verweilten.

Endlich kam denn auch der Tag unserer Abreise heran, welche

unter den üblichen Förmlichkeiten und mit der Anwesenheit einer großen Menge guter Bekannter und Freunde, sowie einer hurrahschreienden Menschenmasse stattfand. Die See war sehr stürmisch, der König und ich allein ganz frei von Seekrankheit. So setzte ich mich an seine Seite, der auf einer bequemen Bank ausgestreckt und durch ein auf Deck ausgespanntes Segel geschützt, bald vor Erschöpfung eingeschlummert war, ihn mehrfach vor dem Herabrollen bewahrend. In Calais wurde ein ganz vortreffliches Diner eingenommen und die Nacht zugebracht.

Hier verabschiedete ich mich von dem geliebten, erhabenen Herrn, welchen ich lebend nicht wieder sehen sollte. Er sprach sich nochmal höchst befriedigt über seine Reise aus, dankte mir in herzlich warmen Worten und sandte meiner lieben Frau als Dank dafür, daß sie meiner so lange entbehrt habe und ihm so treu ergeben sei, eine prachtvolle goldene Kette mit Photographie im Medaillon; welcher Prinzeß Friedericke noch ein allerliebstes Blumenglas hinzufügte.

Es ist mir eine wahre Herzensbefriedigung, zu wissen, daß mir Sr. Majestät die gnädigsten Gesinnungen bis zum Ende bewahrt hat. Unerwähnt will ich nicht lassen, daß es mir während meines Aufenthaltes in England auch zur besondern Freude gereicht hat, das Glück meines ältesten Sohnes mit anzusehen, welcher mir seine reizende Braut, Miß Templer, vorstellen konnte.

Nach so manchen Hin- und Herzügen vermißten wir, je älter wir wurden, ein festes, ruhiges und gemütliches Heim, worin wir, so weit dies von uns abhängt, unsere Tage beschließen konnten. Daher entschloß ich mich, ein solches in Dresden zu erbauen.

Inmitten dieser Arbeit erhielt ich die erschütternde Trauerkunde von dem so frühzeitigen Tode des Königs.

Sobald es entschieden war, daß seine Leiche in der Königsgruft zu Windsor beigesetzt werden sollte, eilte ich dorthin, um meinen lieben Herrn den letzten Ehrendienst zu erweisen. Sowohl die französische Regierung als das Volk von Paris, woselbst der König gestorben war, hatten bei seinem Tode die größte Sympathie für ihn an den Tag gelegt, und dem entschlafenen Herrn dieselben

Ehrenbezeugungen erwiesen, welche dem eigenen Monarchen in einem solchen Falle zugekommen sein würden. Auch in England war alles geschehen, um die Beisetzung würdig und feierlich zu gestalten.

Königin Victoria zeigte die tiefste und aufrichtigste Trauer und eine herzliche Teilnahme für die drei bei der Beisetzung anwesenden königlichen Kinder. Mit liebenswürdiger Fürsorge hatte sie gleichfalls die in Menge herbeigeströmten Hannoveraner bedacht. Auch muß ich erwähnen, wie wiederum bei dieser Gelegenheit vom Lord Chamberlain dem Marquis of Hertford alles mit Sorgfalt und Liebe angeordnet war, so daß ich mich nicht enthalten konnte, ihm sowohl dafür, als auch für die dem Könige vor zwei Jahren so vielfach erwiesene Freundschaft zu danken, welche wesentlich dazu beigetragen hatte, ihm die letzte große Lebensfreude zu verschaffen.

Ein wehmütiger Trost war es mir, in alle die ehrlichen, treuen und mitfühlenden Gesichter so vieler Landsleute zu blicken und einer Menge alter Kameraden zu begegnen, welche früher ebenfalls in persönlichem Dienste des Königs beschäftigt gewesen waren und mit ihnen Erinnerungen auszutauschen.

Bei dem nach der Trauerfeierlichkeit stattfindenden Lunch sprach ich auch noch einmal den Prinzen Napoleon.

Noch vor kurzer Zeit, als er sich vom Könige in London verabschiedete, sagte er ihm: „Nun, ich hoffe Majestät, wir werden beide noch einmal zu unserem Rechte kommen!“

Wieder kurze Zeit nachher fand dieser liebenswürdige und begabte Mann seinen Tod durch die Speere einiger Wilden!

So vergeht die Herrlichkeit der Welt!



Druck von Hallberg & Büchting in Leipzig.

